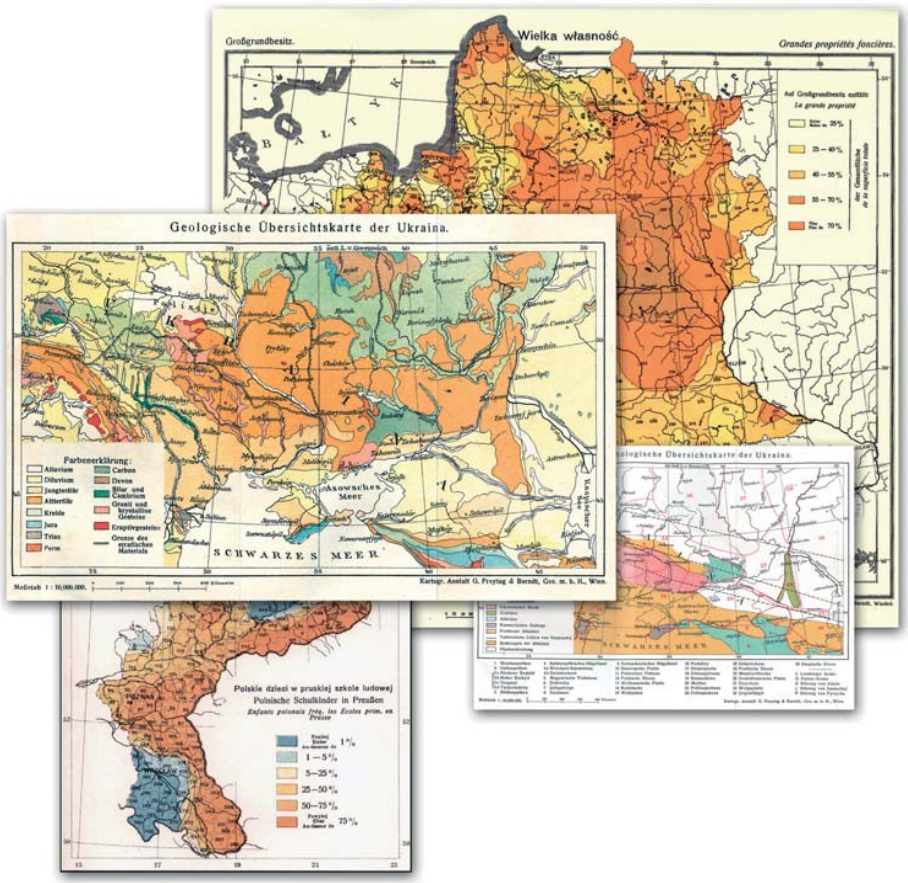
Maciej Górny

# Vaterlandszeichner




## Geografen und Grenzen im Zwischenkriegseuropa

fibre

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

# VATERLANDSZEICHNER

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

EINZELVERÖFFENTLICHUNGEN DES
DEUTSCHEN HISTORISCHEN INSTITUTS WARSCHAU

39

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Maciej Górny

# Vaterlandszeichner

## Geografen und Grenzen im Zwischenkriegseuropa

Aus dem Polnischen von
Dorothea Traupe

fibre

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Titelabbildungen:

Karten: Struktur des Grundeigentums in den polnischen Gebieten (Eugeniusz Romer, 1916) – hinten; Geologische Übersichtskarte der Ukraine (Stepan Rudnyc'kyj, 1916) – vorn; Tektonisch-morphologische Übersichtskarte der Ukraine (Stepan Rudnyc'kyj, 1916) – unten rechts; Polnische Schulkinder in Preußen (Eugeniusz Romer, 1916) – unten links.

© fibre Verlag, Osnabrück 2019
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-944870-68-7
www.fibre-verlag.de

Titel der Originalausgabe:
Kreślarze ojczyzn. Geografowie i granice międzywojennej Europy
© Copyright by Maciej Górny
© Copyright by Instytut Historii im. Tadeusza Manteuffla
Polskiej Akademii Nauk, Warszawa 2017

Reihen- und Umschlaggestaltung: Ingo Schneider, www.isio-design.de
Herstellung: Druckerei Hubert & Co, Göttingen

Printed in Germany 2019

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

# Inhalt


Vorwort . . . . . 7

I. Lehrjahre . . . . . 11
Biografie . . . . . 12
Studium . . . . . 17
Vorboten des Sturms . . . . . 27

II. Krieg . . . . . 47
Inkorporation oder Föderation . . . . . 48
Koloniale Geografie . . . . . 55
Das richtige Buch zur richtigen Zeit . . . . . 64

III. Karten auf den Tisch . . . . . 87
Vorbereitungen . . . . . 90
Rom . . . . . 95
Paris . . . . . 97
Unter Experten . . . . . 114

IV. Grenzziehung: Völker . . . . . 131
Von der Grenze zum Volk . . . . . 135
„Arithmetische Fiktion“: Nationalitätenstatistik . . . . . 144
„Fantasie und Spekulation“: Fläche und Punkte . . . . . 157

V. Grenzziehung: Boden . . . . . 191
Ethnizität und Kultur . . . . . 193
Geologie, Klima, Vegetation . . . . . 207
Geopolitik . . . . . 227

VI. Nach dem Krieg ist vor dem Krieg . . . . . 235
Geografie ohne Deutsche . . . . . 236
Slawische Kongresse . . . . . 241



DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Neue Normalität ..... 246
Wiederaufbau ..... 251
Abschiede ..... 258
Dienst ..... 264

Quellen- und Literaturverzeichnis ..... 267

Personenregister ..... 295

Geografisches Register ..... 299

## Abkürzungen

| | |
|---|---|
| AAN | Archiwum Akt Nowych [Archiv für Neue Akten, Warschau] |
| AfG | Archiv für Geographie |
| AGS | American Geographical Society of New York Records |
| ASANU | Arhiv Srpske Akademije Nauka i Umetnosti [Archiv der Serbischen Akademie der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, Belgrad] |
| BJ | Biblioteka Jagiellońska [Jagiellonische Bibliothek, Krakau] |
| KNP | Komitet Narodowy Polski [Polnisches Nationalkomitee] |
| NKN | Naczelny Komitet Narodowy [Nationales Oberkomitee] |

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

# Vorwort

Anfang 2015 erwähnte ich in einem privaten Gespräch mit Peter Haslinger – ein großartiger Spezialist für die Geschichte der politischen Geografie – die Idee, eine Arbeit über die Schüler von Albrecht Penck zu schreiben, die aus Ostmitteleuropa stammten. Es würde, so erläuterte ich, ganz grob gesprochen um begabte und sehr ehrgeizige junge Menschen gehen, die fasziniert von der Fortschrittlichkeit der deutschsprachigen geografischen Wissenschaften gewesen seien. Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurden diese Personen Zeugen, manchmal auch Teilnehmer und gelegentlich stille Gegner der deutschen und österreichisch-ungarischen Besatzung in Ostmitteleuropa. Ihre ehemalige Professoren – darunter Albrecht Penck – schlossen sich dagegen mit Begeisterung der „moralischen Eroberung" der Region an. Sie erkundeten, forschten und dokumentierten aus Sicht von Kolonisatoren, die ein neues, wildes Land eroberten.

Die nächste Wendung geschah dann um den Jahreswechsel 1918/19. Einige von Pencks Schülern wurden damals zu führenden Experten im Dienste ihrer Nationalstaaten. Während der Pariser Friedenskonferenz leisteten sie einen nicht unbedeutenden Beitrag beim Ringen um die vorteilhaftesten Grenzen. Dabei kam es in einigen Fällen zu offenen Konflikten zwischen ihnen und ihren deutschen und österreichischen Kollegen, bei denen sie die territoriale Integrität ihrer Länder verteidigten. Bei diesen Auseinandersetzungen stand Penck auf der einen Seite der Barrikaden – und ein Teil seiner ehemaligen Studenten auf der anderen. Die weitere Geschichte handelt von der mühevollen Wiederaufnahme der Kontakte und der Überwindung der Klüfte zwischen den deutschen Geografen und ihren inzwischen emanzipierten Kollegen aus Ostmitteleuropa. Eine Wiederherstellung der vorherigen Beziehungen gelang jedoch nicht mehr. In der Zwischenkriegszeit herrschte ein „Kalter Krieg" unter den nationalistischen Geografen, der dann wenig später „heiß" wurde.

„Aha" – das war die Reaktion meines klugen Gesprächspartners auf diese Ausführungen – „das heißt, du bereitest die psychoanalytische Geschichte eines (Über-)Vatermordes vor?". Im ersten Moment war ich

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

empört, weil die Freud'sche Analyse der Beziehungen, die die Protagonisten meines – damals noch hypothetischen – Buches verband, mir nicht in den Kopf wollte. Mit etwas zeitlichem Abstand zu dem Gespräch, hätte ich sicherlich ruhiger reagiert. Denn Peter Haslinger hatte in vielerlei Hinsicht recht. In der Geschichte der geografischen Wissenschaften lässt sich beim Kontakt zwischen Deutschland und seinen östlichen Nachbarn wirklich viel Material finden, das auch Psychoanalytiker interessieren würde. Aber das ist nur eine Ebene, auf dem man sich dem Thema nähern kann.

Neben dem symbolischen Vatermord (um bei dieser überspitzten Metapher zu bleiben) erwiesen sich auch andere Motive als wichtig: beispielsweise die wissenschaftliche Argumentation, die aus den (damals) neuesten Trends in der Geografie schöpfte und von den Protagonisten dieses Buches genutzt wurde, um die territorialen Forderungen ihrer Delegation zu begründen, oder auch als Ergebnis der Emanzipation der „Vatermörder" in der Zwischenkriegszeit, die weite Öffnung für internationale Kontakte, für deren Anbahnung und Pflege Deutsche und Österreicher nun nicht mehr gebraucht wurden. Manche Schüler überflügelten ihre Meister und wurden selbst zu überragenden Vertretern ihrer Disziplin.

Dieses Buch verbindet und vermischt deshalb verschiedene Perspektiven und bleibt dabei nur einem Thema konsequent treu: dem Kontakt mit der modernen Geografie. Die geografischen Wissenschaften durchliefen Anfang des 20. Jahrhunderts einen Erneuerungsprozess und gewannen sowohl in der öffentlichen Wahrnehmung, aber auch bei den ungefähr zeitgleich stattfindenden territorialen Veränderungen in Mittel- und Südosteuropa immer mehr an Bedeutung. Ein so formuliertes Thema greift auf viele Begriffe zurück, die ursprünglich aus der Geschichte der Geografie oder der politischen Geschichte stammen. Meine Betrachtungen betreffen nur am Rande damals überragende Wissenschaftler, die im Kampf um die territoriale Gestalt des „neuen Europas" keine größere Rolle spielten, sowie viele der politisch engagierten Wissenschaftler, die nur äußerst selten das Gebiet der Geografie betraten. Völlig außerhalb meines Blickfeldes blieb die faszinierende Geschichte der militärischen Kartografie, die in den Jahren des Ersten Weltkriegs eine stürmische Entwicklung erlebte. Durch die Konzentration auf professionelle Geografen unterblieb die Beschäftigung mit der allgemein bekannten Verwendung ihrer Gedanken in der Propaganda der miteinander konkurrierenden Nationalbewegungen fast gänzlich. Zur Liste dieser Auslassungen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

kann der informierte Leser sicherlich ohne größere Schwierigkeiten noch weitere Themen hinzufügen.

Nach der Beschreibung dessen, was in diesem Buch nicht vorkommt, möchte ich nun sein aus meiner Sicht wichtigstes Merkmal hervorheben. Es ist kein Zufall, dass im Titel der konkrete Hinweis darauf fehlt, mit welchem Teil Europas ich mich beschäftigen werde. Das kam so, auch wenn die Angelegenheit offensichtlich erscheint: In diesem Buch geht es um Ostmitteleuropa und den Balkan, nicht um die Iberische Halbinsel, Russland oder Skandinavien. Diese symbolische Geste entspringt dem Trotz. Schreibt man über diesen Teil Europas, nimmt man meist – übrigens zu recht – eine Perspektive der Modernisierung ein, verstanden als ein Aufholen von Rückständen im Vergleich zum besser entwickelten Westen. Normalerweise bewährt sich so ein Zugang, weil er reale, materielle Grundlagen hat. Es gibt jedoch Ausnahmen, die diese Regel bestätigen, und die Wissenschaftsgeschichte liefert davon vergleichsweise mehr als andere Zweige der Geschichtswissenschaft. Berücksichtigt man sowohl die Bedeutung und die langfristigen Folgen des territorialen Umbaus im Osten und Südosten Europas als auch das wissenschaftliche Niveau der an der Gestaltung eben dieses Umbaus beteiligten Geografen, dann glaube ich, dass die hier erzählte Geschichte wichtiger, origineller und folgenschwerer ist als andere. Man sollte sie als eine zentrale europäische Erzählung über das politische Engagement der Geografen lesen. Ihre Fachkollegen aus anderen Teilen der Welt konnten sich nur selten selbst als Mitschöpfer einer neuen Wirklichkeit erleben, oder auch – folgt man den Gedankengängen der Protagonisten dieses Buches – als Entdecker von Naturgesetzten, die den richtigen Verlauf der Grenzen bestimmen. Nirgends sonst wurden Geografen zu Vaterlandszeichnern.

* * *

Der Autor ist Menschen und Institutionen zu Dank verpflichtet, ohne die das Buch überhaupt nicht entstanden oder dessen Entstehung bedeutend länger gedauert und mühevoller gewesen wäre, als es der Fall war. Die Idee, den ursprünglich geplanten Beitrag zur Geschichte der Geografie während des Ersten Weltkriegs zu einem Buch fortzuentwickeln, stammt von Włodzimierz Mędrzecki, Historiker und Ethnologe, Leiter des vom Nationalen Programm für die Entwicklung der Geisteswissenschaften finanzierten Projektes „Der Erste Weltkrieg auf polnischem Boden. Erwartungen – Erfahrungen – Konsequenzen“. Die Mittel der Förderung erlaubten es mir, Recherchen und Konferenzen frei zu wählen, die mir für

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die Arbeit an diesem Buch unentbehrlich schienen. Beim Zugang zu Archivmaterialien und schwer zugänglichen Publikationen waren mir zwei wissenschaftliche Institutionen besonders behilflich, in denen ich zwischen 2014 und 2017 viel Zeit verbrachte: das Deutsche Historische Institut in Warschau und das Imre Kertész Kolleg in Jena. Besonderer Dank für die großartige Führung durch die archivierten Hinterlassenschaften der renommierten Geografen gilt Morgane Labbé und Vedran Duančić. Sehr gerne erinnere ich mich an die Freundlichkeit, mit der mir die Mitarbeiter des Leipziger Archivs für Geographie und des Wiener Archivs der Österreichischen Akademie der Wissenschaften begegneten – während meiner Recherche, aber auch bei der Nutzung von Illustrationen für dieses Buch, die aus den Beständen dieser Institutionen stammen.

Das Imre Kertész Kolleg erwies sich als idealer Ort, um die Materialfülle zu ordnen und zu einem logischen Ganzen zusammenzufügen. Hinzu kamen inspirierende Diskussionen mit Kolleginnen und Kollegen aus verschiedenen Ländern, die – ehrlich oder nicht – jedes Mal ihr Interesse für das Thema ausdrückten, an dem ich gerade arbeitete. Ein besonderer Dank gilt den Praktikanten. Nicht nur haben sie stundenlang ohne zu klagen Karten und Tabellen eingescannt, die ich für meine Arbeit brauchte, sondern sie waren darüber hinaus manchmal auch bereit, sich etwas zusammenhangslose Geschichten über Geografen und Geografie anzuhören. Ohne sie wäre meine Arbeit an diesem Buch nicht nur deutlich mühevoller, sondern auch wesentlich weniger angenehm gewesen. Während der Arbeit wurden einige der Thesen bei Konferenzen und Seminaren, an denen ich teilnahm, diskutiert. Die Namen der Diskussionsteilnehmer kann ich zwar nicht alle einzeln nennen, ich weiß ihren Beitrag zu meinem Denkprozess aber zu schätzen.

In dieser Hinsicht gebührt mein Dank für ihre große Unterstützung noch drei anderen Personen. Erstens der bereits erwähnten Morgane Labbé, deren kluge und tiefgründige Anmerkungen manche meiner etwas voreiligen Schlüsse auf den Kopf stellten. Zweitens Guido Hausmann, der mir seit Jahren Vorbild dafür ist, dass in den Arbeiten früherer Geografen die klugen Dinge – und nicht die wunderlichen – das wichtigste sind. Drittens schließlich Maciej Janowski, ein wahrer Meister wichtiger und unbequemer Fragen. Meinen Dank ausdrücken möchte ich auch Justyna Górny, der ersten und strengsten Rezensentin dieses Buches.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

# I. Lehrjahre

Die Protagonisten dieses Buches sind Geografen, Spezialisten für die schwierige Kunst der Grenzziehung. In einigen Fällen zähle ich zu dieser Gruppe auch Vertreter benachbarter Disziplinen: Statistiker, Soziologen, Ethnografen oder auch Anthropologen. Außer der Profession und ihren wissenschaftlichen Interessen verband sie die außergewöhnliche Rolle, die sie bei der Gestaltung der territorialen Form Ostmittel- und Südosteuropas spielten. Manche nahmen direkt an den Pariser Friedensverhandlungen im Jahr 1918 und 1919 teil, andere – zwar bei den Beratungen nicht zugelassen – versuchten aber durch Publikationen, die sie den Experten der Großmächte zur Verfügung stellten, Einfluss auf den Verlauf der Verhandlungen zu nehmen. Ein ebenso wichtiges Feld ihrer Betätigung war die Begründung (respektive Diskreditierung) neuer Grenzen in Aufsätzen und bei öffentlichen Auftritten, die sich sowohl an ihre Landsleute als auch an das Ausland richteten. Wissenschaft und Politik (in der aus- und inländischen Variante) waren die beiden Gebiete, auf denen sie sich gleichzeitig tummelten und sich dabei bemühten, dem eigenen Land zu dienen, aber auch ihrem professionellen Berufsethos nicht untreu zu werden.

Damit erschöpft sich jedoch die Liste der Gemeinsamkeiten zwischen ihnen noch längst nicht. Derer gibt es nämlich so viele mehr, dass es sinnvoll erscheint, eine Art kollektive Biografie zu entwerfen. Dabei handelt es sich allerdings um keine tiefgehende und fundierte prosopografische Untersuchung, sondern eher um eine Skizze, die diejenigen Elemente im Lebenslauf der Wissenschaftler zusammenfasst, die Einfluss auf ihre Tätigkeit während des Ersten Weltkriegs hatten. Wir betrachten als nächstes also die wichtigsten Etappen solch eines kumulierten Lebenslaufes, die kollektive Biografie einer Gruppe von Menschen, die ich im weiteren Verlauf des Buches meist einfach als „Geografen“ bezeichnen werde.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

## BIOGRAFIE

Sie gehörten alle derselben Generation an. Die ältesten Personen aus der Gruppe, die uns interessiert, wurden in der zweiten Hälfte der 1860er Jahre geboren (Jovan Cvijić, Lubor Niederle, Anastas Iširkov, Grigore Antipa, Ludovic Mrazec und Simion Mehedinţi), die jüngsten in der ersten Hälfte der 1880er (Viktor Dvorský, Erwin Hanslik, Antonín Boháč, Pavle Vujević, Jiří V. Daneš, Jan Czekanowski, Ludomir Sawicki, Stanisław Pawłowski); die meisten jedoch dazwischen (Eugeniusz Romer, Emmanuel de Martonne, Stepan Rudnyc'kyj, Pál Teleki, Emanuel Chalupný, Stanisław Srokowski und andere). Als der Erste Weltkrieg endete, waren sie zwischen Mitte Dreißig und Mitte Fünfzig, meist mit akademischem Renommee und einer festen Position in der heimatlichen Wissenschaft. Einige stiegen später noch weiter auf, einer stürzte in die Wirren einer psychischen Krankheit.

Die Pfade, auf denen sie dorthin gelangten, sind voller verblüffender Ähnlichkeiten. Fangen wir mit den persönlichen Charaktereigenschaften an. Der Versuch, einen Durchschnitt zu bestimmen, wäre selbstverständlich absurd, es ist jedoch trotzdem bemerkenswert, dass sehr viele Geografen sich nicht mit der passiven Rolle als Wissenschaftler und Experten zufriedengaben, die sich der Bedürfnisse von Beamten und Politikern annahmen und ihnen mit Erläuterungen oder der Erledigung von Aufträgen zur Seite standen. Im Kreis der oben genannten wimmelt es nur so von Gründern, Initiatoren und Menschen mit überdurchschnittlicher Energie, Initiativkraft und Disziplin. Mit ihren Namen verbinden sich die Gründung der ersten geografischen Fachzeitschriften in ihren jeweiligen Muttersprachen, die ersten Lehrstühle für Geografie, Geomorphologie oder Humangeografie in ihren Ländern und die Organisation erster allgemeiner Volkszählungen nach 1918. Diese Entschlossenheit und Energie nahmen auch die Zeitgenossen war, Kollegen und Schüler, obgleich bei ihren Äußerungen nicht immer leicht zu entscheiden ist, wo Beobachtung aufhörte und Speichelleckerei begann.

> „Bei seinem [Jovan Cvijić'] physischen Erscheinungsbild vermischten sich die beiden charakteristischen Eigenschaften der weißen europäischen Rasse: einerseits ein fast kreisrundes Gesicht, ein breiter, runder Kopf und mittlere Körpergröße – typisch für Vertreter der osteuropäischen Rasse, die gegenwärtig unter den Slawen am stärksten verbreitet ist – und andererseits verliehen eine hohe Nase, eine hohe gewölbte Stirn, Entschlossenheit und Ernsthaftigkeit im Blick, Entschiedenheit im Gesicht (und in der ganzen Haltung) – all

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> das charakteristische Eigenschaften der nordischen Rasse – seiner Physionomie Ausdruck von Männlichkeit und Energie."[1]

Cvijić' jüngerer Kollege – Jovan Erdeljanović – gab beim Schreiben dieser Worte zwar deutlich seiner Neigung zum Psychologisieren nach, es gibt jedoch keinen Grund, zu bezweifeln, dass der Wissenschaftler Energie ausstrahlte. Ähnliche Beobachtungen gab es auch über andere Geografen. Włodzimierz Antoniewicz, seit 1912 Schüler von Romer und Pawłowski, betonte bei den Erinnerungen an seine Professoren deren starke Persönlichkeiten.

> „[...] mit seinem umfassenden Wissen und einem die Studenten antreibenden Temperament war Prof. Romer mitreißend und ermunterte zu tieferen Studien; die Systematik und Zuverlässigkeit des Dozenten Pawłowski hingegen regte zum Lernen an ... [...] Und dafür bewahre ich für diese beiden unterschiedlichen Individuen – ein ‚Romantiker' und ein ‚Klassiker' auf dem Gebiet der geografischen Wissenschaften – in meinem Herzen eine tiefe Dankbarkeit."[2]

Extrovertiert oder introvertiert – aus den Erinnerungen ergibt sich ein Bild von Menschen, die nicht nur begabt waren, sondern vor allem auch über eine starke Persönlichkeit verfügten. Romer selbst zog es vor, bescheidener von seiner Arbeitssamkeit zu sprechen, die ihn von seinen polnischen Kollegen abhob.[3] Im Allgemeinen begünstigten diese Charakterzüge eine schnelle und glänzende Karriere, gleichzeitig beschleunigten sie Konflikte. Ein Schüler des Soziologen Emanuel Chalupný erinnert sich, dass der Meister sicherlich weiter aufgestiegen wäre, wären nicht seine Prinzipientreue und Unnachgiebigkeit gewesen. Bei Wissenschaft und Politik war er nicht zu Kompromissen bereit und verbrannte an verschiedenen Universitäten hinter sich die Brücken; er begann in Prag und endete in Bratislava.[4]

Ich vermute, dass in ihren Fällen persönliche Veranlagungen durch die Kultur verstärkt wurden. Das Ideal, die eigene Persönlichkeit zu gestalten, physisches Verlangen und Emotionen zu beherrschen oder auch Triebe

---

[1] JOVAN ERDELJANOVIĆ, Jovan Cvijić i naša nauka o narodu, in: Jovan Cvijić, Cvijićeva knjiga, Beograd 1927, S. XV–XXV, hier S. XV.

[2] WŁODZIMIERZ ANTONIEWICZ, Parę wspomnień o profesorze Ludomirze Sawickim, in: Ludomir Sawicki. W osiemdziesiątą rocznicę urodzin (1884–1964), hg. v. MARIA DOBROWOLSKA / RODION MOCHNACKI, Warszawa 1968, S. 79–92, hier S. 80.

[3] EUGENIUSZ ROMER, Pamiętniki. Problemy sumienia i wiary, Kraków 1988, S. 76.

[4] JOSEF ZUMR, Život a dílo Emanuela Chalupného, in: Emanuel Chalupný, česká kultura, česká sociologie a Tábor, hg. v. JOSEF ZUMR, Praha 1999, S. 13–21.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

auf dem Gebiet der schöpferischen Arbeit zu sublimieren, lag ganz im Zeitgeist und wurde gar zu einer Art elitärer Mode.[5] Als Symbol könnte zum Beispiel die Aufschrift dienen, die sich im Speiseraum des Sanatoriums in Kosów / Kossiv in Pokutien fand, wo Romer und Czekanowski sich wiederholt aufhielten: „Beherrsche dich selbst."[6] Die Erinnerungen von Marian Żegota-Januszaitis werfen ein interessantes Licht auf die Praxis der Arbeit an sich selbst (und auch an den Nahestehenden):

> „Noch eine Szene aus dem Leben von Eugeniusz Romer, Professor, denn er war auch manchmal ein von allen guten Geistern verlassener Mensch. Es ist lange her, Frühling 1913. [...] Ich ging recht häufig zu ihm in die Kopernik-Straße, wo er ein Haus hatte. Man ging über den Hof, und dort hatten die Lemberger Mietshäuser oft Balkone von der Hofseite, Galerien ähnlich. Einmal kam ich des Morgens und beobachtete mit Schrecken die folgende Szene. Die Frau Professor stand auf der Galerie, auf dem Balkon im ersten Stock, und der Professor im gepflasterten Hof schrie seiner Frau zu: ‚Nun wirf ihn schon.' Er hatte zwei Söhne, einer war damals circa sechs Jahre alt, der andere vielleicht acht ...
> Zygmunt Lenkiewicz: Aus welchem Stockwerk?
> Marian Żegota-Januszaitis: Aus dem ersten Stock in den Hof. Die Frau Professor nahm einen der Jungs bei der Hand und warf ihn zu ihrem Mann hinunter und der fing ihn auf. Ich fragte: ‚Herr Professor, was machen Sie denn da?' – ‚Ich bringe ihnen Mut bei, sie müssen lernen, mutig zu sein und sich vor nichts zu fürchten.' Und die Frau Professor: ‚Herr Marian, helfen Sie mir, erklären Sie diesem Menschen, dass das schrecklich ist – ich halte das nicht länger aus.' Aber Romer ließ sich nichts sagen. Sogleich schickte er den zweiten Jungen nach oben und die Frau Professor musste auch ihn nach unten werfen. Ich zitterte am ganzen Körper vor Nervosität während ich mitansah, was dort passierte."[7]

Januszaitis erinnerte sich an diese Episode nach vielen Jahren, in denen er – so könnte man meinen – bedeutend drastischere Dinge erlebt hatte, wie zum Beispiel den Kampf an den Fronten des Ersten und Zweiten Weltkriegs oder den missglückten Anschlag auf Józef Piłsudski. Welch großen

---

[5] Ein faszinierendes Beispiel dieser Haltung ist Eugen Diederichs, Herausgeber nationalistischer, psychologischer und esoterischer Literatur, vgl. Romantik, Revolution und Reform. Der Eugen Diederichs Verlag im Epochenkontext 1900–1949, hg. v. JUSTUS H. ULBRICHT / MEIKE G. WERNER, Göttingen 1999.

[6] MACIEJ GÓRNY, Transfer mimo woli. Polskie i niemieckie nauki o człowieku w pierwszej połowie XX wieku, in: Klio Polska VII (2015), S. 85–106.

[7] MARIAN ŻEGOTA-JANUSZAITIS, Życie moje tak burzliwe... Wspomnienia i dokumenty, Warszawa 1993, S. 98.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Eindruck musste der „von allen guten Geistern verlassene" Professor auf ihn gemacht haben, wenn er ihn nach so vielen Jahren immer noch in so lebhaften Farben schilderte?

Entschlossenheit, Fleiß und Energie, die unsere Protagonisten auszeichneten, waren schon während des Studiums deutlich erkennbar. Meist kamen die zukünftigen Geografen aus völlig anderen Fachrichtungen. Simion Mehedinţi verteidigte in Bukarest eine Arbeit über Jean-Jacques Rousseau, bevor er dank eines Stipendiums der Rumänischen Gesellschaft für Geografie nach Frankreich reiste, um bei Paul Vidal de la Blanche zu studieren.[8] Stanisław Pawłowski kam direkt vom Historischen Seminar von Bronisław Dembiński in Lemberg zur Geografie.[9] Einen ähnlichen Weg beschritt Stepan Rudnyc'kyj, anfangs Student bei Mychajlo Hruševs'kyj.[10] Viktor Dvorský beschäftigte sich erst mit der Humangeografie, nachdem er seinen Doktortitel in Rechtswissenschaften erworben hatte.[11] Ludomir Sawicki war Botaniker, bevor er Humangeograf wurde.[12] Bei Ludovic Mrazec – vielleicht der originellste unter ihnen – gingen dem Studium der Geologie offensichtlich enttäuschende Erfahrungen an der Fakultät für Pharmazie an der Universität in Bukarest voraus.[13] Es ließen sich noch viele ähnliche Beispiele finden. Personen wie Eugeniusz Romer, der seit seiner Kindheit entschlossen gewesen war, Geograf zu werden, gehörten in dieser Gruppe zu den Ausnahmen.

Neben der Neugier auf die Welt, der Neigung zu intellektuellem Forscherdrang – sogar um den Preis, das bisherige Studium aufzugeben und von Neuem zu beginnen – verbindet eine besonders wichtige Episode die Biografien der Geografen: Studienaufenthalte an ausländischen Universitäten. Genau in dieser Lebensphase kamen die meisten endgültig zu dem Entschluss, dass die Geografie (oder eine benachbarte Disziplin) der richtige Weg sei. Einerseits sind die akademischen Pilgerreisen nicht besonders überraschend. Für Untertanen des Habsburger Reiches war die

[8] DAN BĂLTEANU, Simion Mehedinţi – Founder and Organiser of Modern Romanian Geography, in: Revue Roumaine de Géographie 56 (2012), 1, S. 3–10.

[9] ANDRZEJ KOSTRZEWSKI, Stanisław Pawłowski (1882–1940), Poznań 2016, S. 17.

[10] PAVLO ŠTOJKO, Stepan Rudnyc'kyj 1877–1937. Žyttepysno-bibliohrafičnyj narys, L'viv 1993, S. 6.

[11] JIŘÍ MARTÍNEK, Geografové v českých zemích 1800–1945 (biografický slovník), Praha 2008, S. 82–83.

[12] WŁADYSŁAW SZAFER, Wspomnienia o profesorze Ludomirze Sawickim, in: Ludomir Sawicki. W osiemdziesiątą rocznicę urodzin, S. 97–103.

[13] LUCIAN BOIA, „Germanofilii". Elita intelectuală românească în anii primului război mondial, Bucureşti 2010, S. 250.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Universität in Wien streng genommen noch nicht einmal eine ausländische Lehranstalt. Ein oder zwei Semester an einer ehrwürdigen Universität in Deutschland oder Frankreich zu verbringen, war ebenfalls normal – zwar nicht verpflichtend, aber immer gern gesehen. Die übrigen, wie zum Beispiel Cvijić oder Mrazec, kamen aus Ländern, in denen sie ihr Wissen nicht weiter vertiefen konnten. Das Mekka der südosteuropäischen Intellektuellen war vor allem Wien, dorthin pilgerten sie und schöpften Inspirationen zum Aufbau wissenschaftlicher Institutionen im eigenen Land.[14] Andererseits scheint jedoch die Leichtigkeit, mit der sie ihr Umfeld wechselten, von einer soliden sprachlichen und kulturellen Vorbereitung zu zeugen. Oft wohl auch einer familiären, aber auch hier sollte man erneut, ähnlich wie bei der Beschreibung der Charaktereigenschaften, mit groben Verallgemeinerungen vorsichtig sein.

Der Zugang zum internationalen wissenschaftlichen Milieu wurde ihnen in gewissem Maß durch ihre persönliche Situation erleichtert. Mehrsprachigkeit war in akademischen Kreisen die Norm, es ging jedoch manchmal noch darüber hinaus. Der rumänische Geologe Mrazec war Sohn eines Tschechen, Romers Mutter war Ungarin, Czekanowskis Mutter Deutsche, die tschechischen Geografen wuchsen von Kindheit an in einem zweisprachigen Umfeld auf, Stepan Rudnyc'kyj, Sohn eines Gymnasiallehrers für Deutsch, konnte sich gleichermaßen fließend auf Ukrainisch, Polnisch und Deutsch verständigen. Vor dem Jahr 1918 verwunderte diese praktische Mehrsprachigkeit niemanden, sie erschien natürlich. Außerdem war ohne sie eine Wissenschafts- oder sogar Beamtenkarriere immer noch nur schwer denkbar.

Nach 1918 richtete sich die Aufmerksamkeit auf Dinge, die früher egal gewesen oder übergangen worden waren. Selbst bei freundlichem Interesse verdeutlichte allein die Tatsache, dass man nun darüber sprach, die Veränderung, die während des Krieges vor sich gegangen war. Sawickis Nachkriegsschüler bemerkten zum Beispiel, dass der Professor, der in Wien geboren und aufgewachsen war, Polnisch (Deutsch natürlich umso mehr) mit Wiener Akzent sprach. Nicht nur ihm selbst fiel ein gewisser Unterschied auf:

[14] KONRAD CLEWING / EDVIN PEZO, Jovan Cvijić als Historiker und Nationsbildner. Zu Ertrag und Grenzen seines anthropogeographischen Ansatzes zur Migrationsgeschichte, in: Beruf und Berufung. Geschichtswissenschaft und Nationsbildung in Ostmittel- und Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert, hg. v. MARKUS KRZOSKA / HANS-CHRISTIAN MANER, Münster 2005, S. 265–297, hier S. 269–271.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> „Eines Nachmittags kam der Professor in Begleitung einer hübschen Frau, der er uns alle mit einem Lächeln als seine engsten Mitarbeiter vorstellte. Es stellte sich heraus, dass es sich um seine Ehefrau handelte. Sie gefiel uns, hatte sie doch ein fröhliches Naturell und ihr österreichisch-tschechischer Akzent im Polnischen war wahrhaftig faszinierend."[15]

Das Studium im Ausland war für unsere Protagonisten sicher nicht mit einem so starken Gefühl der Fremdheit verbunden, das sonst häufig mit der *Peregrinatio Academica* einhergeht. Diese verlieh ihnen zusätzlich zu den Eigenschaften, die sie bereits besaßen, recht viel Selbstsicherheit.

## STUDIUM

Die Abschnitte der Biografien dieser außergewöhnlichen Geografen, die sich dem Studium im Ausland widmen, stellen keine besonders interessante Lektüre dar. Meist bestehen sie aus Auflistungen von Professoren, deren Vorlesungen sie besuchten. Das damalige Universitätssystem, das große Freiheit bei der Auswahl der Lehrveranstaltungen zuließ, verlieh den Berichten einen starken Leistungscharakter, als ob der Eintrag auf der Zuhörerliste von – am besten bekannten – Professoren schon so viel Glanz verhieß wie die eigenständige Arbeit. Bei diesen Sammlungen von Namen universitärer Riesen um die Jahrhundertwende lassen sich jedoch auch gewisse repetitive Elemente und Figuren erkennen, die auf die Geografen besonderen Einfluss hatten und für sie zu Vorbildern – ja manchmal sogar Idolen – wurden, denen sie nacheiferten.

Eingedenk des späteren politischen Engagements der Geografen bei den Streitigkeiten um Grenzen und ethnische Zugehörigkeit der Bevölkerung würde man erwarten, dass die Studenten aus Ostmittel- und Südosteuropa sich bereits damals um Professoren scharten, die dieses Thema aufgriffen. Zu jener Zeit hoben sich zwei besonders charismatische Figuren von den übrigen deutschen und französischen Gelehrten ab: Paul Vidal de la Blache und Friedrich Ratzel – die Gründungsväter der Humangeografie. Beide widmeten den Verbindungen zwischen menschlicher Psyche und bewohntem Gebiet ihre Aufmerksamkeit. Ratzels Meinung nach waren die Einflüsse wechselseitig, er hielt es daher für einen Fehler, die Reflexion über das Volk von der Erforschung des Territoriums zu trennen, auf dem es lebte. Im Vergleich zur Geschichte gewann geogra-

[15] ANTONIEWICZ, Parę wspomnień, S. 89.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

fisches Wissen an Bedeutung und wandelte sich gewissermaßen für Staaten und Völker zu einer Sammlung von Hinweisen für die Zukunft. Ratzel meinte, dass der zivilisatorischen Entwicklung sowohl eine hohe Bevölkerungsdichte als auch angemessene Bedingungen förderlich seien (Skandinavien sah er als Beweis, dass die Bedingungen für eine ordentliche Entwicklung der Kultur nicht zu günstig sein dürften). Der wechselseitige Einfluss von Gebiet und Menschen entschied über das Bild der Welt und daraus folgend auch über die Hierarchie der Völker und Rassen:

> „So tief ist die Wirkung dieses Erdteiles gedrungen, daß die Staaten der Erde je nach dem Maße der von Europa empfangenen Einflüsse und Anregungen in eine Reihe geordnet werden können, in welcher man sofort als die kulturkräftigsten diejenigen erkennt, welche den europäischen Einwirkungen am meisten ausgesetzt gewesen sind.“[16]

Die Verbindung zwischen dem Territorium und seinen Bewohnern war auch in den Arbeiten der französischen Geografen, insbesondere aber bei Paul Vidal de la Blache präsent. Ein Unterschied war der größere Nachdruck, den die Franzosen der aktiven Rolle des Menschen bei der Gestaltung der geografischen Ganzheit beimaßen. Manchmal bedeutete das eine Umkehr der Perspektive. Wie Paul Claval bemerkte, standen gesellschaftliche Gruppen im Zentrum des Interesses französischer Wissenschaftler, während deutsche Geografen in größerem Ausmaß die kulturschöpferische Funktion der Landschaft schätzten.[17] Die politische Aufladung beider Varianten der Humangeografie war jedoch ähnlich.[18] Die Verbindung von Volk, Boden und Staat interessierte die Geografen nicht nur als wissenschaftliches, sondern auch als politisches Problem. Betrachtungen zu geografischen Kräften, die den Staat zu einer Einheit verbanden, und angemessenen, das heißt der Wissenschaft entsprechenden Grenzen, lenkten die Professoren unvermeidlich in Richtung diplomatischer Kabinette.[19] In einer seiner späteren Schriften schrieb Ratzel:

---

[16] FRIEDRICH RATZEL, Anthropogeographie, Bd. II: Die geographische Verbreitung der Menschen, Darmstadt 1975 [Neudruck Ausgabe IV von 1899], S. 294.

[17] PAUL CLAVAL, From Michelet to Braudel. Personality, Identity and Organization of France, in: Geography and National Identity, hg. v. DAVID HOOSON, Oxford 1994, S. 39–57, hier S. 51.

[18] MARIE-CLAIRE ROBIC, National Identity in Vidal's Tableau de la géographie de la France. From Political Geography to Human Geography, in: Ebd., S. 58–70.

[19] ULRICH EISEL, Die Entwicklung der Anthropogeographie von einer „Raumwissenschaft“ zur Gesellschaftswissenschaft, Kassel 1980, S. 145.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> „Die Natur fordert von jedem Volk, das als Volk gedeihen soll, ein Wohnen auf zusammenhängendem Boden, auf dem es breit ruht, in dem seine Wurzeln zu Tausenden sich verflechten. Nur den zusammenhängend und geschlossen verbreiteten Völkern kommt jene Kraft des Antäus zu, die aus dem festen Verhältnis zur eigenen Scholle entsteht. Juden, Armenier, Zigeuner, wohnen bei anderen Völkern gleichsam zur Miete, ohne eigenes Land, auf dem sie als Volk stehen, für das sie als Volk kämpfen, aus dessen Eigenart ihnen die Eigenart zuwächst, die aus Verbindung eines Volkes mit seinem Boden entspringt."[20]

Die Rezeption dieser beiden Größen der internationalen Geografie erfolgte in Ostmittel- und Südosteuropa relativ breit und sehr schnell. Die erste lokale Übersetzung von Ratzels Traktat über die Humangeografie erschien in Ungarn im Jahr 1887, also bereits vor der Veröffentlichung des zweiten (und letzten) Bandes des Originals.[21] Interessant ist, dass das nomadenhafte Studium der Studenten aus dem Osten in diesem Fall zu einer Verbindung andernorts konkurrierender intellektueller Traditionen führte. Zwar waren direkte französisch-deutsche Kontakte nicht die Regel, aber der Beginn eines Studiums bei Vidal und ein Abschluss bei Ratzel ließen sich in den Köpfen der ausländischen Studenten problemlos verbinden. Genau diesen Weg beschritt Simion Mehedinţi, aber seine Reise zwischen Leipzig, Wien, Berlin und Paris war in diesem Kreis wahrlich keine Seltenheit.[22]

Ein interessantes Zeugnis für die Reichweite von Ratzels Einfluss ist ein ihm gewidmeter Band mit Studien, der 1904 in Leipzig herausgegeben wurde. Der Sammelband war für den sechszigsten Geburtstag des Wissenschaftlers vorbereitet worden, aufgrund seines unerwarteten Todes wurde er zu einer Erinnerungsschrift. Die *tabula memoria* trägt ein Dutzend Namen von Bekannten und Schülern aus Ostmitteleuropa, darunter Anastas Iširkov, Václav Švambera und Jovan Erdeljanović. Interessanter erscheint jedoch der wissenschaftliche Teil des Bandes. Es finden sich dort unter anderen drei Studien, die veranschaulichen, wie viele Anwendungsmöglichkeiten auf die Humangeografie im Osten Europas warten. Der

---

[20] FRIEDRICH RATZEL, Kleine Schriften, Bd. 2, bearb. v. HANS HELMOLT, München / Berlin 1906, S. 468, zit. nach: GERNOT BRIESEWITZ, Raum und Nation in der polnischen Westforschung 1918–1948. Wissenschaftsdiskurse, Raumdeutungen und geopolitische Visionen im Kontext der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte, Osnabrück 2014, S. 98.

[21] BALÁZS ABLONCZY, Pál Teleki (1874–1941). The Life of a Controversial Hungarian Politician, übers. v. THOMAS und HELEN D. DEKORNFELD, Wayne, NJ 2006, S. 10.

[22] BĂLTEANU, Simion Mehedinţi, S. 2.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

erste Aufsatz aus der Feder von Mehedinţi analysiert den Prozess der Besiedlung im südlichen Vorgebirge der rumänischen Karpaten. Diese fast unbewohnte Region hatte innerhalb relativ kurzer Zeit begonnen, sich mit Menschen zu füllen, hauptsächlich mit Neuankömmlingen, die dieselbe Sprache sprachen, auch wenn sie von außerhalb der Staatsgrenzen stammten – Hirten aus Siebenbürgen. Am neuen Ort angekommen, legten sie ihren bisherigen Lebensstil ab und ließen sich als Bauern nieder. Die ethnische Synthese spielte bei dem Prozess eine ebenso wichtige Rolle wie Probleme bei der Ansiedlung.

> „So ist der Gegensatz zwischen dem transsilvanischen Hochlande und dem Gebirge einerseits und der Steppe andererseits für die Entwicklung des rumänischen Volkes ein geographisches Moment von sehr großer Bedeutung gewesen, das seinen Einfluss während der Jahrhunderte fühlbar gemacht hat. Augenblicklich erscheint uns das anthropogeographische Bild der Steppe wie der letzte Pinselstrich an einem seit langer Zeit entworfenen Gemälde."[23]

Die Verbindung von Volk und Landschaft war auch das Thema eines weiteren Textes, der sich Rumänien widmete. Dessen Autor, Emmanuel de Martonne, war zwar Franzose, das hinderte ihn aber nicht daran, unter den rumänischen Kollegen, die in seiner Arbeit Gedanken fanden, die sie selbst sich damals noch nicht zu formulieren trauten, Anerkennung und Bewunderung zu ernten. Martonne trug in dem Erinnerungsband einen Aufsatz bei, der sich auf eines der Kapitel der kurz vorher veröffentlichten Abhandlung „La Valachie" (1902) stützte. Er beschrieb darin die für die südlichen Karpaten typische Wanderweidewirtschaft, der er eine nationsbildende Funktion zuschrieb. Seiner Meinung nach war die Besiedlung der Walachei in gewissem Sinne Konsequenz jener Hirtenwanderungen.[24]

Der letzte mich interessierende Artikel ist eine typische humangeografische Abhandlung, die den Zusammenhang zwischen dem Relief des Gebietes und der Besiedlung analysiert. Völlig im Geiste Ratzels konstatierte der Autor, der serbische Ethnograf Manojlo V. Smiljanović, dass jede Nationalität auf dem Balkan an dem für sie bestimmten Raum festhalte: die Griechen siedelten entlang der Küste, die Albaner wohnten in den Albanischen Alpen, die Rumänen hielten sich an die Karpaten, die

[23] SIMEON MEHEDINŢI, Die rumänische Steppe, eine anthropogeographische Studie, in: Zu Friedrich Ratzels Gedächtnis. Geplant als Festschrift zum 60. Geburtstage nun als Grabspende dargebracht von Fachgenossen, Freunden und Verehrern, Leipzig 1904, S. 247–256, hier S. 255.

[24] EMMANUEL DE MARTONNE, La vie pastorale et la transhumance dans les Karpates méridionales, leur importance géographique et historique, in: Ebd., S. 225–245.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Serben breiteten sich am Dinarischen Gebirge und in der Morava-Vardar-Furche aus und die Bulgaren siedelten entlang des Balkangebirges und im Mariza-Tal. Das zerstückelte Gebiet der Rhodopen begünstige wiederum die ethnische Mischung, die für Mazedonien charakteristisch sei.[25]

Die von Mehedinţi, Martonne und Smiljanović aufgeworfenen Fragen sollten schon bald die Liste der wichtigsten Probleme der neuen Staaten anführen. Während des Ersten Weltkriegs wurde die Aufmerksamkeit der Geografen von der Humangeografie und der ihr verwandten Bereiche – der politischen Geografie und Geopolitik – natürlich fast monopolisiert. Einige nahmen diesen Umbruch rückblickend wahr und kommentierten ihn. Eugeniusz Romer schrieb in einer seiner Publikationen aus Kriegszeiten:

> „Von Beruf Klimatologe und Glaziologe habe ich mich plötzlich auf die Soziologie gestürzt und während des Krieges [...], unter Berücksichtigung aller existierenden offiziellen Quellen, ein kartografisches Werk geschaffen, in dem ich plastisch [...] alle Aspekte des nationalen, religösen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens auf dem Gebiet des früheren Polens ausgedrückt habe. Ziel der Arbeit ist es, qualitativ und quantitativ exakte Antworten auf zwei Fragen zu bekommen: Erstens, was sind [...] Spuren der früheren Einheit der Polen, zweitens, welcher Art sind die Einflüsse [...] durch verschiedene Arten der Organisation und Kultur der Staaten auf das zerschlagene Land und das unbezwingbare Volk.“[26]

Zu diesem Wandel kam es jedoch erst während des Krieges.[27] Vorher verortete die Mehrheit der Geografen ihre Interessen völlig andernorts. Der stereotypen Annahme entgegen, dass Osteuropa von ethnischen und territorialen Aufteilungen besessen sei, schlugen sie eine Richtung ein, die fast völlig frei von politischen Konnotationen war. Der Anfang des 20. Jahrhunderts brachte in der Geografie Ostmittel- und Südosteuropas nicht den endgültigen Triumph der Humangeografie, sondern eher den vorübergehenden Sieg der Geomorphologie, das heißt der Lehre von der Gestalt der Erdoberfläche.

---

[25] MANOJLO V. SMILJANOVIĆ, Einige geographische Elemente in der Ethnographie der Balkanvölker, in: Ebd., S. 375–383.

[26] EUGENIUSZ ROMER, Polska i Polacy, Kraków 1916, S. 21.

[27] Zu den frühen humangeografischen Arbeiten gehört auch die Siedlungsstudie von VIKTOR DVORSKÝ, Studie ku geografii slovanských sídel. I. Trenta, Praha 1914. Der tschechische Geograf wendete sich von den französischen Vorbildern ab (Jean Brunhes) und sprach sich erneut für die monografische und biogeografische Methode aus, weil, wie er meinte, der Forschungsgegenstand der Humangeografie die Lebensformen auf der Erdoberfläche sein sollten (S. 3 f.).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Es hat mit der Person Albrecht Pencks zu tun, dass dieser Arm der Geografie und Geologie in Ostmitteleuropa so beliebt wurde. Von 1885 bis 1906 war er Professor für Physikalische Geografie an der Universität Wien, anschließend erhielt er einen Ruf nach Berlin. An beiden Orten umgab ihn eine große Gruppe von Schülern, ein – das ist wichtig – zunehmend internationalerer Kreis.

Penck selbst erinnerte sich, dass er sich um 1905 wie ein Weltbürger gefühlt habe. Sein Seminar, das anfangs von Österreichern aus den Alpenprovinzen und Sudetendeutschen dominiert worden war (mit einer einzigen Ausnahme – der erste ausländische Doktorand und Lieblingsschüler von Penck – Jovan Cvijić), öffnete sich für Studenten aus der ganzen Welt, auch aus den Vereinigten Staaten, Russland und Japan.[28] Wir finden darunter auch die wichtigsten Geografen, die sich mit Ostmittel- und Südosteuropa beschäftigten: zuerst Cvijić, dann Emmannuel de Martonne, Erwin Hanslik, Eugeniusz Romer, Jerzy Smoleński, Stepan Rudnyc'kyj, Alexandru Dimitrescu-Aldem, Niko Županić, Pavle Vujević, Žeko Radev, Stanisław Pawłowski oder auch Ludomir Sawicki. Woher aber kam die Anziehungskraft des Wiener Professors? Jahre später erklärte Romer es sich folgendermaßen:

> „Der Ausgangspunkt der Schule, für die sich später der Name Geomorphologie durchsetzte, war ein Zusammenwirken von Topografie und Geologie beim Prozess der Kartierung. Der Topograf kümmerte sich um die Exaktheit von Messarbeiten, Geodäsie oder Astronomie, der Geologe achtete auf die Formen des Reliefs, die ihm die wechselnden Schichten zeigten, die von verschiedener und unbeständiger Widerstandsfähigkeit gegenüber den Faktoren der Denudation [Erosion und andere Prozesse, die zur Abtragung der Erde führen, M. G.] waren. Eine geografische Karte, die durch solch eine Zusammenarbeit entstand, war der Arbeit eines alleine arbeitenden Topografen, der vor allem feste Punkte verwendete und allzu oft geneigt war, das Oberflächenrelief der Erde mit Hilfe der grafischen Interpolation fester Punkte darzustellen, weit überlegen. Die Methoden der topografischen Arbeit wurden jedoch wiederum auch für die Geologie zu einer belebenden neuen Quelle. Der Geologe hatte bis dahin nur zwei Aufgaben: Er untersuchte einerseits die Bedingungen und die Entwicklung des Lebens auf der Erde seit ihrem Bestehen und schuf so die historische Geologie; andererseits erforschte er die Bedingungen für die Entstehung und Verwandlung der Bestandteile der Erdkruste und begründete die dynamische Geologie.

[28] Leibniz-Institut für Länderkunde, Archiv für Geographie [im Folgenden: AfG], Nachlass Albrecht Penck, Sign. 871/3, Erinnerungen (Typoskript), Bl. 13 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> Das Zusammenwirken von Geologen und Topografen eröffnete in der Wissenschaft von der Erde völlig neue Horizonte und schuf eine neue Forschungsrichtung, der man den Namen Geomorphologie gab.“[29]

Neben einer revolutionären Arbeitsmethode bot Penck seinen Schülern auch die Vorbereitung zur Feldforschung. Es leuchtet sofort ein, dass die Beobachtung von Gebietsformen Reisen erforderlich machte (und Untersuchungen zur Erosion natürlich Wanderungen in den Bergen). Im Fall des Wiener Professors bekam die persönliche Beobachtung jedoch fast eine mystische Bedeutung. Erhellend ist in dieser Hinsicht eine von Cvijić' Veröffentlichungen, die sich der Geomorphologie Bosniens und Herzegowinas widmet. Der serbische Autor erwies dort nicht nur seinem Lehrer die Ehre, indem er entsprechend auf die inspirierende Bedeutung von dessen einschlägiger Arbeit über die Entwicklung der Karstlandschaft in den Dinariden hinwies, sondern versäumte es auch nicht, die Rolle der von ihm übernommenen Arbeitsweise zu betonen:

> „Bei diesen Reisen [...] beobachtete ich viele Eigenschaften der Poljen, die in der bisherigen Literatur nicht erwähnt waren, und die die Frage über die Entstehung der Poljen und über ihre hydrographischen Erscheinungen auf eine neue Grundlage stellen.“[30]

Dieser aktive, fast enthusiastische Stil der Erforschung gefiel den jungen Menschen und passte zu ihrer Persönlichkeit. Letztlich kamen sie aus diesem Grund zum Studium an einen fernen Ort und (oft) in ein fremdes Land – um weit von der Routine der Schreibtischtäterei entfernt etwas Neues kennenzulernen. So schrieb Romer:

> „Pencks Schule der Geografie entwickelte sich prächtig; Voraussetzungen dafür waren die Leidenschaft, die er an den Tag legte, seine Energie und Disziplin bei der Arbeit, dann seine Tätigkeit, die dazu führte, dass keine gut begonnene Arbeit aufgrund der Leichtfertigkeit der jungen Mitarbeiter ruiniert oder auf halber Strecke aufgegeben wurde. [...] er lehrte seine Schüler eine analoge Arbeitsweise, was zur Folge hatte, dass die Wiener Schule der Geografie lange Jahre als die bekannteste in Europa galt.“[31]

Eine weitere Inspiration kam aus dem außereuropäischen Ausland. Im Jahr 1909 hatten einige der Protagonisten dieses Buches die Gelegenheit,

---

[29] EUGENIUSZ ROMER, O geografii. Rozważania historyczne i metodologiczne, hg. v. AUGUST ZIERHOFFER, Wrocław 1969, S. 84.

[30] JOVAN CVIJIĆ, Morphologische und glaciale Studien aus Bosnien, der Herzegovina und Montenegro, II. Theil: Die Karstpoljen, Wien 1901, S. 5 f.

[31] ROMER, O geografii, S. 86 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

den US-amerikanischen Gast William Morris Davis persönlich zu erleben (und die zur Schau gestellten transparenten und innovativen Modelle zu betrachten), der Berlin besuchte, um an der dortigen Universität seine geografische Zyklentheorie vorzustellen, die mit Hilfe von Diagrammen präsentiert wurde, die allgemein Bewunderung erregten. Weder Interessengebiet noch Arbeitsweise unterschieden den Amerikaner wesentlich von Penck, nur äußerte er sich kühner, formulierte mutiger seine Meinung und maß der Arbeit im Feld noch größere Bedeutung bei. Isaiah Bowman, der renommierteste unter seinen Schülern (und der – auch für dieses Buch nicht unwichtig – geografische Experte der amerikanischen Delegation bei der Friedenskonferenz in Paris) betonte in seinen Davis gewidmeten Erinnerungen dessen allergische Reaktion auf jedwede Bekundung wissenschaftlicher Spießigkeit oder übertriebener Rhetorik. Seine intellektuelle Redlichkeit, aber auch seine Schlagfertigkeit zeigte sich bei den öffentlich geäußerten revolutionären Gedanken, die zum Beispiel die kreative Rolle der Intuition bei der Bildung wissenschaftlichen Theorien betrafen.[32]

Vielleicht war es nicht so sehr der Inhalt, sondern vielmehr der Stil, mit dem Davis Wissenschaft betrieb – wie auch seine Ungezwungenheit –, der über die deutsche Rezeption seiner Theorie entschied. Der Enthusiasmus, mit dem er in Berlin im Laufe der Zeit aufgenommen wurde, hielt sich nämlich definitiv in Grenzen. Er war bei den Studierenden und jungen Wissenschaftlern beliebt, unter den hoch dekorierten deutschen Spezialisten, einschließlich Penck, mit dem ihn so viel verband, schlug ihm aber wachsender Widerstand entgegen. Penck, aber auch seinen Kollegen Alfred Hettner und Siegfried Passarge gefiel die Schlichtheit des von Davis vorgeschlagenen Schemas nicht. Statt weiterer vorhersehbarer Etappen der Erosion vermuteten sie (zu Recht – laut heutiger Geografiegeschichte) deutlich kompliziertere Prozesse.[33] In dem langjährigen Konflikt kamen wohl auch nichtwissenschaftliche Themen zur Sprache. Darauf deutet beispielsweise der lange und bittere Brief von Davis an Penck aus dem April 1921 hin, in dem der Amerikaner sich über ungerechte Vorwürfe beklagte. Er schrieb, dass Penck bei der Rezension seiner Arbeit an einzelnen Formulierungen herummäkele oder auch vorgebe, den Sinn der gelesenen Wörter nicht zu verstehen. „Aus meiner Beobach-

[32] ISAIAH BOWMAN, William Morris Davis, in: The Geographical Review XXIV (1934), 2, S. 176–181.

[33] ROBERT P. BECKINSALE, The International Influence of William Morris Davis, in: Geographical Review 66 (1976), 4, S. 448–466, hier S. 455 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tung geht hervor", stellte Davis nicht ohne Bosheit fest, „dass das Denken bei der Beobachtung eine enorme Hilfe ist. Bloßes Beobachten vermag nur der Fotoapparat."[34]

Völlig anders reagierte man auf Davis in Ostmittel- und Südosteuropa. Romer, Mehedinţi, Martonne, Sawicki und Cvijić bedienten sich seines Modells.[35] Die drei Letztgenannten wanderten mit ihm durch die Karpaten. In ihren Veröffentlichungen nahmen Davis, Penck und andere im allgemeinen friedlich nebeneinander die Rolle von wissenschaftlichen Autoritäten ein; wenn sie die Notwendigkeit verspürten, sich deutlich für die eine oder andere der Seiten des deutsch-amerikanischen Konflikts auszusprechen, dann wählten sie meist Davis und wiesen auf seine Vorreiterrolle bei der Erosionsforschung hin (Romer) oder stützten sich auf seine Autorität und kritisierten die Karstforschungen von Penck (Sawicki).

Wenn auch die Kontroversen um Davis stellenweise unschön waren, sollten wir darüber doch nicht die tatsächliche Situation der Geografen am Anfang des 20. Jahrhunderts aus dem Blick verlieren. Gerade zu dieser Zeit sammelten sie – voll eingebunden in das deutsche Wissenschaftsleben – erste Erfahrungen in neuen Rollen: mit eigenen Lehrstühlen, in den Redaktionen der von ihnen herausgegebenen Zeitschriften sowie in staatlichen Institutionen. Mehedinţi und Cvijić wurden die ersten Universitätsprofessoren für Geografie in ihren Ländern, vor dem Krieg gelang dieses Kunststück auch noch einigen anderen Geografen, darunter Romer und Iširkov. Die gesamte Kohorte der jungen Wissenschaftler befand sich auf einer aufsteigenden Welle. Aus der erhaltenen Korrespondenz geht hervor, wie eng ihr Kontakt mit Penck und den anderen deutschen Dozenten blieb. Dabei ging es nicht ausschließlich um den Austausch von Veröffentlichungen oder Hilfe bei der Organisation von Forschungsexpeditionen (auch wenn diese Art von Angelegenheiten immer recht viel Raum einnahm). Der Schriftverkehr zwischen Penck und Cvijić – Pencks Lieblingsschüler – ist voll von gegenseitigen Bekundungen der Sympathie, die den Sturm des Krieges überdauerte.[36] Kennt man das weitere Schicksal von Romer und Penck, fällt es schwer, sich beim Lesen eines Briefes von Eugeniusz Romer das Grinsen zu verkneifen, in dem dieser seinem deut-

[34] Zit. nach: NICOLAS GINSBURGER, „La guerre, la plus terrible des érosions". Cultures de guerre et géographes universitaires Allemagne-France-Etats-Unis (1914–1921), Doktorarbeit, Université Paris Ouest Nanterre-La Défense (2010), S. 1516.

[35] BECKINSALE, The International Influence, S. 457–459.

[36] Arhiv Srpske Akademije Nauka i Umetnosti (im Folgenden: ASANU), Korrespondenz von Jovan Cvijić mit Albrecht Penck, Sign. 13484.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

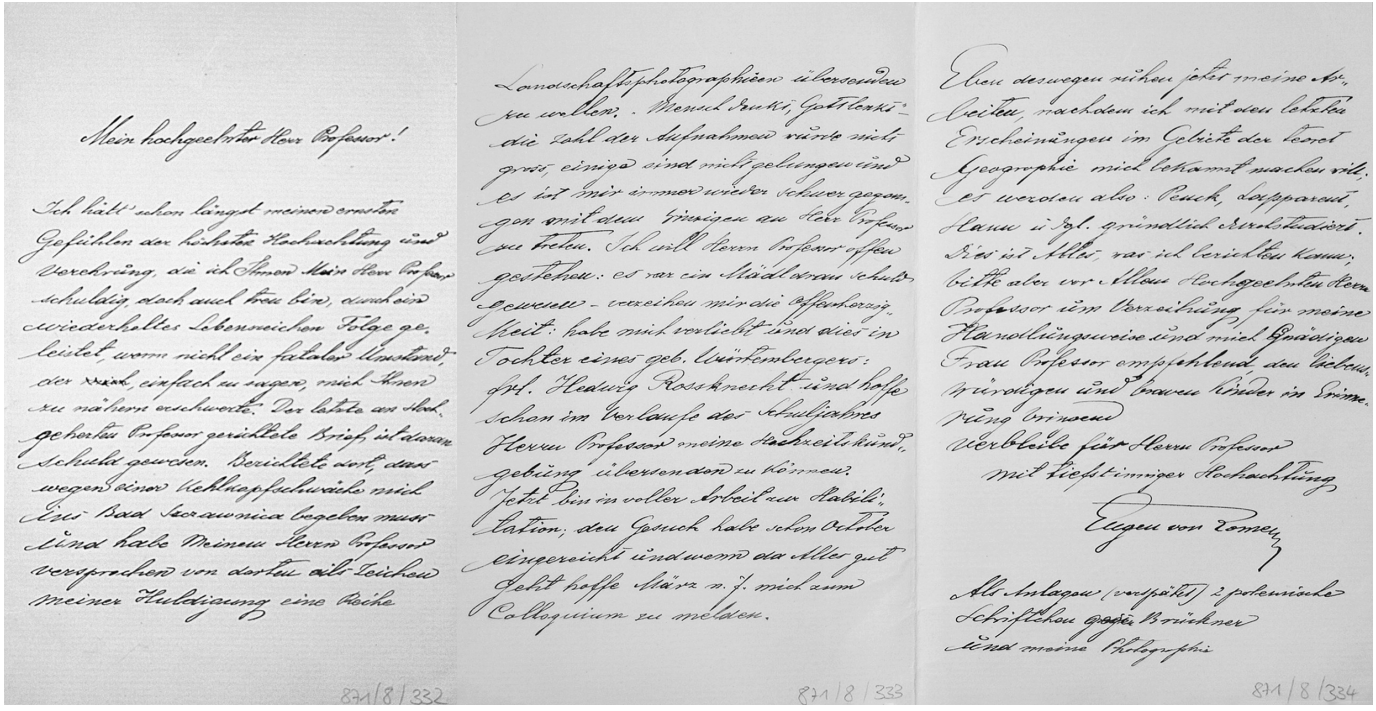


Abb. 1: Brief von Eugeniusz Romer an Albrecht Penck, undatiert (wahrscheinlich um 1898).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schen Professor das Herz ausschüttet, ihm berichtet, dass er sich verliebt habe und dabei hinzufügt, dass die Angebetete aus einer guten Familie komme und ihr Vater Württemberger sei.

Das Netz aus Verbindungen, Bekanntschaften, manchmal auch Freundschaften zwischen Schülern und Lehrern begann sich mit der Zeit auszudehnen. Die Adepten der Geografie wurden selbstständiger und knüpften eigene Kontakte, immer häufiger auch ohne die Vermittlung ihrer ehemaligen Professoren. Anfang des 20. Jahrhunderts verband Martonne mit Cvijić und Romer oder auch Cvijić mit Sawicki und Mehedinţi eine immer engere Bekanntschaft, wie die Korrespondenz belegt. In den ersten der von Cvijić herausgegebenen Jahrbüchern des „Glasnik Srpskog Geografskog Društva" tauchten Iširkov und Sawicki auf. Cvijić selbst rezensierte eine Veröffentlichung von Martonne, was der Anlass für eine lange, freundschaftliche Korrespondenz war.[37] Es entwickelten sich Verbindungen, die den Kreis zusammenhielten. Aber schnell gab es unter ihnen auch erste Streitigkeiten.

## VORBOTEN DES STURMS

Die kampfeslustigen Töne, die man im Kreis der Geomorphologen zeitgleich mit dem Auftauchen von Davis hören konnte, waren nur zaghafte Vorboten der Konflikte, zu denen es unter den Geografen während des Ersten Weltkriegs und beim diplomatischen Ringen um zukünftige Grenzen kommen sollte. Unterdessen gaben Eugeniusz Romer und Stepan Rudnyc'kyj aber bereits im Jahr 1905 eine Kostprobe ihres unnachgiebigen polemischen Temperaments, als sie einen ungewöhnlich erbitterten Streit um das – so schien es – nicht allzu heiße Thema des Einflusses der Vergletscherung auf die Gestaltung des Dnister-Tales austrugen. Die beiden hatten an denselben Universitäten (Wien und Lemberg) und bei denselben Professoren (Antoni Rehman und Albrecht Penck) studiert, waren gleichzeitig aber Nationalisten verfeindeter Völker, was ihren Streit mit Sicherheit noch befeuerte. In zwei Jahrbüchern der populärwissenschaftlichen Zeitschrift „Kosmos" rezensierte Romer Abhandlungen von Rudnyc'kyj; auf beide Rezensionen reagierte der Autor mit kritischen Artikeln und beendete die Diskussion schließlich aufgrund des – wie er zu verstehen gab – beleidigenden Tons des Kontrahenten. Seine Boshaftigkeit

[37] JOVAN CVIJIĆ, Un nouveau traité de géographie physique, in: Annales de Géographie XVIII (1909), Nr. 102, S. 385–389.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

beschränkte der ukrainische Wissenschaftler auf eine symbolische Degradierung Romers: Bezeichnete er ihn in der Reaktion auf die erste Rezension noch als „Professor Doktor", nannte er ihn danach bereits nur noch „Doktor". Diese Maßnahme stand, wie es scheint, im engen Zusammenhang mit den Vorwürfen, die Romer bei den detaillierten Besprechungen von Rudnyc'kyjs Arbeit erhob. In der Rezension aus dem Jahr 1905 bemerkte er einzig, dass die Verwendung der modischen Formel der Rumpfebene (*nota bene* von Davis eingeführt) sich auf genauere Untersuchungen des Gebietes stützen sollte.[38] Zwar ziemlich kritisch im Ton, rief jene Rezension doch noch keinen solchen Sturm hervor, wie er sich in Kürze erheben sollte.

Rudnyc'kyjs Erwiderung bezog sich nur in geringem Maße auf die Vorwürfe des Rezensenten. Stattdessen beschuldigte er Romer des Plagiats. Seine Befunde bezüglich des Dnister-Tals, so schrieb er, habe er zuerst im Jahr 1904 im Seminar von Penck in Wien, und dann Ende 1905 bei der Sitzung des Lemberger Geografenkreises präsentiert, bei dem auch der Rezensent anwesend gewesen sei. Daher beunruhigte ihn die Einladung zu einem von Romer gehaltenen Vortrag zum selben Thema im November 1906. Er war davon überzeugt, dass sein geistiges Eigentum jeden Moment gestohlen werden könnte und nutzte seine Verbindungen zur Redaktion der größten ukrainischen Tageszeitung in Galizien, „Dilo", um zumindest eine Kurzfassung seiner ansonsten noch auf den Druck wartenden Befunde zu publizieren. Seine Entgegnung beschloss er mit einer feierlichen Erklärung:

> „Demzufolge erkläre ich in aller Entschiedenheit, dass ich die Hauptthesen des Vortrags und der Abhandlung von Prof. Dr. Romer – d. h. die diluviale Verbindungen von San und Dnister und Entstehung der Dnister-Schlucht durch Anhebung Podoliens im Diluvium – bereits aufgestellt habe, als Prof. Dr. Romer sich noch überhaupt nicht mit der Morphologie des Einzugsgebietes des Dnisters beschäftigte. Ich bin überzeugt, dass es keine persönliche Grundlage gibt und ich möchte mich dagegen verwehren, dass mir die Früchte meiner mehrjährigen mühseligen Feldforschung und des Studiums am Schreibtisch entrissen werden."[39]

[38] EUGENIUSZ ROMER, [Rezension zu] Rudnickij, Stefan, Znadoby do morfołogii karpackoho stocziszcza Dnistra (Zbirnyk sek. Mat-przyr. Tow. Szewczenki, 1905, Bd. X), in: Kosmos 30 (1905), S. 416–418.

[39] STEFAN RUDNICKI, Polemika w sprawie historii doliny Dniestru, in: Kosmos 32 (1907), S. 91–92.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der nächste Teil der Auseinandersetzung brachte weder eine Entscheidung des Streites noch eine Einigung zwischen den Widersachern. Romer lehnte ein Schuldbekenntnis ab und erwiderte ziemlich schroff, dass es sich nicht um geistigen Diebsstahl handele, sondern Rudnyc'kyjs Trägheit bei der Arbeit geschuldet sei, wenn dieser den Vorrang bei der Veröffentlichung verlöre.

Außer seinen eigenen Überzeugungen hatte Rudnyc'kyj nichts, was er der Argumentation entgegensetzen konnte. Als es so aussah, als ob die Sache im Sande verlaufen würde, holte Romer zum nächsten Stoß aus. Die Rezension des nächsten Teils von Rudnyc'kyjs Abhandlung ist ein beispielloser Fall von wissenschaftlicher Indizienermittlung. Das Dnister-Tal scheint dabei höchstens indirekt eine Rolle zu spielen. Nachdem er kurz den Standpunkt des ukrainischen Forschers kritisiert hatte, ging Romer zu den von ihm wahrgenommenen Fehlerquellen über:

> „Angesichts des offensichtlichen Mangels an Beweisen für die nacheiszeitliche Anhebung der Karpaten und Vorkarpaten – die These, auf die der Autor seine ganze Studie stützt – müssen wir uns fragen, auf welche Weise sie entstanden ist, wenn die Untersuchung des Autors doch auf der Feldforschung basiert. Es herrscht kein Mangel an Daten, um dieses [...] wissenschaftliche Rätsel zu lösen. In seiner ersten Arbeit (Zbirnyk X, 1905) beschränkte sich der Autor auf die Feststellung von Rumpfflächen und der ungefähren Einordnung in das Miozän, in der deutschen Zusammenfassung selbstverständlich unter äußerem Einfluss (Penck?), denn ohne neue Beweise verschiebt er die Dauer der Rumpffläche ins Quartär und schreibt ihr die Zerstörung der langsamen Absenkung des Denudationsniveaus im Pliozän und Quartär zu. Dass sich hier der Einfluss von Penck bemerkbar macht, zeigt sich daran, dass er beim Zitieren von jener Zusammenfassung Rudnickyjs ihm den Beweis der Anhebung der Beskiden im Quartär zuschreibt. Dort erlangt ein Zitat von Penck, absolut konträr zum Text von Rudnickyj, ein unerwartetes Ergebnis in der neuen, hier besprochenen Arbeit. ‚Penck nimmt es ohne Einwände an', so die Worte Rudnickyjs, ‚die Ergebnisse meiner Untersuchungen im Einzugsgebiet des Dnister in den Karpaten zeigen klar die These der diluvialen Erhebung des Gebietes, das ich schüchtern als Senkung des Denudationsniveaus bezeichnet habe.' Berücksichtigt man, dass Penck keinerlei Beweise für die Hebungen der Karpaten im Diluvium anführt und Rudnic'kyj schlechterdings bei der Aufgabe nicht geholfen hat, muss ich annehmen, dass der Fehler oder die unbegründete Behauptung Pencks die Quelle der Hypothese des Autors und der daraus entwickelten Ansichten darstellt."[40]

[40] EUGENIUSZ ROMER, [Rezension zu] Rudnicki, Stefan, Znadoby do morfołogii pidkarpackoho stoczyszcza Dnistra (Zbirnyk mat-pryr. Sekcyi Tow. Szewczenka 1907, Bd. X), in: Kosmos 32 (1907), S. 243–246.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der Streit hatte noch weitere Akte, der tiefere Sinn zeigte sich jedoch sehr schnell bei der Reaktion auf die Erwähnung des Vorwurfs der Zusammenarbeit zwischen Rudnyc'kyj und Penck bei der Produktion absurder Forschungsergebnisse. Um sich vor den Argumenten des Rezensenten zu schützen, zog sich Rudnyc'kyj zwangsläufig fortwährend vor dem Angriff zurück. Es ist bezeichnend, dass Penck für ihn die letzte Verteidigungslinie war:

> „Dr. Romer [...] kann völlig gewöhnliche Dinge, die Prof. Penck in seinem programmatischen Aufsatz über die These der jungen Erhebung der Karpaten auf Grundlage unter anderem auch meiner Arbeiten ausgeführt hat, nicht begreifen. Dr. Romer verschont auch Prof. Penck nicht und wirft ihm Haltlosigkeit und Mangel an Beweisen vor. Das wäre interessant, wenn es nicht so komisch wäre."[41]

Romers Antwort auf dieses Manöver schien ein Vorbote neuer Zeiten zu sein, in denen ehemalige Autoritäten einer Veränderung der Werte unterliegen würden: „Meine Anspielung auf Prof. Penck nennt Dr. Rudnickyj in seiner Empörung komisch und es ist zweifellos komisch, wenn man die Geografie für die Dogmatik hält und Prof. Penck für den Papst der Geografie."[42]

Die Auseinandersetzungen der beiden Schüler Albrecht Pencks – einer Pole, der andere Ukrainer – sind natürlich dort am interessantesten, wo sie nicht direkt das Streitobjekt betreffen. Eine wichtige Rolle spielte der politische Kontext, in jenem Fall der Streit um die Zweisprachigkeit der Lemberger Universität. Romer nahm dabei einen sehr kompromisslosen, antiukrainischen Standpunkt ein, der wahrscheinlich seine wissenschaftliche Karriere behinderte.[43]

Zwar deutet Romers Auseinandersetzung mit Rudnyc'kyj (und indirekt auch mit Penck) eine Entwicklung hin zu einem Konflikt an, in dem die deutschen Professoren und ihre ehemaligen osteuropäischen Studenten sich auf unterschiedlichen Seiten wiederfinden sollten, dies war jedoch ein allmählicher Prozess. Vorerst kam es nicht zu dramatischen Trennungen oder offenen Streitigkeiten. In der Arbeit „Zur Geschichte des Dnistertales", die im selben Jahr in den „Mitteilungen der K. K. Geographischen

[41] STEFAN RUDNICKI, Polemika. Odpowiedź na recenzję Dra Romera, in: Kosmos 32 (1907), S. 367–372.

[42] EUGENIUSZ ROMER, W sprawie dyluwialnego wypiętrzenia Karpat. Odpowiedź Drowi Rudnickiemu, in: Kosmos 32 (1907), S. 373–378.

[43] MARIAN MROCZKO, Eugeniusz Romer (1871–1954). Biografia polityczna, Słupsk $^{2}$2010, S. 22.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gesellschaft in Wien“ erschien, verzichtete Romer auf einen weiteren Angriff wie den im „Kosmos“:

> „Der Theorie von Rudnyckyj mangelt also jede Begründung, dürfte nichts desto weniger beleuchtet und widerlegt werden. Diese Theorie könnte im Falle der Unkenntnis der physiographischen Verhältnisse des Gebietes wohl nicht einflußlos auf weitere theoretische Folgerungen bleiben, desto mehr als Dr. Rudnyckyj seine Ausführungen auf die Autorität von Prof. Penck zu stützen versucht.“[44]

Auf den ersten Blick betraf die Kontroverse zwischen Romer und Rudnyc'kyj keinerlei politische Fragen. Sicherlich spürte sogar der unbeteiligte und unbedarfte Leser des „Kosmos“, dass die beiden Herren entlang der Grenze des wissenschaftlichen Disputs balancierten, aber warum sie das taten und was sie dabei (außer dem Dnister-Tal) für Hintergedanken hatten, musste ein jeder sich selbst denken. Anders war es im Fall von Jovan Cvijić und Anastas Iširkov, die sich genau zur selben Zeit in einen Streit über den ethnischen Charakter Mazedoniens verstrickten. Dort waren Ziel und Sinn des Kampfes offensichtlich.

Hier ist nicht der Ort, um den historischen Hintergrund der mazedonischen Frage zu erläutern. Für die uns interessierenden Geografen wurde ein missglückter antitürkischer Aufstand in der Provinz (genauer gesagt in drei mazedonisch-thrakischen Vilajets) zum Katalysator für ihr politisches Engagement. Die schlecht vorbereiteten Aktivitäten der Aufständischen führten anfangs lediglich zu türkischen Repressionen und einer Schwächung Bulgariens, das die Aufständischen unterstützte. Obgleich die Türken die Initiative übernahmen, kam es jedoch nicht zu einer schnellen Pazifizierung der Provinz. Im Gegenteil, der Aufstand setzte eine Spirale ethnisch motivierter Gewalt in Gang, in die sich die Nachbarstaaten als Schutzmächte einmischten. Anfang des 20. Jahrhunderts prallten in Mazedonien politische und bewaffnete Gruppen mit mindestens fünf verschiedenen Orientierungen aufeinander. Bulgaren, Serben und Griechen unterhielten hier ihre Partisanen-Četas (Einheiten). Auch die türkischen Machthaber bewaffneten die örtliche islamische Bevölkerung und verschlossen dabei die Augen vor Terrorakten gegenüber den orthodoxen Nachbarn. Normalerweise wurden diese Einheiten von ehemaligen oder beurlaubten Offizieren der gewöhnlichen Streitkräfte angeführt. Dies heizte den ohnehin schon brisanten Konflikt noch weiter an.

[44] EUGENIUSZ ROMER, Zur Geschichte des Dniestrtales, Wien 1907, S. 291.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bereits während des Aufstands hatte Jovan Cvijić in der deutschsprachigen Presse beiläufig das Wort ergriffen und über die in Mazedonien vorhandene materielle und geistige serbische Kultur geschrieben.[45] Seine Forschungsinteressen zogen ihn jedoch nach wie vor in Richtung Geomorphologie, zu den Formen des Terrains, nicht jedoch zu den Menschen, die in den Gebieten lebten.[46] Drei Jahre später sah das allerdings schon anders aus. Damals erschien seine ethnische Karte Mazedoniens und Serbiens, auffällig war sie vor allem aufgrund eines ziemlich überraschenden Eingriffs: die Verbindung von zwei slawischen Völkern, die einen Anspruch auf die Provinz anmeldeten – Bulgaren und Serben – zu einem Ganzen.[47] Zeitgleich veröffentlichte Cvijić eine Broschüre, die auf scharfsinnige Weise die Sorge um wissenschaftliche Standards mit einer politischen Botschaft verband.[48] In der englischen Ausgabe gewann die angebliche Objektivität des Forschers bereits auf den ersten Seiten das Lob der Übersetzerin Annie O'Brien. Im Vergleich mit anderen, chauvinistischen, zornigen und subjektiven Autoren aus Südosteuropa, verlieh O'Brien der späteren westeuropäischen Cvijić-Rezeption einen anderen Ton.[49] Noch in den 1950er Jahren wunderte sich Henry Robert Wilkinson, der dessen Rezeption in Großbritannien analysierte, wie beständig sich jenes Bild gehalten hatte:

> „Diese überraschende Überzeugung – als ob Cvijić über dem aufbrausenden Patriotismus gestanden hätte – spukt bis zum heutigen Tag auf den Britischen Inseln herum. Dank seiner Originalität präsentierte Cvijić den serbischen Standpunkt elegant und geschickt und vermied rein propagandistische Aussagen. Die Quellen, auf die er sich berief, waren einwandfrei und die Schlussfolgerungen, die er aus ihnen zog, gingen nie zu weit."[50]

Worin bestand die Scharfsinnigkeit von Cvijić' Arbeiten? Er war sich bewusst, dass die westeuropäische Öffentlichkeit des Themas der eth-

[45] H[ENRY] R[OBERT] WILKINSON, Maps and Politics. A Review of the Ethnographic Cartography of Macedonia, Liverpool 1951, S. 146 f.

[46] JOVAN CVIJIĆ, La forme de la Péninsule des Balkans, in: Le Globe. Revue genevoise de géographie 39 (1900), S. 11–24.

[47] WILKINSON, Maps and Politics, S. 148.

[48] JOVAN CVIJIĆ, Makedonskie etnografyčeskija isl˘edovanija, Petrograd 1906; DERS., Remarks on the Ethnography of the Macedonian Slavs, London 1906.

[49] ANNIE O'BRIEN, Preface, in: JOVAN CVIJIĆ, Remarks on the Ethnography [unpaginiert]: „Dr Cvijić is one of those individuals too rare, especially in the Balkans, who are able to subordinate their patriotism to the cause of scientifical exactitude."

[50] WILKINSON, Maps and Politics, S. 148 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nischen Grenzen überdrüssig war, und versuchte nicht, ihnen eine eigene Interpretation überzustülpen, sondern schwamm mit dem Strom. Er schloss sich dem Kreis derjenigen an, die über die scheckigen, inkonsistenten und merkwürdigen Statistiken und Karten schimpften. Bei der Kritik unterschied er die Nationalität der älteren Kollegen nicht; maximalistischen Postulaten serbischer Autoren begegnete er mit der gleichen Boshaftigkeit wie griechischen oder bulgarischen. Und auch westeuropäischen, denn seiner Meinung nach wiederholten sie dasselbe fehlerhafte Schema, das der Region eine klare ethnische Aufteilung aufzuzwingen versuchte, wo dies nicht möglich war.

Allen früheren Geografen und Ethnografen hielt er die These entgegen, dass die Einwohner Mazedoniens – mazedonische Slawen oder Mazedo-Slawen – noch keine ethnische Identität ausgebildet hätten. Sie seien wie eine Masse, aus der Schulen, Ämter und Armeen eines beliebigen Landes gute Serben oder gute Bulgaren oder sogar Griechen formen könnten. Cvijić diskreditierte auch die typischen Argumente der zerstrittenen Seiten, die am häufigsten von bulgarischen Autoren vorgebracht wurden – das Bulgarentum der Provinz werde am besten durch die tausenden bulgarischen Nationalisten, die aus Mazedonien stammten, bewiesen.

> „Darüber hinaus sind alle unvoreingenommen, gebildeten Personen, die in Mazedonien leben, ob zu Serben oder auch zu Bulgaren erzogen, sich im Klaren darüber, dass die Bevölkerung der mazedonischen Slawen kein gefestigtes serbisches oder bulgarisches Nationalgefühl hat. Wenn wir das wissen, können wir schadlos die chauvinistischen Autoren lesen, die sich zu beweisen bemühen, dass Mazedonier reine Serben oder im anderen Fall reinblütige Bulgaren seien."[51]

Cvijić' Thesen bestachen neben anderen Vorteilen vor allem durch ihre Einfachheit. Sie schienen Ordnung in einen Bereich zu bringen, in dem bisher reines Chaos geherrscht hatte. Bevor sie jedoch überall in Westeuropa angenommen wurden, riefen sie sachliche Kritik hervor. Am lautesten widersprach ein Wissenschaftskollege des Serben: Iširkov.[52] In einer Antwort aus dem Jahr 1908 gebrauchte er viele historische und ethnografische Argumente, am interessantesten sind jedoch seine Hinweise hinsichtlich der wissenschaftlichen Arbeitsweise des serbischen Kollegen:

---

[51] CVIJIĆ, Remarks on the Ethnography, S. 3.

[52] ANASTAS ICHIRKOFF, Les Slaves de Macédonie. Résponse à M. Cvijić, Paris 1908.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> „In der Argumentation von Cvijić fehlte es nicht an Schwachstellen. Er verglich zum Beispiel die Daten von Kančev, Nikolaides und Gopčević [Autoren früherer Arbeiten über die ethnische Struktur Mazedoniens, M. G.], aber jeder von ihnen hatte Mazedonien anders definiert, was einen Vergleich wertlos machte. Auch berücksichtigte er nicht, dass die Arbeit von Kančev sich breiter Anerkennung erfreute, Gopčević und Nikolaides aber scharf kritisiert worden waren. Aus seiner Gruppe der Mazedo-Slawen schloss er zu Unrecht Slawen aus der Gegend von Tetovo und Skopje aus, weil ihre nationale Identität ebenfalls umstritten war, so wie zum Beispiel auch die der Slawen aus der Gegen um den Ohridsee, die Slawen aus Skopje klassifizierte er jedoch einzig auf Grundlage historischer Argumente als Serben."[53]

Zu dem Zeitpunkt als Iširkovs Text erschien, änderte sich die Situation auf dem Balkan, so dass der Streit um Mazedonien für einige Zeit in den Hintergrund trat. Der Grad des Engagements der Geografen nahm jedoch nicht ab. Im Jahr 1908 annektierte Österreich-Ungarn Bosnien und Herzegowina – Gebiete, die sie bereits früher kontrolliert hatten, aber solange sie nicht besetzt gewesen waren, hatte Serbien weiterhin die Hoffnung gepflegt, zumindest einen Teil der Provinz und dadurch den ersehnten Zugang zum Meer zu erlangen.

Nachdem diese Möglichkeit nicht mehr bestand, engagierte sich Cvijić erneut in der Territorialfrage. In der Broschüre „L'annexion de la Bosnie et la question serbe" (die auch auf Englisch herausgegeben wurde) argumentierte er, dass Bosnien für Serbien nicht nur eine verlorene Bruderprovinz sei – so wie Elsass-Lothringen für Frankreich –, sondern das eigentliche Herz des Landes. Trenne man Bosnien ab, so sei das, als ob man Russland die Moskauer Region wegnähme.[54] Nach der Trauer um den Verlust richtete der Geograf seine Aufmerksamkeit auf Albanien, aus dem man ebenfalls einen Korridor herausschneiden könnte, der Serbien mit dem Meer verbinden würde.

Eine Gelegenheit zur Umsetzung dieser Pläne ergab sich überraschend schnell. Während des Ersten Balkankrieges marschierte die serbische Armee im Jahr 1912 in Albanien ein und besetzte vorübergehend einen Teil des Landes. Cvijić unterstützte die diplomatischen Bemühungen, diese Errungenschaften zu behalten, indem er in der prestigeträchtigen geografischen Zeitschrift „Petermanns Mitteilungen" (eigentlich „Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt")

[53] WILKINSON, Maps and Politics, S. 152.

[54] JOVAN CVIJIĆ, L'annexion de la Bosnie et la question serbe, Paris 1909, S. 17 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einen Aufsatz über Serbiens Zugang zum Meer publizierte.[55] Er verband darin wirtschaftliche und strategische Argumente mit der These, dass die Bewohner ungewöhnlich häufig und unproblematisch zwischen einem ethnisch serbischen, montenegrinischen und albanischen Bewusstsein wechselten. Er wies nach, dass sprachliche und religiöse Unterschiede angesichts gemeinsamer Volkskultur, ähnlicher Bräuche, Lieder und Familientraditionen an Bedeutung verlören. All diese mehr oder weniger sachlichen Argumente verknüpfte er jedoch mit einer fast poetischen Beschreibung der kriegerischen Vermählung mit dem Meer:

> „Die Mannschaft der Zetaarmee erreichte die adriatische Küste nach übereinstimmenden Berichten in physisch und psychisch bester Verfassung, und dies dank dem allen gemeinsamen moralischen Antrieb. Das Hauptziel der serbischen Kriegsleitung war die Eroberung eines Adriahafens. Von ihm hängt die wirtschaftliche Selbständigkeit Serbiens ab. Jeder Soldat wußte das, und die Volksseele war davon beherrscht. Die Leute warben förmlich um die Gunst, zu dieser Armee zugelassen zu werden."[56]

Nur weil sich die Aufmerksamkeit auf längere Sicht von Mazedonien hin zu Bosnien und Albanien verlagerte, bedeutete dies jedoch nicht, dass Cvijić das so vielversprechend begonnene Projekt der ethnischen Karten aufgegeben hätte. Die Annexion Bosniens und der unglückselige Plan, sich durch Albanien zum Meer durchzuschlagen, bewegten ihn jedoch dazu, seinen Blick zu weiten und ihn auf die gesamte Balkanhalbinsel zu richten.

In den folgenden Jahren veröffentlichte er Abhandlungen und Karten und vergrößerte dabei Schritt für Schritt die Ausdehnung der ethnisch serbischen Gebiete. Die wichtigste dieser Veröffentlichungen erschien im Jahr 1913 zuerst bei „Petermanns Mitteilungen". Auf sie stützten sich die folgenden Entwürfe der ethnischen Aufteilung des Balkans, an denen Cvijić während des Ersten Weltkriegs arbeitete. Die von ihm vorgenommenen Veränderungen korrelierten mit den Ereignissen der großen Politik und gingen zumeist auf Kosten des bulgarischen Besitzstandes. Der Geograf verband hier die beiden wichtigsten Aspekte seiner früheren Überlegungen: das Fehlen einer ausgeprägten ethnischen Identität der Mazedonier und die kulturelle Nähe zwischen Serben und Albanern. Er

---

[55] JOVAN CVIJIĆ, Der Zugang Serbiens zur Adria, in: Militärgeographie, Beilage zu Petermanns Mitteilungen 1912, S. 361–364. Der Artikel erschien erneut einige Monate später auf Serbisch: JOVAN CVIJIĆ, Izlazak Srbije na Jadransko More, in: Glasnik Srpskog Geografskog Društva II (1913), S. 192–204.

[56] Ebd., S. 361.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

behielt dabei seinen charakteristischen, ruhigen und nicht apodiktischen Ton bei, der mit Sicherheit der Popularität seiner Theorie zugute kam.[57]

Cvijić betonte, dass alle Versuche, auf dem Balkan präzise Grenzen einzuzeichnen, von Anfang an zu Misserfolg verdammt seien. Insbesondere dann, wenn religiöse und sprachliche Nähe die Verständigung erleichtere und statt exakter Grenzen eher breite Übergangsstreifen existierten, die von einer gemischten Bevölkerung bewohnt würden. Als Beispiel für ein solches Grenzland betrachtete der Geograf den Streifen, der Serben und Bulgaren verband. In solchen Fällen – bemerkte er Anfang des Jahres 1913, also noch zu einem Zeitpunkt, als Serben und Bulgaren ein militärisches Bündnis verband – erscheine der Anschluss dieser Teile des Grenzlandes (Mazedonien eingeschlossen), in denen die Einwohner bereits eine eindeutig serbische oder bulgarische Identität hätten, an Bulgarien und Serbien als die einzige Möglichkeit. Dieses Zugeständnis an Bulgarien, das danach strebte, sich möglichst viele Teile Mazedoniens einzuverleiben, war jedoch an eine gewisse Bedingung geknüpft, die in dem Artikel aus dem Jahr 1913 noch unwichtig erschien, später jedoch entscheidende Bedeutung erlangte. Bei der Abwägung der sprachlichen und kulturellen Ähnlichkeiten zwischen den beiden slawischen Völkern bemerkte Cvijić wie nebenbei, dass die Bevölkerung Westbulgariens und Mazedoniens mit den Serben durch eine ähnliche Volkskultur verbunden sei:

> „Durch Reichtum an Volksliedern und Melodien werden die Bulgaren von den Serben weit übertroffen. Ohne mich in die Einzelheiten dieser komplizierten und interessanten Erscheinung einzulassen, kann ich aus eigener Erfahrung feststellen, daß sich die Mazedonier, insbesondere im Westen des Wardar, durch einen großen Reichtum an beiden, ebenso wie die Serben, auszeichnen.“[58]

In Bezug auf die Albaner wendete der Geograf eine etwas kompliziertere Strategie an, er unterschied unter ihnen ethnisch-kulturelle Gruppen wie die albanisierten Serben oder Albanisch sprechende orthodoxe Serben. Diese indirekten Kategorien resultierten aus den bereits früher postulierten Grundsätzen, dass die Grenze zwischen albanischer und serbischer Identität fließend sei. Kartografischen Ausdruck fanden diese Überzeugungen bei der Bezeichnung des nördlichen Teils Albaniens als ethnisch gemischte Region mit örtlichen Inseln einer serbischen Mehrheit.

---

[57] JOVAN CVIJIĆ, Die ethnographische Abgrenzung der Völker auf der Balkanhalbinsel, in: Petermanns Mitteilungen 1913, S. 113–118, 185–189 und 244–246.

[58] Ebd., S. 187.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

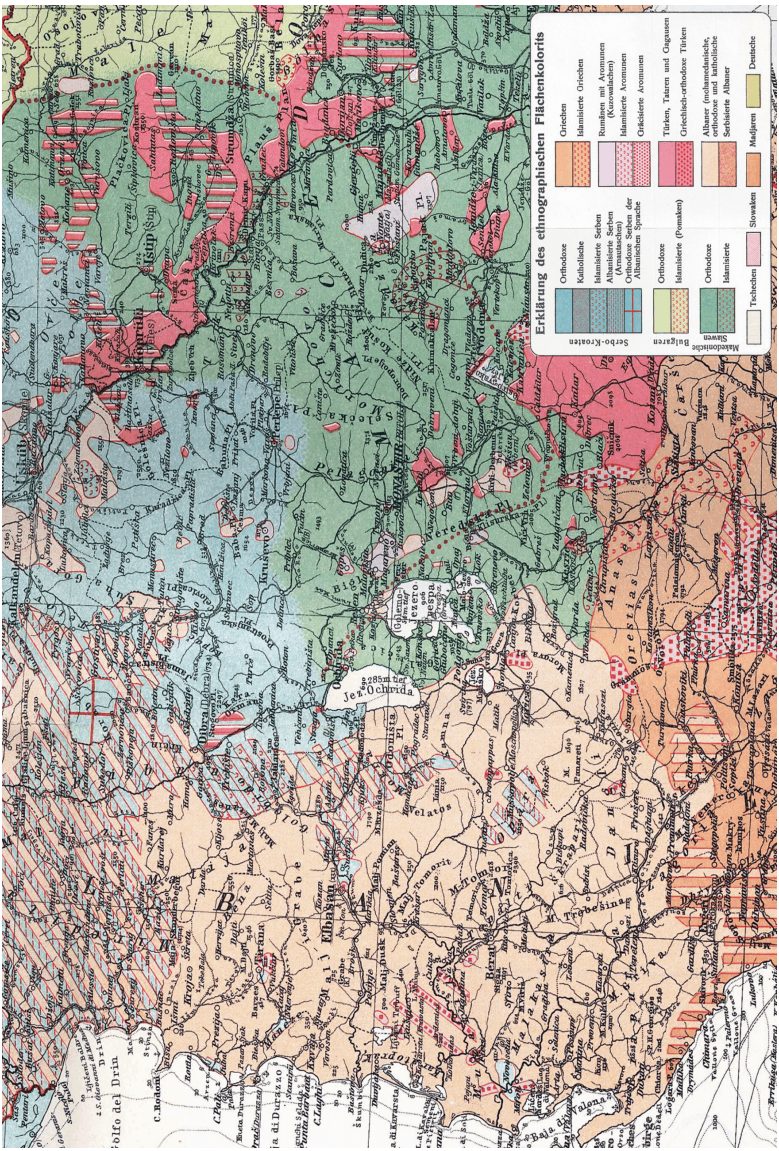



Abb. 2: Ausschnitt einer ethnografischen Karte des Balkans von Jovan Cvijić aus dem Jahr 1913.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

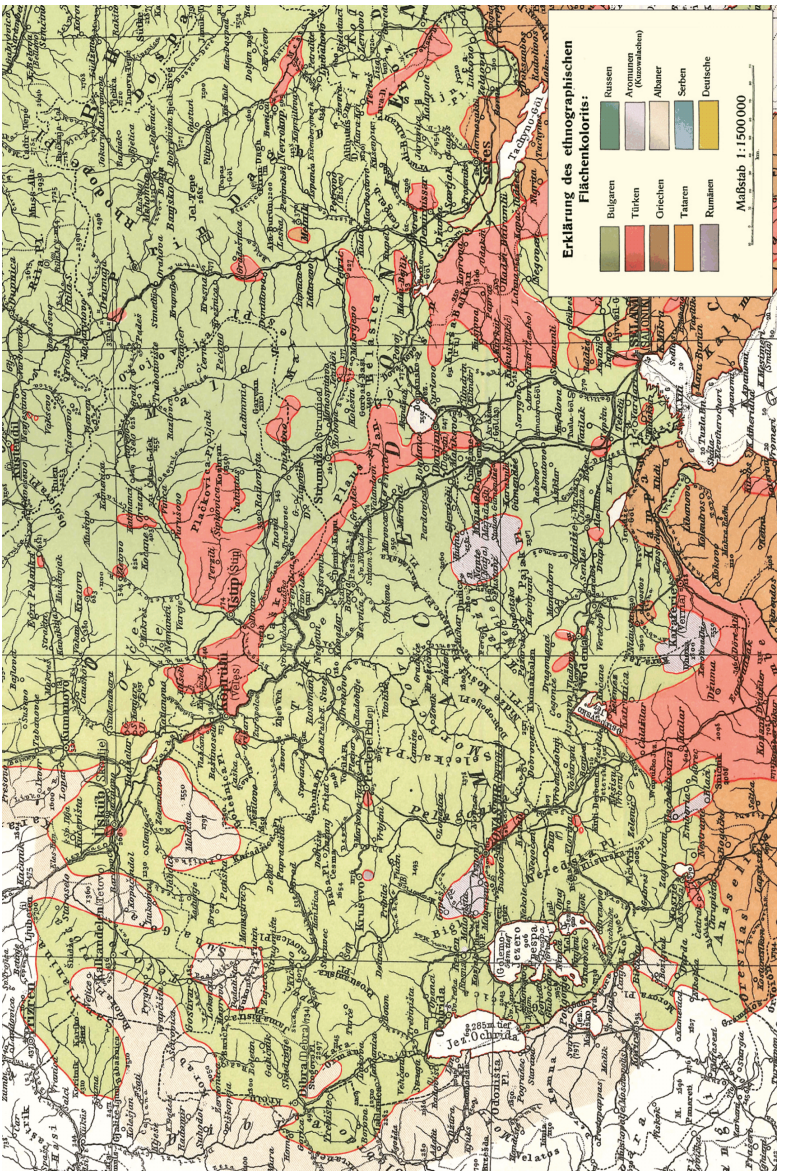



Abb. 3: Ausschnitt einer ethnografischen Karte des Balkans von Anastas Ĭsirkov aus dem Jahr 1915.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Antwort Iširkovs erschien erneut mit beträchtlicher Verspätung, fast genau zu dem Zeitpunkt, als die bulgarische Armee gemeinsam mit den deutschen und österreichisch-ungarischen Verbündeten in Serbien einmarschierte. Im Jahrbuch „Petermanns Mitteilungen" von 1915 erschien eine ethnografische Karte der Verteilung der Bulgaren auf der Balkanhalbinsel mit seinem Kommentar.[59] Es handelte sich dabei um ein umfassendes Werk, das die gesamte verfügbare Literatur zu dem Thema und alle bekannten Karten des Balkans zugrunde legte. Eine solide Quellenbasis schützte jedoch auch ihn nicht vor Voreingenommenheit – Cvijić genau entgegengesetzt. Von selbstständigen mazedonischen Slawen konnte in diesem Fall keine Rede sein; nicht nur Mazedonien, sondern auch Südserbien wurde von Iširkov zu den ethnisch bulgarischen Gebieten gezählt. Die Karte und die sie begleitenden Erklärungen versetzten auch den „albanischen Theorien" von Cvijić einen Stoß, weil sie auf Grundlage detaillierter sprachwissenschaftlicher Überlegungen einen lokalen slawischen Dialekt als Variante des Bulgarischen identifizierten.

Der serbisch-bulgarische Gebietsstreit, bei dem die Geografen eine wichtige Rolle spielten, ließ erahnen, was viele Geografen aus Ostmitteleuropa in nicht allzu ferner Zukunft erwarten würde. Der Streit hatte jedoch einen anderen Charakter als der Konflikt zwischen Romer und Rudnyc'kyj, der zwar zugegebenermaßen auch mit politischen Inhalten aufgeladen war, aber auf einem anderen Feld und auf andere Weise ausgetragen wurde. Einer der wichtigsten Gründe für diese Unterschiede scheint sich aus – welch Ironie – der Geografie zu ergeben. Bei dem Streit zwischen den bulgarischen und serbischen Geografen spielten die deutschen, britischen und französischen Professoren höchstens die Rolle von Schiedsrichtern. Indem sie in ihren Zeitschriften Abhandlungen und ethnische Karten veröffentlichen ließen, legitimierten sie die professionelle Arbeit, die von Geografen wie Cvijić oder Iširkov geleistet wurde. Sie waren jedoch nicht direkt in deren Angelegenheiten involviert.

Im Falle Polens stellte sich die Situation aber noch etwas anders dar. Hier beschränkte sich die Bewertung und Diskussion nicht nur auf die wissenschaftliche Arbeitsweise, sondern die Kontroversen betrafen auch den Gegenstand der Untersuchungen. Für die Gebiete, die die Geografen als polnisch ansahen, interessierten sich in unterschiedlichem Grad auch die Deutschen. Kurz gesagt: Romer hätte sich keine Boshaftigkeit gegenüber Albrecht Penck erlaubt, wenn der Konflikt zwischen polnischen und

[59] ANASTAS ISCHIRKOFF, Ethnographische Karte des Bulgarentums auf der Balkanhalbinsel im Jahre 1912, in: Petermanns Mitteilungen 1912, S. 343–359.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

deutschen Geografen nicht im Wachsen begriffen gewesen wäre. Betrachten wir einige der Vorboten.

Heinz Peter Brogiato beschreibt bei der Analyse des deutschen – damals weltweit größten – Marktes für geografische Zeitschriften in dessen Geschichte einige entscheidende Wendungen. In der zweiten Hälfte der 1860er Jahre hatte die Liebhaber der Geografie ein regelrechtes Entdeckungsfieber erfasst, das sich in Fachzeitschriften in Form von Reiseberichten niederschlug. Die einzige Konkurrenz zu dieser exotischen Welle stellte die traditionelle Regionalgeografie dar – solide verortet im deutschen Schulsystem. In den 1880er Jahren durchliefen die geografischen Zeitschriften eine Metamorphose, am besten lässt sich dies an „Petermanns Mitteilungen" unter der Leitung (seit 1884) des neuen Chefredakteurs Alexander Supan nachvollziehen. Der neue Trend entstand durch die Professionalisierung der Geografie und ihrer Öffnung für Geomorphologie und Geologie (offensichtlich dasselbe Programm, das die jungen Adepten an den deutschen und österreichischen Universitäten so interessierte). Wie so häufig war der Preis für die zunehmende Wissenschaftlichkeit der geografischen Zeitschriften ein Rückgang der Verkaufszahlen.

Es gab jedoch noch andere Gründe für den Rückgang. 1909 hatte Paul Langhans die Redaktion von „Petermanns Mitteilungen" übernommen, ein hervorragender Kartograf und gleichzeitig ein glühender deutscher Nationalist. Unter seiner Ägide orientierte sich die Zeitschrift stärker in Richtung Humangeografie der von Deutschen bewohnten Gebiete und auch aktueller Politik. Der Chefredakteur selbst widmete seine besondere Aufmerksamkeit den außerhalb des Reiches lebenden Landsleuten und im Jahr 1914 gründete er die Gesellschaft für Erforschung des Deutschtums im Ausland. Die physische Geografie, zu Zeiten Supans stark vertreten, war – genau wie die Reiseberichte – im Rückgang begriffen.[60] Die Weiterentwicklung der Inhalte der führenden Fachzeitschriften deckt sich in etwa mit der in der deutschen Geschichtsschreibung angenommenen Periodisierung der Entwicklung der geografischen Wissenschaften. Die Institutionalisierung des Fachbereichs, der das Interesse der Öffentlichkeit unter anderem dank der ungebrochenen Faszination an Entdeckungen und dann dem Kolonialismus auf sich zog, dauerte bis Anfang der 1880er Jahre. Die 1880er Jahre begannen mit einer Zeit der Professionalisierung,

[60] HEINZ PETER BROGIATO, „Wissen ist Macht – Geographisches Wissen ist Weltmacht". Die schulgeographischen Zeitschriften im deutschsprachigen Raum (1880–1945) unter besonderer Berücksichtigung des Geographischen Anzeigers, Bd. 1: Textband, Trier 1998, S. 99.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

verbunden auch mit einem Generationenwechsel. Albrecht Penck gehörte zu den dynamischsten Wegbereitern jenes Wandels. Vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs kam es schließlich zu einer Hinwendung in Richtung Humangeografie, politischer Geografie und schließlich Geopolitik.[61]

Eines der wichtigsten und meist gelesenen geografischen Werke, die zu Anfang jener letzten Welle erschienen, war die umfangreiche Monografie Schlesiens aus der Feder von Joseph Partsch, die durch ihre Professionalität, aber auch den literarischen Zauber bestach.[62] Dieser Arbeit lag sehr an der sachkundigen Verbindung der bis dahin konkurrierenden Richtungen. Ein minimal provinzieller Regionalismus und eine fast akademische Professionalität verbanden sich zu einem kompetenten, eleganten und interessanten Ganzen. Das Bild Schlesiens hatte nach Auffassung von Partsch jedoch noch eine weitere Eigenschaft: In die empathischen Beschreibung von Land und Leuten flocht er ein Gefühl der Bedrohung ein:

> „Die Namengebung vieler Orte in diesem Landesteil läßt keinen Zweifel über den slavischen Ursprung. Bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts erhielten sich in Kleinitz (1510 Einwohner) polnische Volkselemente. Aber seither ist das ganze Grenzgebiet rein deutsch geworden. Die Gegenwart hat darüber zu wachen, daß es so bleibt. Unverkennbar dringt aus dem slavischen Kern der Provinz Posen eine Welle polnischer Zuwanderung gegen Schlesiens Grenze heran. In den Nachbarkreisen Fraustadt, Schwiegel, Bomst dringen slavische Zuwanderer auch in früher rein deutsche Gemeinden ein und ändern die Verhältniszahl der Mischung. Schon machen sich ähnliche Erscheinungen auch auf schlesischem Boden bemerkbar. Der Übergang des Rittergutes Strunz (1052 ha) in die Hand eines polnischen Güteragenten hat nicht so stark gewirkt, wie man zunächst befürchtete, ist aber schon nicht ganz ohne Spur in der Volksmischung geblieben. Auch bei Schlawa ist ein Herüberdrängen polnischer Elemente zu bemerken. Unter diesen Umständen ist es wichtig, durch die Verkehrsentwicklung den durch die Natur nur unvollkommen gesicherten Anschluß an ein kräftiges deutsches Kulturzentrum zu festigen. Dem Manne, der darauf bestand, Schlawa nicht allein an das Posener Bahnnetz anzuschließen, sondern auch an Glogau, wird diese rechtzeitige Einsicht unvergessen bleiben.“[63]

---

[61] UTE WARDENGA, Theorie und Praxis der länderkundlichen Forschung und Darstellung in Deutschland, in: FRANK-DIETER GRIMM / UTE WARDENGA, Zur Entwicklung des länderkundlichen Ansatzes, Leipzig 2001, S. 10–13.

[62] JOSEPH PARTSCH, Schlesien. Eine Landeskunde für das deutsche Volk auf wissenschaftlicher Grundlage, I–II, Breslau 1896–1911.

[63] Schlesien. Eine Landeskunde für das deutsche Volk auf wissenschaftlicher Grundlage, II Teil: Landschaften und Siedelungen, Breslau 1911, S. 651.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Partsch – ein bekannter Schlesienexperte – hatte zahlreiche Gelegenheiten, um die Idee der Bedrohung durch die polnische „Flut“ auszubauen und zu verbreiten. Seine Aussagen wurden tendenziell umso alarmierender, je weniger elitär der Leserkreis war, mit dem er es zu tun hatte. In der beliebten Zeitschrift „Deutsche Erde“ schürte er ganz direkt die Angst vor dem riesigen natürlichen Anwachsen der Polen, die bereit seien, ganz Schlesien zu überfluten: „Die Aufgabe, bei diesem Zustrom fremdsprachigen Volkes doch den deutschen Charakter der Städte zu erhalten, ist wahrlich nicht leicht.“[64]

Für die Geografen, die Angehörige dieser gefährlichen, sich sinnlos vermehrenden Nation waren, stellte die Lektüre der Arbeiten des älteren Kollegen keine angenehme Erfahrung dar. Es ist kein Zufall, dass ihre Begeisterung für das deutsche Wissenschaftsestablishment genau zu jener Zeit abnahm. Unter den Schülern Pencks fanden sich jedoch auch einige, die beschlossen, seine Arbeitsmethoden auf eine neue Grundlage zu stellen. Zu ihnen gehörte der aus Biala (Biała) in Galizien stammende Erwin Hanslik. Die ersten Schritte auf dem Gebiet der Humangeografie unternahm er bei der Untersuchung der Unterschiede in der materiellen Kultur polnischer und deutscher Dörfer in den Beskiden.[65] Die fast schon esoterische Abhandlung, die auf komplizierte Weise die räumliche und zeitliche Kulturgrenze zwischen West- und Osteuropa beschreibt, wurde von einer für den Leser zwar völlig überflüssigen, aber für den Autor überaus wichtigen Deklaration eingeleitet:

> „Ich bin ein Kind rein polnischer Eltern, doch wurde mir von früher Jugend an eine rein deutsche Erziehung zuteil. Die persönlichen Kulturprobleme setzten sich sehr natürlich in allgemeine menschliche um, und ich wurde, mochte ich nun wollen oder nicht, Kulturforscher.“[66]

Was sich in der Deklaration ankündigt, wird nach der Lektüre von Hansliks Habilitation, eine im Jahr 1909 veröffentlichte Monografie über seine Heimatstadt, in voller Gänze deutlich. Das Verhältnis zwischen positiver und neutraler Beschreibung des Raumes und der Menschen sowie den unheilverkündenden Warnungen vor der polnischen Gefahr nahmen dort ein Ausmaß an, welches das von Partsch um ein vielfaches übertraf. Das

---

[64] JOSEPH PARTSCH, Von der deutschen Grenzwacht in Schlesien, in: Deutsche Erde 1906, 1, S. 2–5, hier S. 5.

[65] ERWIN HANSLIK, Kulturgrenze und Kulturzyklus in den polnischen Westbeskiden. Eine prinzipielle kulturgeographische Untersuchung, Gotha 1907.

[66] Ebd., S. V.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Buch wimmelt von kampfeslustigen Metaphern, die zur Beschreibung fast aller Lebensbereiche, und insbesondere der Kultur gebraucht wurden. Bei Hanslik verteidigen sich die Inseln der deutschen Kultur in einem heroischen Kampf gegen die Überflutung durch die polnischen Barbaren, die ihre Fänge nach dem Herzen des Deutschtums ausstrecken, indem sie in Biala Universitätskurse und ein polnisches Gymnasium organisieren. Die Situation der Deutschen wurde noch durch die Notwendigkeit verschlimmert, an zwei Fronten gleichzeitig zu kämpfen: kulturell und wirtschaftlich. Er schrieb aus seiner weltverschwörerischen Sicht der Wirklichkeit: „Stellenweise ist zwischen Polen und Juden tatsächlich eine nationale Arbeitsteilung vorhanden, welche der Teilung von Dorf und Stadt entspricht und der Teilung in Natur- und Kulturarbeit."[67] Hanslik verglich die Position der Nachfahren deutscher Siedler mit Kolonisatoren – im Vergleich zu Afrika allerdings mit dem Unterschied, dass man hier in Galizien eher nicht mit der einfachen Unterwerfung der Einheimischen oder dem übertriebenen Respekt vor dem „weißen Mann" rechnen könne. Auf die Deutschen lauere außerdem eine Gefahr, die sich aus der Natur und Kultur der Region ergäbe:

> „Sie sind alle in Charakter wie in Sprache mitteldeutsche Menschen, in denen die nördlichen Wesenselemente überwiegen. Der erhöhte Widerstand, den die nördliche Natur dem Menschen stellt, reduziert sein Freudenmaß, das freie Spiel der Phantasie und das leicht erregbare Gemüt. Er fördert die einseitige Entwicklung von Willen und Verstand, mit denen der Norddeutsche härtere Aufgaben zu lösen fähig wird als der Süddeutsche. Dazu tritt das koloniale Wesen, ein rascher, weiter Blick, wie er beim Schaffen neuer Existenzen in fremdem Lande nötig ist. Vielen der Heimischen ging zum großen Teile die koloniale Kraft verloren. [...] Um so stärker ist er dem heterogenen kolonialen Material eigen, das die Insel neu betritt."[68]

Die „Insel", von der Hanslik schrieb, war einer der Schlüsselbegriffe der deutschen Humangeografie, aufgeladen mit einer Ambivalenz, die typisch für jene Strömung war. Einerseits fügte sich das Wort bei der Anwendung auf Ostmitteleuropa gut in die koloniale Metaphorik ein. Andererseits schlugen sich darin jedoch Befürchtungen und das Bedrohungsgefühl nieder, die bereits Partsch zum Ausdruck gebracht hatte. Der wachsende Nationalismus der deutschen Geografen, verbunden mit der Entdeckung der Möglichkeiten, die der humangeografische Zugang eröffnete, ver-

[67] ERWIN HANSLIK, Biala, eine deutsche Stadt in Galizien. Geographische Untersuchung des Stadtproblems, Wien u. a. 1909, S. 229.

[68] Ebd., S. 240.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

anlassten sie jedoch eher zur Sorge als zur Freude. Der deutsche „Besitzstand" im Osten erschien bedroht und die Demografie änderte die ethnischen Verhältnisse zu Ungunsten der Deutschen. Vorurteile gegenüber Slaven verstärkten diese düsteren Aussichten und führten dazu, dass sie sich angsterfüllt in der Festung des eigenen Stolzes und der Ignoranz einschlossen. Früher oder später würde sie das von allen Seiten brausende Meer überfluten und die deutsche Insel schließlich überschwemmen:

> „[...] in erschreckendster Weise zeigt sich die Unfestigkeit des deutschen Wesens bei den Mischehen Deutscher in Österreich: verbindet sich der Deutsche in slawischer Gegend mit einer Slowenin, Kroatin, Polin u. dgl., so ist der Sohn in der Regel jedes deutschen Empfindens bar und hält sich ganz selbstverständlich für den Angehörigen der Nation seiner Mutter. Beispiele dazu lassen sich an unseren Universitäten reichlichst beobachten. Darum scheuen sich die Deutschen auch, das elementarste und wirksamste Mittel im Wettbewerbe mit den slawischen Gegnern anzuwenden und die Sprachen der feindlichen Nachbarn zu erlernen, weil dadurch das nächste Geschlecht schon entartet."[69]

Die deutschen Geografen, die sich mit der Grenzproblematik beschäftigten, fühlten sich verpflichtet, Alarm zu schlagen, die Gefahr von Seiten der Polen oder Tschechen vielleicht sogar zu übertreiben. Wie viel dabei Überzeugung und wie viel Taktik war – ein berechnender Trick, um Forschungsgelder zu bekommen – ist nicht immer leicht zu unterscheiden. Aber die Wirklichkeit rechtfertigte den unheilverkündenden Ton eher nicht. Vielleicht schien es den Wissenschaftlern, die die nationale Tragödie prophezeiten, völlig unvorstellbar, dass das Monster, mit dem sie die deutschen Leser erschreckten, in Kürze wirklich erwachen würde?[70]

* * *

Wissenschaftsgeschichte ist wirklich ein spezielles Forschungsgebiet, sie wird jedoch auch von Wendungen und Umbrüchen erfasst, die in der allgemeinen Geschichtswissenschaft auftreten. Das zeigt sich auch sehr deutlich in dem Bereich, der mich am meisten interessiert: beim Wissenstransfer. In der traditionellen Auffassung von Geschichte, die ich bis jetzt

---

[69] ANTON E. SCHÖNBACH, [Rezension zu] Das deutsche Volkstum, hrsg. von Hans Meyer, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1904, S. 451–454, hier S. 453.

[70] GUNTRAM HENRIK HERB, Under the Map of Germany. Nationalism and Propaganda 1918–1945, London / New York 1997, S. 12.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

beschrieben habe, stützte man sich auf ein Schema, das aus zwei Elementen bestand: Zentrum und Peripherie. Übrigens nicht grundlos, würde ich meinen, dass Interessierte, zum Beispiel Studenten von Albrecht Penck, die beiden Felder ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit genau auf diese Weise betrachteten: deutsche, französische oder österreichisch-ungarische Universitätskreise und einheimische, noch bescheidene wissenschaftliche Institutionen. Bei einem derartigen Verständnis von Wissenschaftsgeschichte würde ihre Rolle in der lokalen Reproduktion dessen bestehen, was sie während des Studiums gelernt hatten. Nebenbei bemerkt zeichnet die Mehrheit der ihnen gewidmeten Biografien ein genau solches Bild.

In einem neueren Verständnis der Thematik setzt man die Akzente jedoch etwas anders. Erstens neigt man zu einem offeneren Verständnis des Wortes „Transfer". Der Weg, auf dem Wissen reist, ist keine Einbahnstraße, Informationen, Muster und Moden fließen in beiden Richtungen. Noch vor dem Ersten Weltkrieg übernahmen einige der Protagonisten dieses Buches die Rolle von Partnern und nicht nur Schülern deutscher Professoren. Diese Tendenz – zuerst bei Pencks Lieblingsschüler Jovan Cvijić – entwickelte sich in den nächsten Jahren noch dynamischer weiter. Wir werden sehen, dass die ehemalige Peripherie unter bestimmten Umständen zum Zentrum werden konnte. Zweitens ermuntert dieser Blick die Forscherinnen und Forscher zu einer genaueren Betrachtung der Menschen, die an der Grenze zwischen wissenschaftlichen und sprachlichen Kulturen wirken.[71] Das ist auch bei der internationalen, manchmal transnationalen Gruppe von Wissenschaftlern der Fall, deren Schicksale ich nachverfolge.

In den Jahren vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs entstand ein internationaler Kreis von Geografen, die aus den Ländern Ostmitteleuropas und vom Balkan stammten. Es verband sie die Zugehörigkeit zu einer Generation, aber auch gewisse Charaktereigenschaften, die eine relativ schnelle wissenschaftliche Karriere und auch ihr Engagement im öffentlichen Leben beförderten. Gemeinsam war vielen von ihnen die Erfahrung der Studienjahre, die sie zumeist an deutschsprachigen Universitäten verbracht hatten. Viele von ihnen durchlebten zeitgleich die Begeisterung für die Geomorphologie, eine neue Wissenschaftsrichtung, die in ihren Heimatländern noch niemand verfolgte. Dann sammelten einige von ihnen in den ersten Jahren des 20. Jahrhundert erste Erfahrungen bei Kartografierungsarbeiten, die sich den politischen Interessen ihrer

[71] KAPIL RAJ, Beyond Postcolonialism ... and Postpositivism. Circulation and the Global History of Science, in: ISIS 104 (2013), 2, S. 337–347.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Vaterländer unterordneten. Diese Wende hin zur engagierten Geografie ging mit dem Anstieg des Interesses an der Humangeografie einher. Genau zu dieser Zeit begann eine Gruppe überwiegend junger Wissenschaftler untereinander einen immer lebendigeren Kontakt zu pflegen – über die Köpfe der deutschen Professoren hinweg. Während des Krieges bekamen einige dieser Verbindungen eine noch größere Bedeutung.

Bevor ich jedoch zu diesem Teil komme, treten erst noch einmal die deutschen Geografen in den Vordergrund.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

# II. KRIEG

Der Ausbruch des Krieges schien für die deutschen Geografen fast ausschließlich gute Nachrichten zu bringen. Viele von ihnen erhoben sich über die politischen Unterschiede und unterstützten Projekte wie den Flottenausbau und die Überseeexpansion.[1] Andere träumten von weiteren Eroberungen in Europa. Die strahlende Zukunft verlor sicherlich bei der Lektüre geografischer Zeitschriften angesichts der vielen Nachrufe auf verstorbene Kollegen etwas an Glanz, aber davon abgesehen verlief doch alles gemäß den von den großen Vorgängern definierten Grundsätzen. Wie der Schullehrer Paul Knospe in der Branchenzeitschrift „Pädagogische Warte" bemerkte: „Der große Geograph Friedrich Ratzel definiert: ‚Krieg ist Kampf um den geographischen Raum!'."[2]

Das Befinden der Geografen verbesserte sich auch durch das stark gestiegene Ansehen ihres Faches an den deutschen Schulen und in der deutschen Gesellschaft. Die Anzahl der Geografiestunden im Lehrplan wurde erweitert, oft waren sie den Heeresbewegungen und der strategischen Lage gewidmet.[3] Es gab Kriegskarten zu kaufen, die als Schnäppchen angepriesen wurden, damit man sich in den eigenen vier Wänden wie ein echter General fühlen konnte. Es wurden Dutzende Beschreibungen von den Schlachtfeldern und den Gegenden der wichtigsten Einsätze herausgegeben. Auch der Verkauf von Fachzeitschriften nahm zu.[4] Der Hamburger Wissenschaftler Rudolph Barmm schrieb: „Die unmittelbare Wechselwirkung zwischen Krieg und Erdkunde ist augenscheinlich. Der Krieg hat belebend auf die Erdkunde eingewirkt; die Erdkunde hat sich aber auch als Dienende den Kriegführenden zur Verfügung gestellt."[5]

---

[1] BROGIATO, „Wissen ist Macht [...]", S. 245.

[2] PAUL KNOSPE, Der Einfluß des Krieges auf die Wertung der physischen und politischen Schulgeographie, in: Pädagogische Warte 22 (1915), S. 269–303, zit. nach: ¿Geographie?, bearb. v. HANS-DIETRICH SCHULTZ, Berlin 2004, S. 90.

[3] ANNA WOLFF-POWĘSKA, Doktryna geopolityki w Niemczech, Poznań 1979, S. 125.

[4] BROGIATO, „Wissen ist Macht [...]", S. 385 f.

[5] RUDOLPH BARMM, Krieg und Erdkunde unter besonderer Berücksichtigung des erdkundlichen Unterrichts, in: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 30 (1917), S. 245–277, zit. nach: ¿Geographie?, S. 93.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Geografie meldete sich sowohl im wörtlichen Sinne – indem sie der Armee Kartografen und Geologen lieferte – wie auch im übertragenen Sinne zu Wort – dadurch, dass sie sich in die Diskussion über die Kriegsziele Deutschlands und Österreich-Ungarns einbrachte. Der politische Charakter dieser Tätigkeit war völlig beabsichtigt. Alfred Hettner schrieb in einem Kriegsappell: „Wir wissen, daß nicht nur das Wohl, sondern der Bestand des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns in diesem Kriege in Frage steht; die Liebe zu unserem Vaterlande soll uns die Feder führen."[6]

## INKORPORATION ODER FÖDERATION

Für die vom patriotischen Geist erfüllten Geografen stand es außer Frage, dass das Vaterland deutlich vergrößert aus dem Krieg hervorgehen sollte. Die Betrachtungen über die Ausdehnung Nachkriegsdeutschlands zeichneten sich weder durch Kohärenz noch durch Bescheidenheit aus. Der österreichische Geograf Georg A. Lukas erwähnte unter den grundsätzlichen territorialen Forderungen das Gebiet Belfort, ein Teil Französisch-Lothringens, Teile der französischen und belgischen Küste, die das Reich zukünftig vor der britischen Nordsee-Blockade schützen sollten, eine „günstige Lösung der Weichselfrage" sowie eine Umsetzung der Pläne der Berlin-Bagdad-Bahn und eine Ausweitung der afrikanischen Kolonien. „Aber vor allen Dingen muß unser Volk wissen, was es will, und sich eine verderbliche Bescheidenheit abgewöhnen; denn wo kein Wille ist, da ist auch kein Weg zur Größe des Vaterlandes zu finden."[7]

Im östlichen Teil Europas umfasste das Minimalprogramm einen breiten Landstrich entlang der östlichen Reichsgrenze. Wie weit das zukünftige Grenzland in der Maximalvariante reichen sollte, war schwierig einzuschätzen. Der Krieg setzte die bisher durch die damalige politische Korrektheit unterdrückten Fantasien der Experten und Staatsmänner von Gottes Gnaden frei. Die Mehrheit der manchmal sehr detaillierten Projekte blieb bloßes Manuskript und wurde den Machthabern nur als

[6] ALFRED HETTNER, Unsere Aufgabe im Kriege, in: Geographische Zeitschrift 20 (1914), 11, S. 601–602.

[7] GEORG A. LUKAS, Der Weltkrieg und die Schulgeographie, in: Kartographische und schulgeographische Zeitschrift 4 (1915), S. 41–44, hier S. 43, zit. nach: ¿Geographie?, Bd. 1: Antworten vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg, bearb. v. HANS-DIETRICH SCHULTZ, Berlin 2003, S. 202 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

vertrauliches Material zur Verfügung gestellt. Ab und zu brachen jedoch die Autoren selbst das Siegel der Verschwiegenheit, so dass ihre Ideen schließlich in die Öffentlichkeit durchsickerten. Otto Hoetzsch sah bereits 1914 vor seinem inneren Geist „Siedlungsgebiete im Osten, in Belebung historischer Erinnerungen an die Kolonialbewegung des Mittelalters".[8] Heinrich Claaß, Vorsitzender des Alldeutschen Verbands, rief dazu auf, die dortige einheimische Bevölkerung durch Kolonisatoren – Deutsche aus Russland – zu ersetzen. Konkreter benannte Friedrich Waterstadt die Sache in einem Schreiben an den Reichskanzler:

> „Die Selbsterhaltung unseres Volkstums und die dazu notwendige Beschaffung eines leistungsfähigen Bauernstandes, alles das sind Lebensfragen für uns, die auch anscheinend harten und rücksichtlosen Eingriff in die Volksrechte der eroberten Gebiete durchaus rechtfertigen. Wir, die wir zu Unrecht von allen Seiten angefeindet werden, müssen uns endlich und für immer frei machen von weltbürgerlichem Rechtsgefühl und alles und jedes Handeln einstellen auf die Erhaltung unserer Volkskraft."[9]

Der Appetit der Sofa-Imperialisten wuchs, was die Zukunft der Völker Ostmitteleuropas, vor allem der Polen, Letten, Litauer und Esten in einem immer dunkleren Licht erscheinen ließ. Unter Federführung enthusiastischer Professoren plante man in großem Maßstab Umsiedlungsexperimente und kündigte gleichzeitig für alle Zeiten die deutsche Vorherrschaft und strenge Kontrolle an, beispielsweise mit Hilfe zweier annektierter und von Deutschen bewohnter Landstreifen: einer entlang der Ostgrenze des Reiches und ein weiterer, der Polen von der „russischen Erde" trennen sollte.[10]

Der Trend erschien so offensichtlich wie beunruhigend. Ziel dieser Pläne war nämlich zunehmend häufiger die Annexion des Landes, nicht aber der Menschen. Je weiter die Armee der Mittelmächte voranschritt, desto größer wurde die Reichweite der territorialen Ansprüche. Die dem Kanzler im Juni 1915 durch Friedrich von Schwerin, Regierungspräsident im Regierungsbezirk Frankfurt an der Oder, vorgestellte Denkschrift rief zur Annexion von Kurland, Teilen Litauens, der Region Suwalken (Suwałki) sowie eines Grenzstreifens entlang der Grenze mit Kongresspolen auf. In den genannten Gebieten waren die Litauer das einzige Volk, denen

---

[8] Zit. nach: IMANUEL GEISS, Der polnische Grenzstreifen 1914–1918. Ein Beitrag zur deutschen Kriegszielpolitik im Ersten Weltkrieg, Lübeck 1960, S. 44.

[9] Zit nach: Ebd., S. 50.

[10] Es geht um das Konzept von Max Kranz, ebd., S. 52.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

man die Vertreibung in den Osten ersparen wollte. Schwerin war nämlich der Meinung, dass die Balten dem starken Einfluss der deutschen Kultur unterlagen und sich vergleichsweise leicht germanisieren ließen.[11] In zahlreichen geheimen wie auch veröffentlichten Projekten forderte die Gruppe der Deutschbalten, die das Thema im öffentlichen Raum dominierte, die Unterstützung des Reiches für die Stammesverwandten und auch breit angelegte Siedlungsaktionen. Streit gab es nicht so sehr über den Kern eines solchen Vorhabens, sondern vielmehr hinsichtlich der Größenordnung. Die Postulate von Max Sering, Berliner Professor für Agrarwissenschaft, der – außer den Litauern – die Bewohner der gesamten Region von Suwalken bis nach Finnland vertreiben und an ihrer Stelle zwei Millionen Deutsche ansiedeln wollte, wurden von vielen Anhängern der Expansion dann doch als zu weitgehend angesehen.[12]

Die deutschen Liberalen betrachteten solche Projekte skeptisch. Viele Geografen stimmten ihnen darin zu, selbst die, deren Meinung über die Polen nicht die beste war. Joseph Partsch warnte die Fantasten, die die erfundenen Karten eines zukünftigen Imperiums zeichneten:

> „Von einer irgendwie beträchtlichen Verschiebung der deutschen Ostgrenze sollten auch die kühnsten Optimisten nicht träumen. [...] Wir dürfen nie vergessen, daß der Anschluß ansehnlicher mit fremdem Volkstum erfüllter Landschaften keine Kräftigung des Reichs bedeuten, sondern – nach Bismarcks treffendem Wort – nur ‚die zentrifugalen Elemente im eigenen Gebiete' stärken könnte."[13]

Reserviertheit gegenüber übermäßigen Ansprüchen bedeutete selbstverständlich nicht den Verzicht auf vorteilhafte strategische Grenzziehung, geschweige denn auf das bereits im Besitz befindliche Territorium. Hier herrschte Einigkeit zwischen den Geografen und der dominierenden Meinung. Alfred Hettner, damals Professor in Heidelberg, wollte einzig Annexionen von Land zulassen, das bereits von Deutschen bewohnt sei (was für ihn gleichbedeutend mit den baltischen Provinzen des russischen Imperiums war). Außerdem konstatierte er, dass man sich auf die Sicherheit des bisherigen Territoriums konzentrieren sollte:

---

[11] LEON KIEWISZ, Sprawy łotewskie w bałtyckiej polityce Niemiec w latach 1914–1919, Poznań 1970, S. 25.

[12] Ebd., S. 64 f.

[13] Zit. nach: JANUSZ PAJEWSKI, „Mitteleuropa". Studia z dziejów imperializmu niemieckiego w dobie pierwszej wojny światowej, Poznań 1959, S. 94.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> „Wenn wir darauf verzichten, die deutschen Volksgebiete außerhalb des Reiches an dieses anzugliedern, weil wir deren besondere Lebensinteressen achten, so müssen wir uns andererseits dagegen verwahren, daß Irredentabestrebungen gegen uns geltend gemacht werden. Das Deutsche Reich ist im ganzen betrachtet ein Nationalstaat und will das auch bleiben; wir wollen keine neuen Fremdvölker darin aufnehmen, weil es dadurch innerlich mehr geschwächt als gekräftigt werden würde. Aber es schließt auch 3,5 Millionen Polen und einige hunderttausend Dänen und Franzosen ein, weil die geographischen Gründe hier stärker als die völkischen sind: ohne Posen würde Preußen und damit die Ostflanke des Deutschen Reiches zu sehr auseinanderfallen, das französische Lothringen mit Metz ist die notwendige Deckung für das Saar- und Moselgebiet. Der östliche Teil Lothringens und das Elsaß mit Ausnahme einiger Talwinkel sind auch im völkischen Sinne deutsch und werden von Frankreich mit Unrecht als französisch angesprochen."[14]

Auch für Partsch, Penck und viele andere erwies sich eine andere Konzeption, der es an der Brutalität des Annexionismus fehlte, als bedeutend interessanter, die aber gewissermaßen genau deshalb noch mutiger war.[15] Am häufigsten verbindet man sie mit dem Buch „Mitteleuropa" von Friedrich Naumann, das erstmals im Jahr 1915 erschien. Friedrich Naumann war ein lutherischer Pastor und linksliberaler Politiker. Beide Professionen ließen ihn die Annexionsideen ablehnen, die bereits zu Anfang des Krieges zahlreich kursierten. In „Mitteleuropa" stellte er die Idee eines freiwilligen Zusammenschlusses der Staaten Ostmitteleuropas vor (in späteren Ausgaben fügte er noch Bulgarien hinzu), der sich auf zwei Säulen stützen sollte: Kulturgemeinschaft und ökonomische Interessen. Er war der Meinung, dass der historische Moment, in dem die Deutschen in der Lage gewesen wären, die slawischen Nachbarn erfolgreich zu germanisieren, unwiderbringlich vorbei sei. Die deutsche Kultur dominiere jedoch weiterhin in der gesamten Region und die deutsche Sprache sei die *lingua franca* verschiedener Völker. Das Wichtigste sei, dass die Länder und Völker Ostmitteleuropas einen natürlichen Wirtschaftsraum darstellten. Eine Zoll- und Wirtschaftsgemeinschaft, die das Deutsche Reich und die österreichisch-ungarische Monarchie umfasse, würde ein Zentrum schaffen, dem sich die umliegenden Staaten auf natürliche Weise anschlössen. Erst auf Basis einer wirtschaftlichen Gemeinschaft würde sich eine politische Einheit bilden. In diesem Kontext

[14] ALFRED HETTNER, Der Friede und die deutsche Zukunft, Stuttgart / Berlin 1917, S. 42 f.

[15] Siehe ALBRECHT PENCK, Politisch-geographische Lehren des Krieges, Berlin 1915, S. 20.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schrieb Naumann von dem „mitteleuropäischen Wirtschaftsvolk". In Zukunft würde Deutschland dank der Idee von Mitteleuropa endlich zu einem vollberechtigten Partner für das Britische *Empire*, die Vereinigten Staaten und Russland werden.[16]

Auch Naumann war ein deutscher Imperialist, wie Woodruff D. Smith zu Recht bemerkte, er unterschied sich jedoch sehr von den Anhängern eines Kampfes um Lebensraum im Osten.[17] Die Unterschiede zwischen den beiden Programmen wurden vor allem in der Innenpolitik deutlich. Dies zeigte sich bei der konservativen Kritik am Programm der wirtschaftlichen und politischen Integration, das von Naumann vorgeschlagen wurde. In der Auffassung von Ernst Hunkel, Ökonom und völkischer Aktivist, stellte Naumanns „Mitteleuropäer" eine unerwünschte Konkurrenz für den sich seines Blutes bewussten Deutschen dar.[18] Die Idee, dass sich Völker aufgrund gemeinsamer Wirtschaftsinteressen verbinden könnten – selbst wenn Naumann die deutsche Kultur für die in der Region dominierende hielt – stellte in den Augen vieler seiner Gegner einen verdeckten Versuch dar, die politischen Beziehungen im Inneren des Reiches zu liberalisieren. Für die erstarkenden deutschen Chauvinisten war übrigens sogar das breite Expansionsprogramm zu wenig radikal.

Das Konzept „Mitteleuropa" verband sich faktisch jedoch nicht mit den Plänen von Massenvertreibungen. Grundlegende Annahme war die deutsche kulturelle Dominanz im Gebiet Ostmitteleuropas. Die Attraktivität der deutschen Kultur sollte beweisen, dass Völker (übrigens nicht nur im Osten, sondern auch in den Niederlanden, Belgien, Luxemburg und der Schweiz) freiwillig wirtschaftliche und politische Verbindungen mit den Deutschen eingehen würden. Friedrich Naumann bezweifelte die Möglichkeit einer Germanisierung von Völkern mit langer historischer Tradition, wie etwa Tschechen oder Polen. Er sprach sich stattdessen für die Zusicherung von Autonomie für sprachliche und kulturelle Minderheiten aus.

Naumanns Popularität unter den deutschen Geografen resultierte zum Großteil aus der Tatsache, dass er für seinen Zukunftsentwurf allerlei Anleihen bei ihnen tätigte. Die territoriale Gestalt Mitteleuropas (zu-

[16] FRIEDRICH NAUMANN, Mitteleuropa. Volksausgabe mit Bulgarien und Mitteleuropa, Berlin 1916.

[17] WOODRUFF D. SMITH, The Ideological Origins of Nazi Imperialism, Oxford 1986, S. 143–147.

[18] ERNST HUNKEL, Mitteleuropa und die Polenfrage, in: Der Panther 4 (1916), 8, S. 1002–1013, hier S. 1006.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sammen mit dem eigentlichen Begriff) hatte Partsch bereits im Jahr 1904 skizziert.[19] In seiner oberflächlich beschriebenen Zukunftsversion sollte dieser Raum von einer freiwilligen Föderation freier Staaten unter der kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Führung Deutschlands ausgefüllt sein. Kolonisierung sah Partsch nicht vor.[20] Penck wiederum schuf während des Krieges ein dreiteiliges Modell der Region, das sich aus Vorder-, Zwischen- und Hintereuropa zusammensetzte. Hinter- und Zwischeneuropa trennte grob der Verlauf des Dniepr; die Rolle, die Ostmitteleuropa (also Zwischeneuropa) bei diesem Projekt zukam, war das Aufhalten der russischen Aggression.[21] Der österreichische Wissenschaftler Hugo Hassinger analysierte die Faktoren, die die Region zu einer Einheit verbanden: der einfach einzunehmende Raum zwischen den Einflussgebieten von Rhein, Elbe, Oder und Donau sowie der südöstliche niedrige Gebirgsstreifen, der sich mit den deutschen Mittelgebirgen verbindet.[22] All dies deutete auf die Existenz einer ziemlich festen geografischen Region hin.

Auch wenn man den in Deutschland entstandenen Plänen nicht den Schwung absprechen kann, so fehlte es ihnen doch an Kohärenz. Der Gebrauch des Schlagworts „Mitteleuropa" bedeutete nämlich zum Beispiel keineswegs, dass der Sprecher in vollem Umfang Naumanns Standpunkt teilte. Das war zwar bei Hermann Oncken der Fall,[23] aber bereits Gustav Braun füllte den liberalen Begriff mit chauvinistischem Inhalt und entwarf zukünftige Kolonialisierung und Vertreibungen,[24] und für Theodor Arldt war es ein Vorwand für Überlegungen zur Hierarchie der Rassen.[25] Die sich ständig verändernde Situation an der Front begünstigte eine Verein-

---

[19] JOSEPH PARTSCH, Mitteleuropa, Gotha 1904.

[20] HANS-DIETRICH SCHULTZ, Großraumkonstruktionen versus Nationsbildung: das Mitteleuropa Joseph Partschs, in: Joseph Partsch – Wissenschaftliche Leistungen und Nachwirkungen in der deutschen und polnischen Geographie, hg. v. HEINZ PETER BROGIATO / ALOIS MAYR, Leipzig 2002, S. 85–127.

[21] HANS-DIETRICH SCHULTZ, Europa als geographisches Konstrukt, Jena 1999, S. 38.

[22] DERS., Deutschlands „natürliche" Grenzen", in: Deutschlands Grenzen in der Geschichte, hg. v. ALEXANDER DERMANDT, München 1993, S. 32–93, hier S. 59.

[23] HERMANN ONCKEN, Das alte und das neue Mitteleuropa. Historisch-politische Betrachtungen über deutsche Bündnispolitik im Zeitalter Bismarcks und im Zeitalter des Weltkrieges, Gotha 1917.

[24] GUSTAV BRAUN, Mitteleuropa und seine Grenzmarken. Ein Hilfsbuch für geographische Studien und Exkursionen, Leipzig 1917.

[25] THEODOR ARLDT, Die Völker Mitteleuropas und ihre Staatenbildungen, Leipzig 1917.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

heitlichung der Standpunkte nicht. Im Mai 1915 wurde die russische Front in der Schlacht bei Gorlice-Tarnów durchbrochen. In der Juli-Ausgabe des liberalen Organs der Unterstützer der Expansion erschien ein Artikel von Paul Rohrbach – ein Aktivist, dessen Schriften unter den Sympathisanten Naumanns kursierten –, der sich für die Selbstständigkeit der nichtrussischen Völker im Zarenreich einsetzte.

Dies ist ein hervorragendes Beispiel dafür, wie sich die beiden dominierenden Visionen einer neuen Ordnung in Ostmitteleuropa durchdrangen. Rohrbach sah in der neuen Situation Annexionen voraus, als deren Ergebnis sich das Reichsgebiet um ungefähr 30 Prozent vergrößern würde. Litauer und Letten – so meinte er – würden schneller und freiwilliger der Germanisierung unterliegen. Die Polen sollten einen unabhängigen Staat erhalten, der sich so weit wie möglich nach Osten erstrecken solle. Zweifel bezüglich der Effektivität der Germanisierung in den annektierten Gebieten wehrte er mit einem historischen Argument ab: „Was sind denn unsere Ostpreußen anderes, als eine Mischung aus deutschem und litauischem Blut – und welch ein kerniger deutscher Stamm sind sie darum doch geworden!“[26]

Erschien die Situation Polens bei Rohrbach noch recht günstig, so verschlechterte sich dies jedoch nach Abschluss des Friedensvertrags von Brest-Litowsk im Februar 1918, der unter anderem das Cholmer Land der Ukrainischen Volksrepublik zusprach. Vor der Ratifizierung des Vertrags durch den Reichstag trug der Berater des Generalstabs in geografischen Angelegenheiten (konkret Albrecht Penck) den Parlamentariern einleitend einige Erläuterungen vor.[27] Naumann begrüßte diese Lösung enthusiastisch. Von der Tribüne des Reichstags verkündete er: „Wenn früher der geistvolle Kulturhistoriker Viktor v. Hehn einmal sagte, die Elbe sei die Grenze zwischen Europa und Asien, so ist der Akt, den wir jetzt vor uns sehen, der Versuch, diese von Hehn bezeichnete Grenze ostwärts zu rücken bis auf die Linie vom Weißen Meer nach dem Schwarzen Meer.“[28] In dieser neuen Situation war Polen nicht mehr die Bastion, die Deutschland vor Russland schützte, und die Nachfrage nach Annexionsprojekten wuchs.

---

[26] PAUL ROHRBACH, Am Scheideweg der deutschen Zukunft, in: Das Größere Deutschland, 1915, 28, S. 905–916, hier S. 916.

[27] FRANK GOLCZEWSKI, Deutsche und Ukrainer 1914–1939, Paderborn 2010, S. 238.

[28] Verhandlungen des Deutschen Reichstags, Stenographische Berichte Bd. 311, S. 4442 (18.03.1918).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

## KOLONIALE GEOGRAFIE[29]

Der Krieg erwies sich für manche Geografen als Segen – nicht nur hinsichtlich des wachsenden gesellschaftlichen Prestiges des Fachgebietes, sondern auch aufgrund eines allgemeinen Interesses an Projekten territorialer Expansion. Manche von ihnen – insbesondere die, die sich zumindest etwas mit Mittel- und Südosteuropa beschäftigten – erlebten persönlich, wie viele interessante Möglichkeiten die neue Wirklichkeit ihnen eröffnete. Denn Expansion verlangte Wissen. In diesem Kontext sollte man auch den außergewöhnlichen Aufschwung des Interesses an der Geografie Ostmittel- und Südosteuropas in Deutschland und Österreich-Ungarn betrachten. Der dort stattfindende Krieg war ein starkes Argument für die finanzielle und organisatorische Unterstützung der Forschungsarbeit deutscher und österreichischer Geografen.[30] Man analysierte aufmerksam die Länder tatsächlicher oder potentieller Verbündeter – daher rührte der große Strom von Veröffentlichungen, die sich der Türkei und Bulgarien widmeten, zu einem späteren Zeitpunkt auch der Ukraine und Finnland.

In einer speziellen Situation fanden sich die Gebiete, die durch die Mittelmächte besetzt worden waren. Die deutsche und österreichisch-ungarische Präsenz wurde in offiziellen Publikationen als zivilisatorische Mission interpretiert, die sich an die lokale Bevölkerung richtete. Besonders die Vernachlässigungen der russischen Machthaber in Polen gaben Anlass zu solchen Äußerungen.[31] Die Geografie Polens zählte zu den Gebieten, die unter den russischen Regierungen vernachlässigt worden waren.

Abhilfe leisten sollte die Landeskundliche Kommission, eine von Generalgouverneur Hans von Beseler im Jahr 1916 geschaffene Forschungsinstitution, deren Initiator Penck war. Unter den Mitarbeitern fanden sich neben Ethnografen, Biologen und Fotografen auch Geografen, unter anderem Max Friederichsen, Autor einer der besten Monografien

[29] In diesem Kontext sind schon mehrere Autoren auf den Begriff Kolonialismus gekommen. Vgl. z. B. GINSBURGER, „La guerre, la plus terrible des érosions".

[30] Typisch unter den vielen dem Problem gewidmeten Veröffentlichungen ist der programmatische Text von FRITZ REGEL, Die deutsche Forschung in türkisch Vorderasien, Leipzig 1915.

[31] Vgl. Zwei Jahre deutscher Arbeit im Generalgouvernement Warschau, Berlin 1917, S. 22–24; Bericht über die Verwaltung des Kreises Belgrad-Land in der Zeit vom 1. November 1915 bis 31. Dezember 1916, Belgrad 1917, S. 5 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

über Ostmitteleuropa während des Ersten Weltkriegs.[32] Schwachstellen der Gruppe waren die fehlende Kenntnis der lokalen Gegebenheiten und miserable Sprachkenntnisse. Beide Defizite machten sich bereits zu Beginn der Arbeit der Kommission bemerkbar. Vereinbarungsgemäß sollten die Arbeiten eingangs auch einen Überblick über die Errungenschaften polnischer Wissenschaftler liefern.

Die den Werken der polnischen Wissenschaft gewidmeten Besprechungen von Mitgliedern der Landeskundlichen Kommission waren jedoch ungewöhnlich kurz und sehr oberflächlich.[33] Wissenslücken trafen hier auf wissentliche Missachtung. Wie die Berichte der Kommission zeigen, fühlten sich ihre Mitglieder als Pioniere der Geologie, Geomorphologie, Geografie der Pflanzen und Tiere oder auch Ethnografie der polnischen Gebiete, und offensichtlich hatten sie nicht die Absicht, dieses Gefühl durch eine übertrieben intensive Lektüre der Arbeiten polnischer Fachkollegen zu gefährden.[34] Sie hielten es auch nicht für angebracht, die polnischen Kollegen zum geografischen Kongress einzuladen, der 1915 in Warschau organisiert wurde und mit Ausflügen im besetzten Land verbunden war.[35] Dort, wo sie mehr als leere Worte über das Werk der Kollegen verloren, waren ihre Folgerungen für die polnischen Leser nicht angenehm:

> „Fast unübersehbar ist die Zahl der Arbeiten und Karten, besonders von polnischen Autoren, die sich mit der Verbreitung der Polen beschäftigt haben. Sie verfolgen fast durchweg ein stark nationales Interesse und verlassen häufig den Boden objektiver Wissenschaftlichkeit. Es läßt sich nämlich durch zweckmäßige Einteilung der Dichtestufen und geschickte Farbenwahl in dieser Beziehung viel erreichen, ja ein gewisses Optimum der Darstellung ist möglich.“[36]

Eine wichtige und nicht umstrittene Seite des Engagements der Kommissionsmitglieder war die extrem umfangreiche fotografische Dokumenta-

---

[32] MAX FRIEDERICHSEN, Die Grenzmarken des Europäischen Rußlands. Ihre geographische Eigenart und ihre Bedeutung für den Weltkrieg, Hamburg 1915.

[33] DERS., Die Polnische Gesellschaft für Landeskunde in Warschau. Aus Anlaß ihres zehnjährigen Bestehens, in: Petermanns Mitteilungen 62 (1916), S. 456–460.

[34] Vgl. z. B. AUGUST FITZAU, Geographische Neuigkeiten, in: Geographische Zeitschrift 23 (1917), 5, S. 271–272.

[35] AfG, Nachlass Albrecht Penck, Sign. 871/3, Erinnerungen (Typoskript), Bl. 30.

[36] HANS PRAESENT, IX. Besiedlung und Bevölkerung, in: Handbuch von Polen. Beiträge zu einer allgemeinen Landeskunde, hg. v. ERICH WUNDERLICH, Berlin 1917, S. 299–330, hier S. 311.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tion von Natur und Denkmälern der polnischen Gebiete, die gemäß den Bedürfnissen der deutschen Wissenschaftler ausgeführt wurde und heute eine wertvolle visuelle Quelle der polnischen Geschichte darstellt.[37]

Die Lücke im deutschen Wissen über Polen sollte durch ein übergeordnetes Projekt geschlossen werden, das „Handbuch von Polen", zusammengestellt unter Schirmherrschaft des Generalgouverneurs. Den Sammelband begleiteten Monografien mit Fach- und Bildbandcharakter. Die meisten erschienen bereits in der Zwischenkriegszeit. Das Programm des ganzen Projekts wird in der Einleitung zu einem der ersten Bände, der der Pflanzengeografie gewidmet war, am besten zusammengefasst:

> „[...] über das Gebiet, das uns so benachbart liegt, doch kaum mehr bekannt ist als schiefe, unrichtige und unvollständige Urteile in der westeuropäischen Literatur. Gilt doch vielfach Polen als eine Terra incognita trotz vorzüglicher Arbeiten polnischer Forscher. So mögen auch meine Ausführungen dazu beitragen, das Verständnis zweier Völker zu vermitteln und zu festigen, zweier Völker, die auch in wissenschaftlicher Hinsicht auf einander angewiesen sind."[38]

Die guten Absichten der Kommission schlugen sich nicht ganz in dem aus ihren Arbeiten entstandenen Bild der polnischen Gebiete nieder. Diese zeichneten sich angeblich durch einen völligen und absoluten Übergangscharakter, das Fehlen stabiler Beziehungen und sicherer Strukturen in jeder nur denkbaren Hinsicht aus: geologischer Aufbau, Landschaft, Volk oder auch Rasse. Friederichsen schrieb:

> „Hydrographisch ist [...] der Uebergangscharakter überall deutlich erkennbar. [...] Besonders deutlich kommt der Uebergangscharakter des Landes in den klimatischen und [...] Vegetationsverhältnissen zum Ausdruck. [...] Was für die physisch-geographischen Verhältnisse gilt, trifft auch für die davon abhängigen anthropogeographischen Grundzüge überall zu. Wohin wir blicken, finden wir Bestätigung für ihre tiefgründige Beeinflussung durch die geschilderten geographischen Lageverhältnisse. Unschwer erkennen wir dies in der ethnischen Mischung und Durchdringung der Völker auf dem Boden des polnischen Uebergangsgebietes, sowie in der allmählichen Umwandlung der kulturell und ökonomisch hoch entwickelten Verhältnisse des westlichen Mitteleuropa in die primitiveren Zustände des benachbarten Osteuropa. Oder

[37] Zur dokumentarischen Tätigkeit der Kommission vgl.: EWA MANIKOWSKA, Visualising the Eastern Front. Heimatschutz and Survey Photography During the First World War, in: Acta Poloniae Historica 113 (2016), S. 113–137.

[38] FERDINAND PAX, Pflanzengeographie von Polen (Kongreß-Polen), Berlin $^{2}$1918, Vorwort.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> wir bemerken den vorwiegenden Transitcharakter des Handels und Verkehrs, wie er Kongreß-Polen passiert. [...] Selbst gewisse Charakterzüge des polnischen Volkes: ihre ritterliche Kampfesfreudigkeit, ihre oft ans Sorglose streifende Leichtlebigkeit, ihre Scheu vor harter, streng systematisch das Ziel verfolgender Arbeit sind bis zu einem gewissen Grade die Folgen des wechselvollen, zu schnellem Genuß reizenden Lebens auf dem so häufig von Kriegen überfluteten Boden eines Durchganglandes."[39]

Das auf Kongresspolen beschränkte Polen, von der Wissenschaft vernachlässigt, zeichne sich nur durch das Fehlen besonderer Eigenschaften aus und vermittele ein trauriges und verschwommenes Bild. Dieses Dunkel könnte einzig die objektive Arbeit deutscher Wissenschaftler erhellen, weil man sich auf die Redlichkeit lokaler Wissenschaftler nur schwerlich verlassen könnte. Dieses Bild, das wahrscheinlich nicht zufällig an Vorstellungen vom Inneren Afrikas erinnert, nicht weniger dreckig als Polen, jedoch zumindest wärmer, begleitete auch einige andere Unternehmungen, bei denen sich deutsche und österreichisch-ungarische Geografen während des Krieges engagierten. Die Warschauer Landeskommission wurde zu einem direkten Vorbild für eine analog funktionierende Institution, die in Bukarest geschaffen wurde. Die wissenschaftliche Leitung des Projekts übernahm Walter Behrmann, ein junger Geograf, dessen Interesse sich bisher auf Neuguinea konzentriert hatte.[40]

Der Waffenstillstand und die Notwendigkeit, das Land zu verlassen, reduzierten die Arbeit der rumänischen Kommission auf ein Minimum. Mehr Glück hatten die österreichischen Wissenschaftler, die kurze Forschungsexpeditionen durch das besetzte Serbien und Montenegro vorzogen. Anstatt wie die Deutschen neue lokale wissenschaftliche Strukturen zu schaffen, kehrten sie nach Wien zurück, um ihre Funde zu verarbeiten. Den größten Anteil bei diesen Unternehmen hatten Ethnologen, was sich auch in den Fachzeitschriften niederschlug. Die „Zeitschrift für Österreichische Volkskunde" widmete ein ganzes Heft – das einzige im Jahr 1917 – der Präsentation der Forschungsergebnisse über die montenegrinischen Trachten und Bräuche. Alle anderen Themen traten in den Hintergrund.[41]

Noch während des Krieges erschienen einige Berichte solcher Expeditionen. Bei der Lektüre zieht die Exotisierung der beschriebenen Länder die Aufmerksamkeit auf sich, als ob die Leser der – mehr oder weniger –

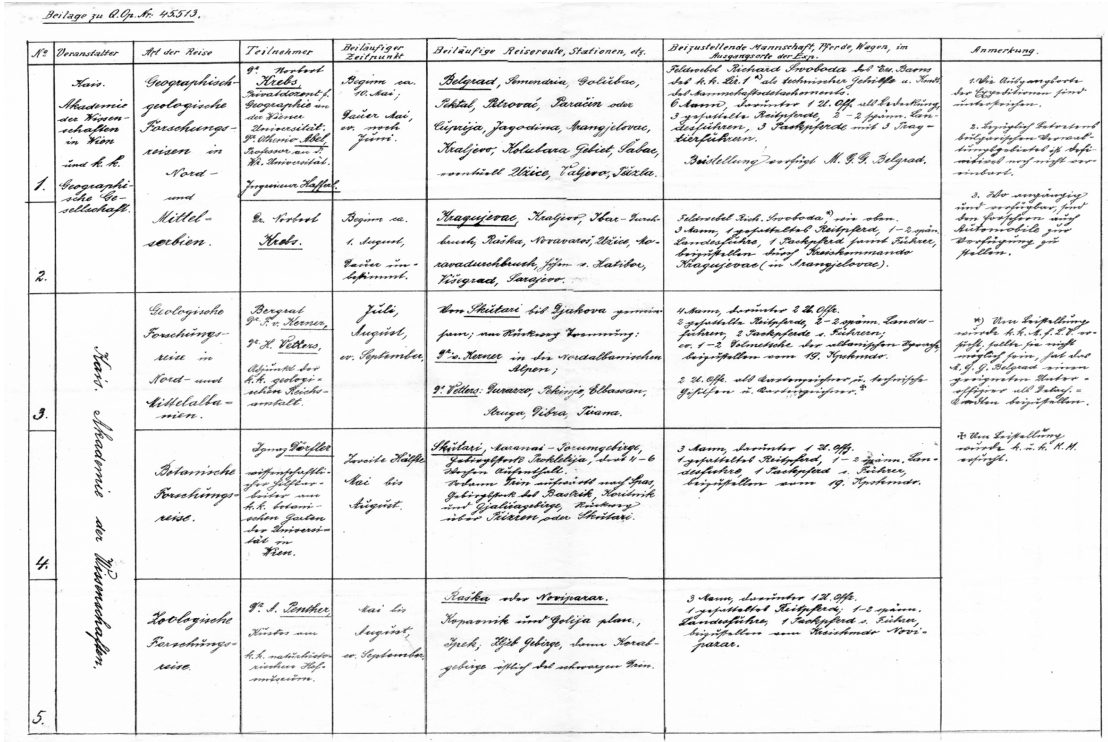
---

[39] MAX FRIEDERICHSEN, I. Territoriale Entwicklung, in: Handbuch von Polen, S. 6.

[40] ALFRED MERZ, Die Arbeiten der Abteilung Landeskunde in Rumänien, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1918, S. 343 f.

[41] Vgl. Zeitschrift für Österreichische Volkskunde XXIII (1917).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/



Beilage zu H. Op. Nr. 45513.

| Nr. | Veranstalter | Art der Reise | Teilnehmer | Beiläufiger Zeitpunkt | Beiläufige Reiseroute, Stationen, etc. | Beizustellende Mannschaft, Pferde, Wagen, im Ausgangsorte der Exp. | Anmerkung. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien und k. k. Geographische Gesellschaft. | Geographisch-geologische Forschungsreisen in Nord- und Mittelserbien. | 1) Norbert Krebs, Privatdozent f. Geographie an der Wiener Universität. 2) Dr. Ehrenf. Kittl, Custos am k. k. Naturhistor. Hofmuseum in Wien. 3) Dr. Norbert Krebs. 4) Dr. Norbert Krebs. 5) Dr. Norbert Krebs. | Beginn ca. 10. Mai; Dauer Mai, ev. noch Juni. | Belgrad, Smendria, Golubac, Tekstal, Petrovaš, Paraćin oder Ćuprija, Jagodina, Aranjelovac, Kraljevo, Kolubara, Gebiet, Šabac, nochmals Ub, Valjevo, Užice. | Feldwebel Richard Svoboda b. d. Ers. Barons des k. k. Ins. 1 Schreiber, Gefreiter d. Landsturm-Infanterie-Regiments. 6 Mann, darunter 1 Uh. Off. als Leitung. 3 gesattelte Reitpferde, 2–2 spänn. Landführer, 3 Packpferde mit 3 Tragtierführern. Beistellung verfügt M. d. I. Belgrad. | 1) Als Hilfsorgane der Expeditionen sind beizugeben. 2. Zugleich Determinierung der gesammelten Objekte. 3. Eine ungefähr 4 wöchentliche Abwesenheit von Wien wird erforderlich sein. |
| 2. | | | 6. Norbert Krebs. | Beginn ca. 1. August, Dauer un-bestimmt. | Kragujevac, Kraljevo, Ibar-Tal durch, Raška, Novavaroš, Ušće, Novapazar durch, Kom. v. Jatibor, Višegrad, Sarajevo. | Feldwebel Rich. Svoboda [1]) wie oben. 3 Mann, 1 gesattelt. 6 Reitpferd, 1–2 spänn. Landfuhrer, 1 Packpferd samt Führer, beizustellen durch Kasernkommando Kragujevac (in Aranjelovac). | [1]) Diese Beistellung würde d. k. u. k. Kriegsfürsorgeamt, falls sie nicht möglich sein, sich das d. g. G. Belgrad einen geeigneten Unteroffizier als Führer beizustellen. |
| 3. | Kais. Akademie der Wissenschaften. | Geologische Forschungsreise in Nord- und Mittelalbanien. | Bergrat Dr. F. v. Kerner, Dr. K. Vetters, Adjunkt der k. k. geologischen Reichsanstalt. | Juli, August, ev. September. | Von Skutari bis Djakova gemeinsam; am Rückweg Trennung: Dr. v. Kerner in der nordalbanischen Alpen; Dr. Vetters: Durazzo, Tschinje, Elbassan, Struga, Debra, Tirana. | 4 Mann, darunter 2 Uh. Off. 2 gesattelte Reitpferde, 2–2 spänn. Landesführer, 2 Packpferde u. Führer; ev. 1–2 Polizisten. Der albanische Tross beizustellen vom 19. Septmber. 2 Uh. Off. als Landesinspektor u. Dolmetsch gestellen v. Landesregierung. [2]) | [2]) Diese Beistellung würde d. k. u. k. Konsulat verfügt. |
| 4. | | Botanische Forschungsreise. | Hofrat Dr. Richard Wettstein, Professor der Botanik an der k. k. Deutschen Universität in Prag. Dr. Hugo Zederbauer, Assistent am k. k. botanischen Garten der Universität in Wien. | Zweite Hälfte Mai bis August. | Skutari, Mirdita-Gebirge, Durazzo, Tschidja, Berat, Lum-Gebirge, Ostrovica-See, Devoll-Tal, Gebirgspark des Baschtrik, Kondovik und Galicagebirge, Rückweg über Tirana nach Skutari. | 3 Mann, darunter 1 Uh. Off. 1 gesattelt. Reitpferd, 1–2 spänn. Landführer, 1 Packpferd u. Führer, beizustellen vom 19. Septmber. | |
| 5. | | Zoologische Forschungsreise. | Dr. A. Penther, Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. | Mai bis August, ev. September. | Raška oder Novipazar. Novipazar und Golija plan., Ibek, Ušće Gebirge, dann Karadgebirge östlich bis nächstgen. Gem. | 3 Mann, darunter 1 Uh. Off. 1 gesattelt. Reitpferd, 1–2 spänn. Landesführer, 1 Packpferd u. Führer, beizustellen vom Kasernkmdo Novipazar. | |

Abb. 4: Liste der österreichisch-ungarischen wissenschaftlichen Expeditionen auf dem Balkan während des Krieges.



DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wissenschaftlichen Arbeiten unbedingt von den Schwierigkeiten der Reisenden beim Finden einer Unterkunft, den täglichen Einkäufen oder Durchfällen erfahren müssten.[42] Gemeinsam war den deutschen und österreichischen Berichten die ständige Betonung der zivilisatorischen Mission der Mittelmächte:

> „Der in Montenegro früher auf 1 Mio. bezifferte Viehstand, der Hauptbesitz des Landes, war seit 1912 auf 400.000 heruntergegangen. Um eine zweckmäßige Verteilung der vorhandenen Bestände zu ermöglichen, wurden bei allen Kreiskommanden Kreismagazine errichtet [...]. Aus diesen Sammelstellen werden an die Bevölkerung Lebensmittel zu festgesetzten Preisen, nach Bedarf auch gratis verteilt. Gewisse Artikel werden an Kaufleute nur gegen Bezahlung in Geld verabfolgt."[43]

Vor diesem Hintergrund hob sich die ausführliche Abhandlung von Arthur Haberlandt positiv ab, der sich der Ethnografie Montenegros, Serbiens und Albaniens widmete.[44] Der Autor, Spezialist für Dorfarchitektur, ging von Zeit zu Zeit über sein enges Spezialgebiet hinaus und erhob die Stimme auch in allgemeineren Fragen. Ähnlich gerne wie die Autoren des „Handbuchs von Polen" zog er, wenn auch oberflächlich, die serbische Fachliteratur zu Rate. Näher beschäftigte er sich nur mit Cvijić, dessen Theorie der balkanischen Psychotypen er kritisierte. Über die Mazedonier, die seine Arbeit im Grunde nicht betraf, urteilte er, dass sie den Bulgaren im Hinblick auf Sprache und Kultur bedeutend näher seien als den Serben.[45] Auch das von Bulgarien besetzte Mazedonien wurde schließlich zum Feld wissenschaftlicher Aktivitäten. Bulgarische Wissenschaftler nahmen an zwei Expeditionen teil, die die wissenschaftliche (vor allem ethnografische) Beschreibung der neu erlangten Territorien zum Ziel hatten: Mazedonien und Dobrudscha.[46] Einem ähnlichen Ziel widme-

---

[42] All diese Details bekommt der Leser serviert bei ARNOLD PENTHER, Bericht über die 1916 im Auftrage und auf Kosten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien ausgeführte zoologische Forschungsreise in Serbien und Montenegro, Wien 1916, S. 3–12. Ähnlich verfährt EUGEN OBERHUMMER, Montenegro und Albanien unter österreich-ungarischer Verwaltung, in: Mitteilungen der k. k. Geogr. Gesell. in Wien 61 (1918), 7, S. 313–351 [Sonderdruck].

[43] Ebd., S. 348.

[44] ARTHUR HABERLANDT, Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Volkskunde von Montenegro, Albanien und Serbien. Ergebnisse einer Forschungsreise in den von den k. u. k . Truppen besetzten Gebieten. Sommer 1916, Wien 1917.

[45] Ebd., S. 157.

[46] Naučna ekspedicja v Makedonija i pomoravieto 1916, bearb. v. PET'R CHR. PETROV, Sofija 1993; Naučna ekspedicija v Dobridža 1917, hg. v. PET'R CHR. PETROV, Sofija 1994.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ten sich die Tätigkeiten der deutschen Mazedonischen Landeskommission (Malako).[47]

Die Machthaber, die diese Unternehmungen finanzierten, rechneten zwar mit messbarem Nutzen, zum Beispiel der Entdeckung neuer Minen mit Mineralschätzen, aber in der Atmosphäre des kolonisatorischen Enthusiasmus traten materielle Aspekte in den Hintergrund.[48] Die Adepten dieses neuen Kriegsarmes der kolonialen Geografie waren mit sich sehr zufrieden, worin sie durch die wohlwollenden Reaktionen der deutschen Spezialisten noch bestärkt wurden. In einer sehr positiven Besprechung des „Handbuchs von Polen" lobte niemand geringerer als Joseph Partsch die Anstrengungen der Kommission, die Arbeit der polnischen Spezialisten angemessen zu würdigen, „[...] ein Bestreben, das so entschieden eine Haupttendenz des ganzen Werkes ist, daß es in jedem einzelnen seiner Abschnitte in ernster Würdigung der großen von den Polen selbst vollbrachten wissenschaftlichen Arbeit und in reichhaltigen Literaturverzeichnissen zu voller Wirkung kommt."[49] Im Fazit seiner ausführlichen Rezension konstatierte er:

> „So eröffnet der gehaltvolle Band dem Wissensdrang und Unternehmungsgeist reiche Quellen unschätzbarer Belehrung; er ist nicht nur für das deutsche Volk, sondern sicher auch für die gebildete Bevölkerung Polens eine gewichtige Gabe wie sie noch kein Volk seinen Befreiern aus hoffnungsloser Knechtschaft zu danken hatte."[50]

Die Reaktionen der polnischen Fachrezipienten waren sehr weit von diesen Erwartungen entfernt. Ludomir Sawicki, der im Jahr 1917 in einer österreichischen Fachzeitschrift über die geografischen Arbeiten schrieb, die die polnischen Gebiete betrafen, hielt sich eindeutig mit allzu stark radikalen Bewertungen zurück. Dem aufmerksamen Leser entgingen jedoch sicherlich nicht die kleinen Seitenhiebe. Erstens, anders als in den haltlosen Deklarationen der Mitglieder der Kommission begann er seinen Überblick selbstverständlich mit der Vorstellung der Errungenschaften

---

[47] STEFAN TROEBST, Das Makedonische Jahrhundert. Von den Anfängen der nationalrevolutionären Bewegung zum Abkommen von Ohrid 1893–2001, München 2007, S. 10–12.

[48] ROY MACLEOD, 'Kriegsgeologen and Practical Men'. Military Geology and Modern Memory, 1914–18, in: British Journal for the History of Science 28 (1995), S. 427–450, hier S. 431 f.

[49] J[OSEPH] PARTSCH, Das Handbuch von Polen, in: Geographische Zeitschrift 24 (1918), 2–3, S. 68–76, hier S. 69.

[50] Ebd., S. 76.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der polnischen Wissenschaft. Die deutsche und die – ein Jahr später in Lublin eingesetzte österreichisch-ungarische – Landeskundliche Kommission hätten ihre Tätigkeiten in dem Moment begonnen, wie er betonte, als der Krieg den polnischen Geografen die Arbeit unmöglich machte. Und, zweitens, obwohl er allgemein hoffnungsvoll auf beide Institutionen blickte, endete der Artikel mit der Andeutung, dass die hastige Arbeit schlecht vorbereiteter Wissenschaftler mehr Enttäuschungen als Nutzen bereithalten könne. „Man braucht sich nicht zu wundern," – fügte er etwas rätselhaft hinzu – „dass die ersten bereits veröffentlichten Arbeiten der Kommission den Augen der Forscher, die sich mit den örtlichen Beziehungen auskennen, nicht eine Ebene der Kritik bieten."[51] Eine wirklich ehrliche Bewertung der Arbeit der Kommission durch polnische Spezialisten sollte jedoch erst noch folgen.

Das 1919 mit zwei Jahren Verspätung herausgegebene Jahrbuch „Kosmos" enthielt ausführliche Besprechungen (inkl. Zusammenfassungen auf Deutsch) aller bis zu diesem Zeitpunkt veröffentlichen Bände, die von der deutschen Kommission herausgegeben worden waren. Die Bewertungen waren niederschmetternd. Der Hauptvorwurf war die Unkenntnis nicht nur polnischer, sondern auch im Allgemeinen nicht-deutschsprachiger Autoren, die sich mit den polnischen Gebieten beschäftigten:

> „Die deutschen Wissenschaftler, die die polnische Sprache nicht beherrschen, werden sich noch ziemlich abmühen müssen, bevor sie sich mit der entsprechenden reichen – den Worten der Redaktion nach – polnischen Literatur genug vertraut gemacht haben werden."[52]

Einen Eindruck vom Ton dieser Rezensionen gibt die Äußerung von Jan Stanisław Bystroń, der den ethnografischen Teil der deutschen Publikation bewertete:

> „In den Wäldern leben Dämoninnen, Mittagsfrauen, Göttinnen, Werwölfe; über sie herrscht der Waldgeist. Was ist das für eine seltsame Natur, dass sie sich nichts ohne Hierarchie vorstellen kann, und eine fremde noch dazu, weil der Waldgeist, zweifelsohne, russischer Herkunft ist. [...] Ich nehme an, dass der achtjährige Hans sich das für seinen Aufsatz in der Grundschule in Hohensalza oder einem anderen urdeutschen Ort zum Thema ‚Das Erntefest bei den Wasserpolen' so oder so ähnlich vorstellen wird."[53]

---

[51] LUDOMIR R. VON SAWICKI, Landeskundliche Bestrebungen in Polen, Kartographische und schulgeographische Zeitschrift VI (1917), 3–4, S. 53–56, hier S. 56.

[52] Ocena dzieła Handbuch von Polen, in: Kosmos XLII (1917), S. 105.

[53] JAN STANISŁAW BYSTROŃ, [Rezension zu] Schultz A., Volkskunde, in: Kosmos XLII (1917), S. 145–149, hier S. 147 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bystroń unterzog auch die „Regionalgymnastik", die Arved Schultz im Streben nach der Korrelierung ethnografischer Gruppen mit den aktuell existierenden politischen Grenzen übte, einer Kritik:

> „Ähnlich wie die ‚westliche Gruppe' es zum Ziel hat, die unter dem preußischen Zepter lebenden Polen als Ganzes auszugliedern, die nicht die Absicht haben, sich mit dem polnischen Kern im Königreich zu verbinden und bedeutende Unterschiede zeigen, so auch bei der Unterteilung in eine nördliche und südliche Gruppe, die mehr oder weniger den Grenzen der gegenwärtigen deutschen und österreichischen Besatzung entspricht. Ob diese Unterteilung ebenfalls ‚geschaffene Fakten' begründen soll oder auch Beweis einer gewissen geistigen Lähmung und Unmöglichkeit eines anderen Blickes auf die ethnischen Beziehungen ist, als durch das Prisma der staatlichen Politik, kann ich nicht beurteilen."[54]

Es ist korrekt, dass die mitleidlose Kritik an den deutschen Kollegen in der Ausgabe des „Kosmos" vom Jahr 1917 erschien, die tatsächliche Veröffentlichung erfolgte jedoch erst zwei Jahre später, als weder die Zensur noch die Autozensur den harten Urteilen im Wege stand. Das ist ein wichtiges Detail, das die Kritik in anderem Licht erscheinen lässt – es war die erste deutsch-polnische Auseinandersetzung, die in der Zwischenkriegszeit auf dem Feld der Wissenschaft überhaupt geführt wurde. Es folgten noch weitere, sehr oft ebenfalls in Form überaus langer und sehr boshafter Besprechungen, die ganze Ausgaben von historischen, geografischen und archäologischen Fachzeitschriften füllten.[55]

Ähnliche Vorbehalte gab es bei einer identischen serbischen Reaktion auf das ethnografische Werk von Haberlandt. Im Jahr 1921 ließ Jovan Erdeljanović in einer ausführlichen Rezension im „Glasnik Geografskog Društva" kein gutes Haar an ihm. Er warf dem österreichischen Wissenschaftler unter anderem vor, dass er nicht verstünde, was die *Zadruga* – eine clanähnliche Struktur bei den Südslawen – sei (für einen Balkanspezialisten ein ziemlich harter Vorwurf), dass er die Befunde der serbischen Wissenschaft ignoriere, den Albanern fälschlicherweise bei der Gestaltung der lokalen Kultur eine größere Bedeutung zuschriebe als sie in Wirklichkeit besäßen, und schließlich, dass seine Kritik an Cvijić beweise, dass er das Werk des großen serbischen Geografen nicht ver-

[54] Ebd., S. 146.

[55] MACIEJ GÓRNY, Transfer, der keine Übersetzung braucht. Deutsche und polnische Wissenschaften vom Menschen im frühen 20. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 65 (2016), 4, S. 570–584.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

stünde.[56] Als das Wertvollste in Haberlandts Buch nannte Erdeljanović die Fotografien, aber auch nicht alle. Er bemerkte, dass die Fotos aus Serbien und Montenegro nichts Neues zum Wissen über die Volkskultur beitrügen. Anders bei den Fotos aus Albanien – hier fülle Haberlandt tatsächlich die Wissensbestände auf, derer sich die Balkanforscher vorher bedient hätten.[57] Es ist jedoch zweifelhaft, ob der österreichische Ethnograf sich über das Lob freute.

Die Zeit der Revanche an den deutschen und österreichischen „Entdeckern" kam also erst nach 1918. Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs stand aber praktisch der gesamte mich interessierende Teil Europas unter direkter Okkupation oder großem Einfluss Berlins oder Wiens, und ähnlich kritische Äußerungen kamen nicht infrage (höchstens außerhalb der deutschen und österreichischen Einflussspähre). Auch wenn die Geografen aus Ostmitteleuropa und vom Balkan durch die Umstände gezwungen waren, zu den sie brennend interessierenden Angelegenheiten zu schweigen, sahen sie der Arbeit der deutschen Kollegen doch auch nicht untätig zu. Im Gegenteil, zu der Zeit als Penck die Landeskundliche Kommission anstieß und Oberhummer Montenegro besuchte, bereiteten drei der Geografen Arbeiten vor, deren wissenschaftliche und politische Bedeutung das ganze Werk der kolonialen Kriegsgeografie übertraf.

## Das richtige Buch zur richtigen Zeit

Das Interesse an Karten nahm nicht nur in Deutschland zu. Es handelte sich um ein gesamteuropäisches Phänomen, angefeuert durch die Nachrichten von der Front, Angst um die Angehörigen und den Wunsch zu verstehen, wo und worum jener Krieg sich drehte. Karten, und auch Fotografien, versprachen scheinbar objektiv über die Kriegsschauplätze zu informieren. Die Konjunktur für Arbeiten, die die ethnische und kulturelle Aufteilung Europas erklärten und darstellten, machte auch vor dem Osten und Südosten des Kontinents nicht halt. Ein Anzeichen dafür war die Neuauflage älterer Arbeiten. In dieser Ausnahmesituation bekamen sie eine ganz neue Bedeutung.

Der tschechische Slawist Lubor Niederle veröffentlichte seine den Slawen gewidmete Arbeit im Jahr 1909 in russischer Sprache in der Reihe

[56] Jovan Erdeljanović, Etnološka razmatranja povodom Haberlandovyh ispitivanija, in: Glasnik Geografskog Društva, 1921, 6, S. 120–134.

[57] Ebd., S. 134.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Enciklopedija slavianskoj filologii". Das Original der Arbeit entstand jedoch auf Tschechisch und wurde auch in dieser Form noch im selben Jahr in Prag gedruckt. Im Vorwort hob der Autor hervor, dass sich erst in der zweiten (und zugleich Original-)Ausgabe „einige Reflexionen vom politischen Charakter, die in der russischen Ausgabe von vornherein ausgeschlossen waren" fanden.[58] Um welche Reflexionen es ging, erläuterte Niederle zwar nicht, aber der aufmerksame Leser konnte sich seinen Teil denken. In der Arbeit fand sich ein Abschnitt, der den Unterschieden zwischen Ukrainern, Russen und Weißrussen gewidmet war. Der tschechische Slawist berief sich dort auf historische Arbeiten des sich damals in Lemberg aufhaltenden Mychajlo Hruševs'kyj und die neuesten Befunde der Rassenanthropologen, die die Ukrainer als rassisch von den anderen Ostslawen verschieden anerkannten.[59] Auch wenn er im letzten Teil die Hoffnung auf eine zukünftige Einheit des dreieinigen russischen Volkes aus Weißrussen, Groß- und Kleinrussen äußerte, kritisierte er doch auch scharf die brutale Russifizierung.

Die folgenden zwei Ausgaben der Arbeit von Niederle erschienen 1911 in französischer Sprache und dann 1916 erneut in derselben Übersetzung des französischen Slawisten (und Panslawisten) Louis Leger. Genau dieser Übersetzer nahm die Anstrengung auf sich, das Buch an die Anforderungen der neuen Zeiten anzupassen. In der ersten französischen Ausgabe begann er beim Titel: „Slawische Welt" ersetzte er durch das modernere „La Race Slave". Den Untertitel „Geografisches und statistisches Bild der slawischen Länder" änderte er in das schlagwortartige (und auch moderner klingende) „Statistik – Demographie – Anthropologie". In der Übersetzung selbst – auch bei den Teilen, die die Ukraine betrafen – blieb er dem tschechischen Original treu. Das, was der Übersetzer von sich aus hinzufügte, fand sich in zwei Einleitungen. In dem Vorwort zur ersten Ausgabe betonte Leger die Bedeutung der französisch-russischen Allianz und rechnete mit früheren Theorien ab, die den Russen ihre slawische Herkunft abgesprochen und sie den mongolischen Turkvölkern zugerechnet hatten.[60] In dem während des Krieges entstandenen Vorwort bediente der Übersetzer sich der Autorität der Wissenschaft, um eine gewagte politische Zukunftsvision zu skizzieren. Angesichts der unaufhörlichen

[58] LUBOR NIEDERLE, Slovanský svět. Zeměpisný a statistický obraz současného Slovanstva, Praha 1909, S. I.

[59] Ebd., S. 34 f.

[60] LOUIS LEGER, Préface, in: LUBOR NIEDERLE, La race Slave. Statistique – Démographie – Anthropologie, übers. v. LOUIS LEGER, Paris 1916, S. I–XII, hier S. XI f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

germanischen Gefahr werde eine slawische Föderation zukünftig Europa schützen. „Der gegenwärtige Krieg“ – fügte er hinzu – „entlang der gesamten Ost- und Südfront ist eine Fortsetzung des Kampfes zwischen Germanen und Slawen.“[61] Die Vernichtung der Serben und die Kolonisierung Polens sollten die modernen Zeichen eines alten Planes sein. Nur durch die Zusammenarbeit zwischen Latinern und Slawen könne man die deutsche Flut aufhalten, umso mehr, da die Slawen – bei den Zahlen Niederle folgend – schon damals ca. 160 Millionen gewesen seien (die Daten zu den Zahlen der einzelnen slawischen Völker versah Leger mit einer Fußnote, die über die Uneinigkeit zwischen Niederle und dem Pariser Polnischen Nationalkomitee bei der Bewertung der Frage nach der Zahl der Polen informierte: der Unterschied betrug über vier Millionen).

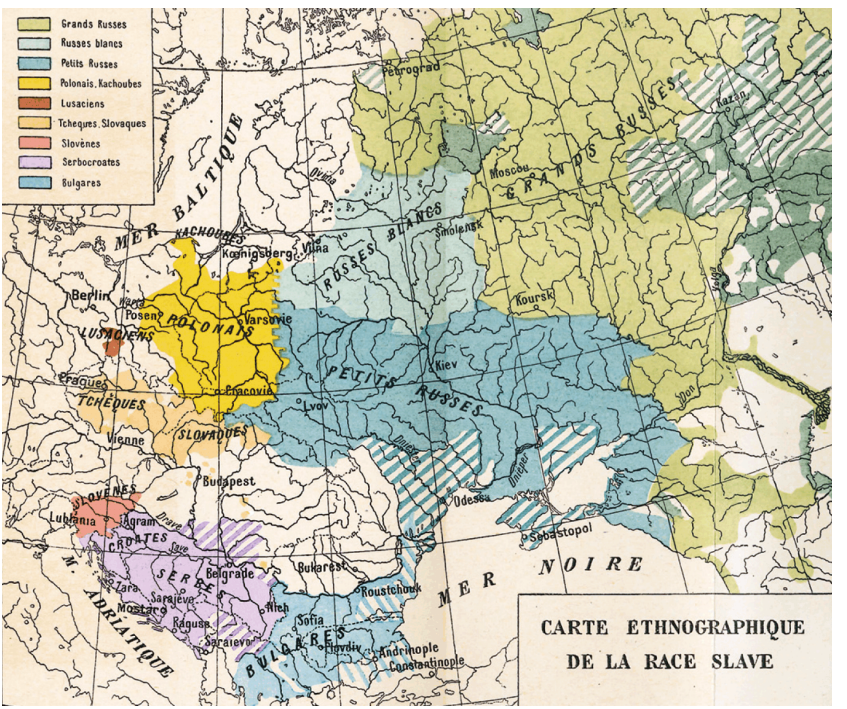
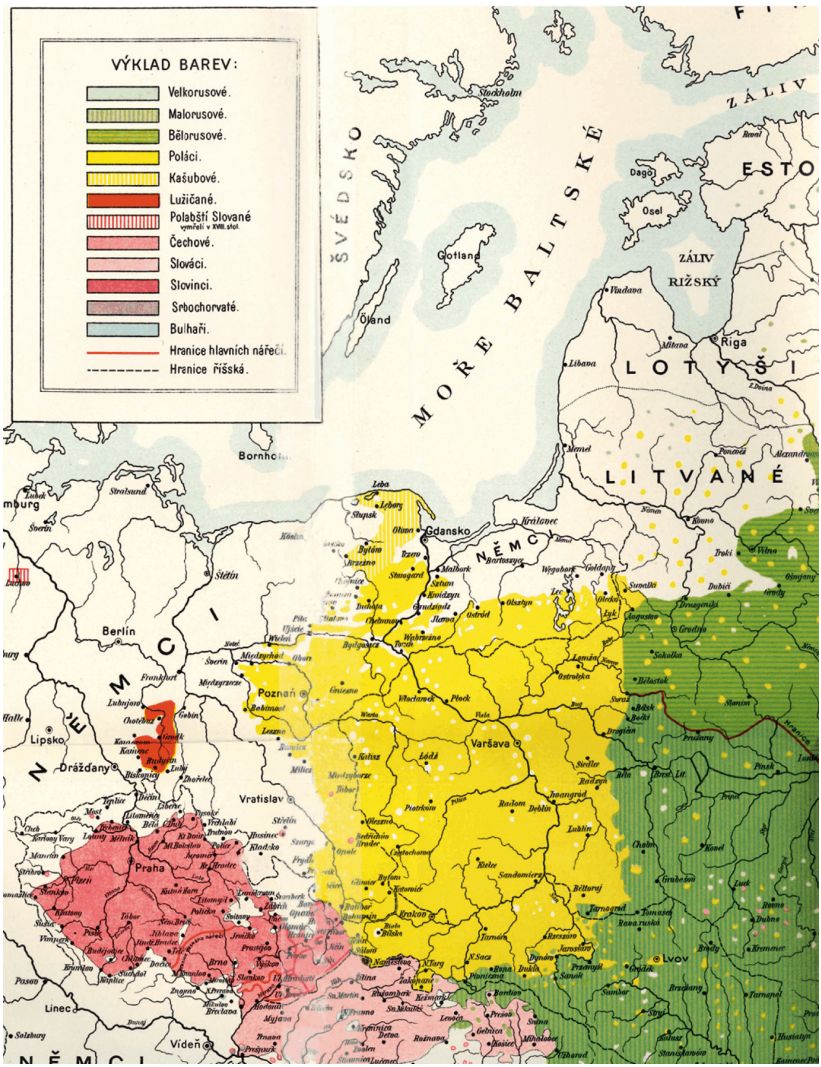



Abb. 5 a) und b): Teile einer Karte aus der französischen und tschechischen Ausgabe der Arbeit von Lubor Niederle.

[61] DERS., Préface de la seconde édition, in: Ebd., S. XIII–XV.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/




Die Veränderungen betrafen auch die dem Buch beigefügten ethnischen Karten. Schwer zu sagen, ob das einfach aus der schlechteren Qualität der französischen Ausgabe resultierte oder ob es eine bewusste Entscheidung war, die die Gestaltung der räumlichen Vorstellungen der französischen Leser zum Ziel hatte. So oder so – in der vereinfachten französischen Version der Karte gingen Farbtöne verloren, die in der vorherigen Version die Kaschuben von den Polen und die Slowaken von den Tschechen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

unterschieden hatten. Beide Eingriffe – beabsichtigt oder nicht – standen in starkem Wiederspruch zum Inhalt und der Tendenz der damaligen deutschen Arbeiten. Dort, wo die koloniale Kriegsgeografie ethnisches Chaos zu sehen glaubte, das mit der Zeit eher wuchs als zurückging, sah Niederle enge Verschwägerung.

Zwar war die Tendenziösität der neuen französischen Ausgabe von Niederles Arbeit zumindest auf den ersten Blick nicht offensichtlich, dennoch schreibt sie sich bestens in den speziellen Bereich der wissenschaftlich-politischen Tätigkeit ein, der während des Krieges besonders üppige Früchte trug. Fast alle Völker Ostmittel- und Südosteuropas hatten in den Hauptstädten der kämpfenden Mächte und in den neutralen Ländern Agenden und Aktivisten, beziehungsweise solche, die vorgaben, ihre Landsleute zu repräsentieren. Alle betrieben Propaganda, wobei sie sich auch gerne der Kartografie bedienten. Zu diesen Themen gibt es bereits ausführliche und wertvolle Literatur, an dieser Stelle werde ich mich nur mit einem Ausschnitt beschäftigen.[62] Zwischenzeitlich lasse ich die nationalen Organisationen außen vor – die geografische Seite ihrer Veröffentlichungen bespreche ich später. Stattdessen konzentriere ich mich auf ein interessantes und neuartiges Phänomen: die politische Repräsentation einer ganzen Region beziehungsweise ihrer Teile. Auf diesem Feld legte der Litauer Juozas Gabrys-Paršaitis die größte Aktivität an den Tag, eine ungewöhnlich schillernde Gestalt und – wie wir sehen werden – wichtig für die mich interessierenden Fragestellungen.

Bereits vor dem Krieg gründete er in Paris eine Organisation, die den Kampf um die Rechte der Volkszugehörigkeit zum Ziel hatte, vor allem für die „Inorodcy", die stammesfremden Untertanen des russischen Zarenreiches. Nach 1914 ging er mit doppelter Energie zu Werke und gründete eine internationale Organisation unter dem Namen „Die Liga der Fremdvölker Russlands". In Lausanne, wo er seine Tätigkeit fortsetzte, gab es mehrere Konferenzen, an der Aktivisten teilnahmen, die nicht nur politische Organisationen aus Ostmitteleuropa, sondern sogar aus so entfernten Gegenden wie Kirgistan oder Kalmückien repräsentierten. Das erste Programm der Liga aus dem Jahr 1916 kündigte an, dass sie die Völker bei dem zukünftigen Friedenskongress vertreten und – solange der Krieg

[62] HENRYK BATOWSKI, Rozpad Austro-Węgier 1914–1918 (Sprawy narodowościowe i działania dyplomatyczne), Kraków ²1982; JÓZEF CHLEBOWCZYK, Między dyktatem, realiami a prawem do samostanowienia. Prawo do samookreślenia i problem granic we wschodniej Europie Środkowej w pierwszej wojnie światowej oraz po jej zakończeniu, Warszawa 1988; JANUSZ SIBORA, Dyplomacja polska w I wojnie światowej, Warszawa 2013.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dauere – Informationen über sie verbreiten und für ihre Rechte kämpfen werde. Wie wertvoll die Unabhängigkeit der Organisation sei, betonte Gabrys bei jeder Gelegenheit.[63]

Kein Zufall – die Wahrheit über Gabrys' Tätigkeiten hätte der Liga und allen anderen Unternehmen, an denen er mitwirkte, sicherlich geschadet. Der Litauer erwies sich als scharfsinniger Unternehmer. Alle seine Organisationen brachten Gewinn, dessen Hauptquelle Spenden waren – zuerst von Litauern aus den Vereinigten Staaten und dann auch von Vertretern anderer Nationalitäten. In dieser Tätigkeitsphase der Liga arbeitete er eng mit dem französischen Journalisten Jean Pélissier zusammen, ansonsten Agent im Dienst der Französischen Republik. Schwer zu sagen, ob Gabrys die Spuren besonders schlau verwischte oder ob Pélissier sich als außergewöhnlich naiv erwies. Auf jeden Fall bemerkte der Franzose es nicht, als sein Geschäftspartner in eine andere Business-Klasse aufstieg. Nach dem Umzug in die Schweiz – weit entfernt von der französischen Aufsicht – wurde die von Gabrys geführte Liga nämlich schon in Gänze heimlich vom deutschen Auswärtiges Amt finanziert.[64] Letztlich brauchte sich das Vertrauenskapital, über das Gabrys verfügte, auf. Bei der Pariser Friedenskonferenz fand sich der Litauer nur am Rand wieder, er spielte bereits keine Rolle mehr – weder in der litauischen noch einer anderen Delegation.[65]

Bevor es jedoch so weit kam, gelang es ihm, eine dem US-Präsidenten Wilson gewidmete Karte der Nationalitäten in Ostmitteleuropa und auf dem Balkan zu veröffentlichen. Dieses Dokument spielte bei der Gestaltung der Nachkriegsgrenzen keine Rolle, seine Bedeutung beschränkte sich auf einen symbolischen Akt zur Beendigung von Gabrys' Tätigkeit, der nicht mehr in die große Politik zurückkehrte. Gleichzeitig kann aber gerade diese einfache Karte helfen, Sachen zu verstehen, die für meine Protagonisten zwar völlig klar waren, heute aber nicht unbedingt offensichtlich sind. Gabrys zeichnete auf der Karte des Kontinents einfach die Daten aus einigen verfügbaren ethnischen Karten ein (die ethnische Zusammensetzung des Balkans deutet darauf hin, dass auch Anastas Iširkov

[63] SEPPO ZETTERBERG, Die Liga der Fremdvölker Russlands 1916–1918. Ein Beitrag zu Deutschlands antirussischem Propagandakrieg unter den Fremdvölkern Russlands im Ersten Weltkrieg, Helsinki 1978, S.145–167.

[64] JUOZAS GABRYS, Auf Wache für die Nation. Erinnerungen. Der Weltkriegsagent Juozas Gabrys berichtet (1911–1918), bearb. v. EBERHARD DEMM u. a., Frankfurt am Main 2013, S. 89–97.

[65] Ebd., S. 271.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

als Vorlage diente)[66], und dort, wo ihm die vorliegenden Arbeiten nicht gefielen, zeichnete er das, was er wollte. Es verwundert nicht, dass Litauen der größte Nutznießer dieser Arbeitsweise war, das die ganze Gegend um Grodno und die Hälfte des Minsker Gebietes umfasste, als ob nach Gabrys die ethnische polnisch-weißrussische Grenze einfach nicht existierte. Außerdem unterschied der Autor die Bewohner von Lettgallen mit einem roten Farbton, der eher an die Farbe erinnerte, die die Litauer kennzeichnete, nicht die Letten. Aber es gab auf der Karte auch noch einige bravouröse und überraschende taktische Züge mehr.

„Und was folgt daraus?", könnte man fragen. Ging es bei der Anfertigung von ethnografischen Karten nicht genau darum, mit „seiner" Farbe möglichst viel Fläche zu bedecken? Die Rezeption der Karte von Gabrys zeigt, dass dies nur bis zu einem gewissen Grad stimmt. Das Urteil über das nicht nur tendenziöse, sondern auch unprofessionelle Werk, das ihm schnell anhaftete, schloss die Karte praktisch aus dem Kreis der ethnischen Karten aus, die von internationalen Experten rezipiert wurden. Nicht, weil Gabrys zu einseitig gewesen wäre, sondern aufgrund der fachlichen Mängel. Wie dieser Ausschluss funktionierte, zeigen die Erinnerungen Eugeniusz Romers an ein Gespräch mit zwei Franzosen in Paris im Jahr 1919: einerseits der sich sehr gut in Fragen der Kartografie auskennende Emmanuel de Martonne und andererseits der Historiker Ernest Denis, ein völliger Laie auf diesem Gebiet. Die Herren diskutierten über mögliche Varianten der Aufteilung Ostgaliziens zwischen Polen und Ukrainern. Irgendwann wechselte Denis das Thema und erinnerte an ein anderes polnisches Grenzproblem – mit Litauen. In der Diskussion berief er sich auch auf die Karte von Gabrys.

> „In dem Moment hatte Denis meine Höflichkeit erschöpft, ich reagierte mit Achselzucken und fügte herzlich lachend hinzu, dass ich mit dem Herrn (Gabrys) gerne darüber diskutiere, aber nur in Anwesenheit ernsthafter Zeugen – ich verwies auf Ungarn und Galizien! (eine Anspielung auf die ethnografische Karte ‚Union des Nationalités', auf der das litauische Gebiet fast bis Brest-Litowsk reicht und die Ungarn ins Innere Galiziens bis hinter Drohobyč hineingreifen!). Als Martonne in mein Lachen einstimmte, brachte Denis, als ob nichts dabei sei, den Verdacht vor, ob Gabrys nicht vielleicht von Deutschland bezahlt werde."[67]

---

[66] H[ENRY] R[OBERT] WILKINSON, Maps and Politics. A Review of the Ethnographic Cartography of Macedonia, Liverpool 1951, S. 206.

[67] EUGENIUSZ ROMER, Pamiętnik paryski (1918–1919), bearb. v. ANDRZEJ GARLICKI / RYSZARD ŚWIĘTEK, Wrocław 1989, S. 127. Zu Gabrys' Karte kehrte Romer indirekt zurück. In der ersten Ausgabe des von ihm herausgegebenen „Polski Przegląd Kartogra-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Es lohnt sich, diese dem ersten Anschein nach wenig wichtige Anekdote genauer zu betrachten. Dank ihrer lässt sich leicht verstehen, dass die Streitigkeiten unter den Geografen, die auf verschiedenen Seiten der politischen Konflikte standen, auf zwei Ebenen stattfanden. Tendenziösität, die sie sich, wie wir mehrfach sehen werden, unaufhörlich gegenseitig unterstellten, war ein schwerwiegender Vorwurf. Doch trotz der oft verwendeten Kriegsrhetorik disqualifizierte sie weder das Werk noch den Autor. Das war jedoch bei krassen fachlichen Schnitzern anders. Sie lösten bei den Kartografen keine lauten Proteste aus, sondern ein geringschätziges „Achselzucken".

Nichts dergleichen drohte den drei herausragenden Geografen, die während des Krieges ehrgeizige, zweifellos tendenziöse, kartografische und geografische Monografien verfassten und über ihre Heimatländer veröffentlichten. Alle drei Werke erlangten bereits während des Krieges nicht nur unter Spezialisten Bekanntheit und festigten die besondere Stellung ihrer Autoren. Der erste war der kurz zuvor an dem Schlagabtausch mit Eugeniusz Romer beteiligte Stepan Rudnyc'kyj. Im Jahr 1910 reichte er im Verlag „Lan" in Kiew das Manuskript einer populären Geografie der Ukraine ein, ein Pionierwerk, dass das Land ohne Staat definierte und beschrieb. Die politische Bedeutung dieses Ereignisses lässt sich sicher leichter erfassen, wenn man weiß, dass nur knapp dreizehn Jahre zuvor die erste professionelle ethnografische Karte der Ukraine überhaupt erschienen war – angefertigt von Hryhorij Velyčko mit Beschreibungen in ukrainischer Sprache.[68] Rudnyc'kyjs Anspruch war es,

ficzny" erschien eine Rezension von Józef Wąsowicz, der die Vorwürfe gegen den dilettantischen Kartografen zusammenfasste: „Diese Arbeit ist der Beweis dafür, wie weit der Gebrauch der Propaganda in der Kartografie gehen kann. Sofort fällt der grelle Fleck der Litauer von Königsberg, Lyck, Goniądz bis hinter Brest, Pinsk und hinter Minsk, Polazk und Dünaburg auf. Im Vorwort schreibt er, dass er sich bei der Beschreibung der Nationalität nicht nur von der Sprache hat leiten lassen, sondern auch von Traditionen, Bräuchen, Religion und Nationalgefühl, aber welcher Grund hat den Autor dazu bewogen, die ethnische Grenze Ungarns bis hinter Stryy und Dobromyl', die Rumäniens bis hinter Nadvirna und Sališčyky, die tschechische hinter Zülz oder die rumänische bis hinter Winniza usw. zu verlegen? Die ganze Karte beruht letztlich auf einer gezielten verlogenen Verallgemeinerung kleiner Sprachinseln, aus denen ein einheitliches Gebiet erschaffen wurde, abhängig von der Sympathie oder Antipathie des Autors. [...] Es lohnt sich selbstverständlich nicht, über die Details zu sprechen, bei denen es von Fehlern wimmelt – als Folge von Nachlässigkeit oder bösem Willen." – jw, [Rezension zu] Juozas Gabrys, Carte ethnographique de l'Europe (1918), in: Polski Przegląd Kartograficzny I (1923–1924), 1, S. 43 f.

[68] IVAN ROVENČAK, Faktory ta džerela vydannja H. Velyčkom Narodopysnoji karty ukrajins'ko-rus'koho narodu v 1896 r., in: Kartohrafija ta istorija Ukrajiny. Zbirnyk naukovych prac', hg. v. JAROSLAV DAŠKEVYČ et al., L'viv 2000, S. 109–118.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sowohl das Wissen seiner Landsleute über ihr Vaterland zu festigen als auch die Emanzipation des ukrainischen Volkes zu befördern.[69] Der erste Band erschien noch im selben Jahr unter dem Titel „Korotka heohrafija Ukrajiny". Rudnyc'kyj war damit sehr unzufrieden, im Buch wimmelte es nur so von Fehlern. Das war jedoch noch nicht die schlimmste Überraschung. Kurz nach Erscheinen des ersten Bandes informierte der Herausgeber den Autor, dass er den zweiten Teil der Arbeit verloren habe.

Rudnyc'kyj, der damit rechnete, dass das Manuskript wieder auftauchen würde, wartete längere Zeit, bis er schließlich resignierte und das Buch erneut schrieb und beim Verlag der Lemberger Ševčenko-Gesellschaft in Druck gab, bei dem zuvor auch seine Studie über das Dnister-Tal erschienen war.[70] Die Arbeit erschien schließlich im Jahr 1914, und es gelang fast niemandem, sie zur Kenntnis zu nehmen, bevor die russische Armee in Lemberg einmarschierte. Die Russen wiederum schlossen sofort alle ukrainischen Organisationen und Zeitungen und verboten den Vertrieb von Büchern in einer Sprache, die sie nicht anerkannten. Rudnyc'kyj ging ins Exil und fand sich dort mit nur einem Band seines Werkes wieder, das so schlampig herausgegeben war, dass er sich vor seinen Fachkollegen schämte, es zu erwähnen.

Die Inhalte, die Rudnyc'kyj der Welt hatte zur Kenntnis bringen wollen, waren definitiv umstürzlerischer als die gemäßigte Abhandlung von Niederle. Der begabte Penck-Schüler stellte sein gesamtes Fachwissen in den Dienst der Beweisführung, dass die Ukraine in jeder Hinsicht ein autonomes Subjekt sei. In der Vergangenheit hatte die Ukraine ständig mit fremden Angreifern zu kämpfen gehabt – ein deutliches Zeichen, dass eigentlich ihr der ehrenvolle Beiname „Bollwerk des Christentums" gebühre. Vor allem jedoch stellte Rudnyc'kyj fest, dass die dort lebenden Menschen zu einer Rasse gehörten, die von Polen und Russen grundsätzlich verschieden sei:

> „Aus jenen Untersuchungen [es ging um die anthropologischen Arbeiten von Izydor Kopernicki, Julian Talko-Hryncewicz und Chvedir Vovk, M. G.] ergab sich die Schlussfolgerung, dass die Ukrainer zwar in anthropologischer

[69] Zu den politischen Ambitionen Rudnyc'kyjs vgl. GUIDO HAUSMANN, Das Territorium der Ukraine: Stepan Rudnyc'kyjs Beitrag zur Geschichte räumlich-territorialen Denkens über die Ukraine, in: Die Ukraine. Prozesse der Nationsbildung, hg. v. ANDREAS KAPPELER, Köln u. a. 2011, S. 145–157.

[70] IHOR STEBELSKI, Putting Ukraine on the Map. The Contribution of Stepan Rudnyts'kyi to Ukrainian Nation-Building, in: Nationalities Papers 39 (2011), 4, S. 587–613, hier S. 594.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> Hinsicht eine Rassenmischung seien [...]. Aber das jene Mischung sich bereits in einer sehr entfernten, prähistorischen Vergangenheit gebildet habe und spätere Beimischungen sich als zu schwach herausgestellt haben, um Einfluss auf den ursprünglichen Rassetypus der Ukrainer zu nehmen. Von der Wittewater bis zur Kuban-Region und von Prypjat bis zum Schwarzen Meer gehört das ukrainische Volk zu einem einheitlichen anthropologischen Typus."[71]

Diesen „Typus" zählte Rudnyc'kyj zu der sogenannten Dinarischen Rasse, die sich durch dunkle Pigmentierung (Farbe von Augen und Haaren), große Körpergröße und runde Schädel charakterisiere. Laut dem Stand des damaligen anthropologischen Wissens, müsse man die engsten rassischen Stammesverwandten der Ukrainer auf dem Balkan suchen.[72] Die direkten Nachbarn der Ukrainer – Russen und Polen – hatten selbstverständlich mit dem Balkan nichts gemeinsam. Diese verortete Rudnyc'kyj aufgrund der Beimischung finnischen und mongolischen Blutes recht niedrig in der Hierarchie der Rassen. Wichtiger als die wenig schmeichelhafte Bewertung war jedoch die geopolitische Schlussfolgerung:

> „Der Pole, der Weißrusse, der Russe stehen anthropologisch einander sehr nahe, der Ukrainer ist von allen seinen Nachbarn sehr verschieden und nimmt anthropologisch betrachtet eine ganz selbstständige Stellung ein."[73]

Diesen Unterschied würde ein ukrainischer Bauer instinktiv spüren, besonders in der Beziehung zu den Russen. Rudnyc'kyj fürchtete sich deshalb nicht vor einer Russifizierung, unterstrich aber die Fälschung der russischen Bevölkerungszählungen. Die Assimilierung an Nachbarvölker war für die Ukrainer übrigens nicht sonderlich attraktiv, wie der Geograf bemerkte: „Ein jeder vorurteilsloser Beobachter muß zugeben, daß der ukrainische Bauer [...] durch seine natürlichen Fähigkeiten alle seine Nachbarn überragt."[74]

Bedenkt man die politische Sprengkraft dieser Theorien, fällt es nicht schwer zu verstehen, warum der ukrainische Geograf sich entschied, Lemberg zusammen mit der zurückweichenden österreichisch-ungarischen Armee zu verlassen. Die wirkliche Rezeption seiner Arbeit begann im Grunde genommen erst, als er zusammen mit anderen Flüchtlingen

---

[71] STEPHAN RUDNYĆKYJ, Ukraina. Land und Volk. Eine gemeinfassliche Landeskunde, Wien 1916, S. 178.

[72] MACIEJ GÓRNY, Bone & Soul. Physical Anthropology, the Great War and Nationalism in Eastern Europe, in: Cuadernos de historia contemporánea 36 (2014), S. 239–258.

[73] STEPHAN RUDNYĆKYJ, Ukraina, S. 182.

[74] Ebd., S. 263.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

aus Ostgalizien nach Wien kam. Dort übersetzte er seine Arbeit ins Deutsche, bereitete zuerst jedoch eine gekürzte Version vor, die dieselben Thesen, aber gekürztes Beweis- und Illustrationsmaterial enthielt.[75] Dieses knappe, kompromisslose Buch wurde als nächstes ins Italienische, Ungarische, Englische, Tschechische und Russische übersetzt. Ende 1916 erschien in der Ausgabe des Bundes zur Befreiung der Ukraine (*Sojuz Vyzvolennija Ukrajiny*) die lange Version ebenfalls auf Deutsch, die dann ins Französische und Englische übersetzt wurde.[76] Rudnyc'kyj bereitete währenddessen unermüdlich weitere Karten und Veröffentlichungen vor und lieferte den politischen Aktivisten aus der Ukraine in Wien und Berlin wissenschaftliche Argumente.[77] Dabei nutzte er unaufhörlich seine längste Monografie, indem er ihre Botschaft kondensierte und in immer kürzere und populärere Formen brachte.[78]

Aus derselben Quelle schöpften auch andere ukrainische Publizisten und ihre deutschen und österreichischen Verbündeten.[79] Der Aufruf des Bundes zur Befreiung der Ukraine, 1915 in München veröffentlicht, war überwiegend ein Quasi-Zitat von Rudnyc'kyjs Arbeiten.[80] Für die politischen Interessen der ukrainischen Emigranten war es allerdings wichtiger, dass die Arbeiten des Geografen von den deutschen Fachkollegen so gut aufgenommen wurden[81] und Zitate und Paraphrasierungen der wichtigsten Teile des Buches ihren Weg auch in die Aufsätze deutschsprachiger Autoren fanden, die ihren Landsleuten die Situation im Osten erklären wollten. Unmittelbar nach der offiziellen Anerkennung der ukrainischen Staatlichkeit durch das Deutsche Kaiserreich im Vertrag von Brest-Li-

[75] STEFAN RUDNYĆKYJ, Ukraina und die Ukrainer, Wien 1914.

[76] STEBELSKI, Putting Ukraine, S. 595.

[77] Die Bibliografie von Rudnyc'kyjs Arbeiten aus Kriegszeiten findet sich in seiner Biografie: PAVLO ŠTOJKO, Stepan Rudnyc'kyj 1877–1937. Žyttepysno – bibliohrafičnyj narys, L'viv 1993, S. 159–163.

[78] Zum Beispiel STEFAN RUDNYĆKYJ, Der östliche Kriegsschauplatz, Jena 1915; DERS., Zur Landes- und Volkskunde der Ukraine, in: Osteuropäische Zukunft 1 (1916), 22, S. 347–351 und 2 (1917), 1, S. 1–15.

[79] Zum Beispiel LONGIN CEHELSKYJ, Die großen politischen Aufgaben des Krieges im Osten und die ukrainische Frage, Berlin 1915.

[80] Die Ukraine und der Krieg. Denkschrift des Bundes zur Befreiung der Ukraine, München 1915.

[81] Vgl. HUGO HASSINGER, Zu Landeskunde Osteuropas. Rudnyćkyjs Werk über die Ukraina, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1918, S. 246–251; MAX FRIEDERICHSEN, [Rezension zu] Rudnyćkyj St., Ukraina. Land und Volk, in: Dr. A Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt 63 (1917), 10, S. 314 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

towsk, erschien in Berlin ein Sammelband, der dem neusten Verbündeten Deutschlands gewidmet war. Die von Maximilian W. Meyer-Heydenhagen erstellte Rassencharakteristik der Einwohner zeugt deutlich von dem weitreichenden Einfluss von Rudnyc'kyjs Arbeit:

> „Sind aber die Ukrainer somit eine Mischrasse, in der das slawische Element überwiegt, so bilden sie doch jedenfalls eine eigenartige alte Mischung, die von der polnischen oder der russischen Mischung vollkommen verschieden ist. Sie sind weder polonisierte Russen noch russifizierte Polen, noch weniger sind sie Slawo-Mongolen wie die Russen."[82]

Genau dieser Erfolg, mit dem die deutschen Übersetzungen der Bücher und Broschüren Rudnyc'kyjs ins Bewusstsein der deutschen Experten für Ostmitteleuropa drangen, löste unter den polnischen Aktivisten in Wien, Berlin und Krakau sehr große Unruhe aus. Zwar hatte sich kaum jemand die Mühe gemacht, auf Rudnyc'kyjs ukrainischsprachige Publikationen zu reagieren, umso mehr Gegendarstellungen und Rezensionen der deutschsprachigen Texte konnte man nun aber in vielen polnischen Arbeiten finden – vor allem in denjenigen, die sich auch an deutschsprachige Leser richteten. Manchmal ist deutlich erkennbar, dass es sich um eine Intervention im letzten Moment handelte: Kurz vor der Veröffentlichung wurde – sicher unter dem Einfluss der Lektüre einer der zahlreichen Arbeiten des Ukrainers – schnell noch etwas hinzugefügt. So war das wahrscheinlich auch bei Stanisław Smolka. In der deutschen Ausgabe der historischen Skizzen der Geschichte Rutheniens, herausgegeben vom polnischen Nationalen Oberkomitee, tauchte Rudnyc'kyj in einer Anmerkung auf, die auf eine Art und Weise eingefügt war, die die Annahme nahelegt, dass über die Form der Bemerkung der fehlende Platz in dem schon gesetzten Buch entschieden hatte:

> „Es wird nicht überflüssig sein zu bemerken, daß man – mit Rücksicht darauf, was die jüngsten Erfahrungen in Bezug auf die sog. ‚Ergebnisse' der bisher vorgenommenen anthropologischen Untersuchungen aufweisen – das vermeiden sollte, was beispielsweise Rudnytzkyj in seinem Buche ‚Ukraina. Land und Volk', Wien 1916, S. 179 ff., tut, indem er die Durchschnittzahlen der verschiedenen anthropologischen Merkmale für das ganze Gebiet der von den ruthenischen Volksstämmen bewohnten Länder berechnet (Wuchs, Brustumfang, Arm- und Beinlänge, Schädel- und Nasenform, Gesichtsbreite, Augen- und Haarfarbe). Eine ganz unfruchtbare Arbeit, die nur geeignet ist, die ganze Frage zu verdunkeln, besonders wenn es sich um einen Gegenstand handelt, wie der unsrige, wo ernste wissenschaftliche Untersuchungen, ob-

[82] Ukraina, hg. v. HEINRICH LENZ, Berlin 1918, S. 22.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> wohl noch nicht genug fortgeschritten, immerhin hinreichen, auffallend typische Unterschiede unter den einzelnen ruthenischen Ländern in Bezug auf die oben angeführten Merkmale festzustellen."[83]

Die Schärfe der polnischen Reaktionen weist auf die (begründete) Angst hin, dass die sachkundig verbreiteten Theorien des ukrainischen Geografen die deutsche öffentliche Meinung überzeugen und ungünstigen Einfluss nehmen könnten – zum Beispiel auf die zukünftige territoriale Gestalt des polnischen Staates.

Die wohl spektakulärste allergische Reaktion auf die plötzliche Internationalisierung des Werkes der Geografen aus Ostmitteleuropa war ein unerfreuliches Abenteuer, das der Lemberger Professor Eugeniusz Romer erlebte, Kollege und Erzrivale Rudnyc'kyjs. Der von ihm bereits 1904 veröffentlichte galizische geografische Schulatlas wurde im Deutschen Reich mit einem Verbreitungsverbot belegt, weil er nicht nur das preußische Teilungsgebiet, sondern auch Oberschlesien als polnische Gebiete behandelte. Ein noch wesentlich stärkeres Echo erzeugte ein weiterer, stark überarbeiteter Atlas: der geografisch-statistische Atlas Polens aus dem Jahr 1916. Es handelte sich um das Werk mehrerer Autoren, für das die wissenschaftliche und – wie sich schnell zeigen sollte – auch politische Verantwortung aber bei Romer lag.

Wichtig ist, dass die Beschriftungen der dort verwendeten Karten sowohl auf Polnisch, wie auch auf Deutsch und Französisch zu finden waren und Romer persönlich für die Verbreitung der Ergebnisse seiner Arbeit im Westen Sorge trug.[84] Alle Legenden und Kommentare auf den Karten waren ebenfalls auf Polnisch, Deutsch und Französisch. Der Atlas zog hinsichtlich der verwendeten Methoden mit dem ungewöhnlichen Gebrauch von Isolinien für die Darstellung von ethnischen Verhältnissen und Bevölkerungsdichte Aufmerksamkeit auf sich. Für die Übertragung der statistischen Daten auf die Karte stützte man sich auf Interpolation, man stellte also den Durchschnitt der Extremwerte her. Romer verfügte über Bevölkerungsdaten für territoriale Einheiten (in jenem Fall Einheiten der Größe eines Kreises, aufbereitet von den Statistikern der Teilungsmächte).

---

[83] STANISLAUS V. SMOLKA, Die reussische Welt. Historisch-politische Studien. Vergangenheit und Gegenwart, Wien 1916, Fußnote auf S. 192.

[84] EUGENIUSZ ROMER, Poland. The Land and the State, in: Geographical Review 4 (1917), 1, S. 6–25; J. SARYUSZ [Eugeniusz Romer], La Pologne. Le Sol et l'Etat, Lausanne 1915.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Um die Verhältnisse der Bevölkerung darzustellen, zum Beispiel die Bevölkerungsdichte, konnte er jede von ihnen gemäß den vorhandenen Daten mit der entsprechenden Farbe oder Schattierung ausfüllen. Stattdessen entschied sich der Geograf aber dafür, den Übergang zwischen bestimmten Werten zu illustrieren und Grenzen an einem Ort zu markieren, der sich in gewisser Entfernung von der Hauptstadt des Kreises befand und die Unterschiede in der Bevölkerungsdichte zwischen ihm und dem benachbarten Kreis wiedergab. Diese Arbeitsweise erlaubte es, sich den realen Werten zu nähern und die Geografen zumindest teilweise von der Notwendigkeit der Reproduktion administrativer Grenzen – sogar im Falle von Phänomenen, die mit der staatlichen Verwaltung keinerlei Verbindung hatten – zu befreien.[85]

Das Werk hatte eine enorme politische Bedeutung und wurde sofort sowohl von Unterstützern wie auch Gegnern der polnischen Nationalbewegung wahrgenommen. Die auf Ende Dezember 1915 datierten „Allgemeinen Anmerkungen" des polnischen Geografen ließen keinen Zweifel hinsichtlich des politischen Anspruches des Atlas: „Die Illustration der Zahlensprache von Polen als Land und seinen Einwohnern möge das ihrige lehren und Umsicht und Freundlichkeit bei denen wecken, in deren Händen das Schicksal der polnischen Sache ruht. Sollen die Zahlen zeigen, wie man die Welt regiert!"

Romers politisches Engagement rief nicht weniger heftige Reaktionen hervor als die Arbeiten seines ukrainischen Rivalen. Das einstmals herzliche Verhältnis zu Penck zerbrach bereits Anfang des 20. Jahrhunderts. Im Jahr 1913, als Deutschland beim Kartografischen Kongress in Paris seine Karte Schlesiens vorstellte (das nicht nur faktisch zu Deutschland gehörte, sondern auch – wie Penck behauptete – qua Kraft historischer Rechte), wurde das Verhältnis der beiden Wissenschaftler geradezu eisig.[86] Die Ungnade des ehemaligen Lehrers hatte für Romer unangenehme Folgen. Als die deutsche Besatzungsmacht 1916 die polnische Universität in Warschau ins Leben rief, protestierte Penck entschieden gegen die Berufung des Lemberger Professors auf den Warschauer Geografie-Lehrstuhl. In einem Brief an Generalgouverneur Beseler drückte er sein Bedauern aus, dass der unbelehrbare Nationalismus der Polen wahrscheinlich die Nomi-

[85] MORGANE LABBÉ, Eugene Romer's 1916 Atlas of Poland. Creating a new Nation-State, in: Imago Mundi 70 (2018), 1, S. 94–113.

[86] STEVEN SEEGEL, Mapping Europe's Borderlands. Russian Cartography in the Age of Empire, Chicago / London 2012, S. 249.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nierung des seiner Meinung nach besten Kandidaten – Stepan Rudnyc'kyj – zunichtemache.[87] In einem Brief an Partsch schrieb er wiederum:

> „Die Warschauer haben Eugen v. Romer und Savicki [eigentl. Sawicki, M.G.] für die Geographie-Professur vorgeschlagen. Gegen beide hege ich Bedenken. Romer halte ich, im Vertrauen gesagt, für einen recht gefährlichen Grosspolen von geringer Leistungsfähigkeit. Savicki stelle ich wissenschaftlich erheblich höher; aber es tat mir seine zunehmende Flüchtigkeit und Oberflächigkeit keinen guten Eindruck hinterlassen. Auch war ich Zeuge, wie er sein polnisches Herz entdeckte, nachdem er als echter Wiener aufgewachsen war. [...] Aber Romer muss in unserem deutschen Interesse entschieden ausser Frage bleiben."[88]

So geschah es auch. Weder Romer noch Sawicki erhielten einen Ruf nach Warschau. Der Lehrstuhl blieb formell unbesetzt, und die Lehrveranstaltungen mit den Studenten übernahm Stanisław Lencewicz, ein frisch gebackener Doktor, der in Neuchâtel in der Schweiz studiert hatte. Den Titel eines ordentlichen Professors erlangte er erst Anfang der 1920er Jahre unter dem wachsamen Auge von Eugeniusz Romer, nachdem das Habilitationsverfahren an der Lemberger Universität eingeführt worden war. Das geschah jedoch bereits ohne das Wissen und den Einfluss der deutschen Kollegen.

Nach Erscheinen des polnischen Atlas in Wien unterrichtete Albrecht Penck den deutschen Generalstab über den vermeintlichen Hochverrat durch Romer. Infolge des deutschen Drucks musste Romer tatsächlich vor Gericht erscheinen, das ihn jedoch von den Vorwürfen freisprach und den Atlas als streng wissenschaftliches Werk einstufte. Verboten wurde jedoch der Export der Publikation ins Ausland.[89] Die Blockade erwies sich insofern als wirksam, als dass der Atlas bis zum Ende des Ersten Weltkriegs ausschließlich von polnischen, deutschen und österreichischen Spezialisten rezensiert wurde. Enthusiastische Besprechungen in französischen und anglosächsischen Fachzeitschriften folgten erst später.

Am interessantesten unter den früheren, deutschsprachigen Rezensionen des Atlas erscheint ohne Zweifel die Besprechung, die Mitte 1918 in der „Geographischen Zeitschrift" erschienen ist. Der Autor Max Friede-

---

[87] Biblioteka Jagiellońska, Krakau (im Folgenden: BJ), Handschriften, Materialien, Sign. d. 325, Brief an Beseler vom April 1916.

[88] Pencks Brief an Partsch vom 2.03.1916, zit. nach: GINSBURGER, La guerre, la plus terrible des érosions, S. 528.

[89] STANISŁAW MARIAN BRZOZOWSKI, Eugeniusz Mikołaj Romer, in: Polski Słownik Biograficzny, Bd. XXXI, S. 635–645, hier S. 639.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

richsen, Initiator der Warschauer Landeskommission, nahm ohne Sympathie auf die politischen Tendenzen des Atlas Bezug. Die Annahme der Grenzen von 1772 als Ausgangspunkt für statistische und kartografische Arbeiten betrachtete er als Unsinn, Ausdruck von Romers radikalem Nationalismus. Aus diesem Grund betrachtete er das Werk als schädlich, weil es die polnische Stimmung nicht beschwichtige, sondern auf der Trommel der nationalen Effekthascherei spiele.[90] Alle Einwände fanden jedoch ein Ende, als der Rezensent von der Besprechung der politischen Tendenzen zum technischen Niveau des Atlas überging. Hier war er voll des Lobes, auch wenn es manchmal schien, als ob es nur mit Mühe durch die zusammengebissenen Zähne drang. Romers Karten waren klar, gut zu handhaben, und die Entscheidung, das untersuchte Territorium über Kongresspolen hinaus zu erweitern, trug interessante Früchte. Friederichsen nahm diese Vorzüge sogar bei der kontroversesten Frage zur Kenntnis: bei der Darstellung der ethnischen Verhältnisse.

> „Unter den ausschließlich von E. von Romer selber bearbeiteten völkischen Karten, welche fraglos das Schwergewicht des Atlas darstellen, verdient Tafel VII deswegen Hervorhebung, weil sie in methodisch neuartiger Darstellung unter Benutzung von durch Interpolation gewonnenen sog. ‚Isarithmen' (eine auch sonst im Atlas häufig verwendete Methode!) ein klares, der Gesamtheit der physischen und anthropogeographischen Verhältnisse gut gerecht werdendes Bild der Bevölkerungsdichte bietet."[91]

In ähnlichem Ton sprachen sich auch die österreichischen Geografen aus. In einer Rezension in der „Kartographischen und schulgeographischen Zeitschrift" schrieb Professor Hugo Hassinger, ansonsten ein deutscher Nationalist:

> „Mag auch darin eine nationalpolitische Tendenz erblickt werden, von der sich auch die Nationalitätenkarte des Atlasses nicht ganz ferngehalten hat, so ist doch im allgemeinen bei der Durchführung der außerordentlich mühevollen Arbeit an diesem Atlas die wissenschaftliche Objektivität am Werke gewesen und wir freuen uns, für einen bedeutenden Teil Europas, der drei verschiedenen Staaten angehört, eine einheitliche kartographische Bearbeitung der physisch- und anthropogeographischen Verhältnisse erhalten zu haben."[92]

---

[90] MAX FRIEDERICHSEN, [Rezension zu] Eugenius v. Romer, Geographisch-statistischer Atlas von Polen, in: Geographische Zeitschrift 24 (1918), 5–6, S. 190 f.

[91] Ebd., S. 191.

[92] HUGO HASSINGER, Neue Methoden der Darstellung der Volksdichte auf Karten, in: Kartographische und schulgeographische Zeitschrift VI (1917), 3–4, S. 62–64.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die politische Bedeutung des Atlas wurde durch zwei weitere Übersetzungen verstärkt. Noch im Jahr 1918 erschienen ausgewählte Karten mit englischem Kommentar in den USA. Diesmal – anders als in der Version von 1916 – informierte bereits das Vorwort den Leser, dass es um eine wissenschaftliche Begründung der polnischen Gebietsforderungen nach dem Ende des Krieges ginge. Die übrigen Änderungen betrafen die Karten. Auf einigen trug Romer Linien ein, die die strategische Bedeutung (in seinem Verständnis) natürlicher Grenzen Polens veranschaulichen sollten.[93] Eine weitere Ausgabe, in dem Fall mit ausführlicherem französischen Kommentar zu den Karten, erschien im Jahr 1921.[94] Auch die direkten Erläuterungen auf den Karten erfuhren ein kleines, aber entscheidendes „Lifting". Auf diese Veränderung wies ein Rezensent des Atlas im „Polski Przegląd Kartograficzny", Stanisław Pawłowski, hin: „In der Erklärung wurde die deutsche Sprache durch Englisch ersetzt. Das ist die grundlegendste Änderung an der ganzen Ausgabe und eröffnet dem Atlas den Weg in die englisch-amerikanische Welt, wo er bisher nur in Wissen-schafts- und Diplomatenkreisen bekannt gewesen ist."[95] Im Vorwort zu der Ausgabe informierte Romer über die fortgeschrittenen Arbeiten an einer weiteren, komplett englischen Version des Atlas und berichtete ebenfalls, nicht ohne Genugtuung, über das Kriegsschicksal seines Werkes:

> „Fünf Jahre sind vergangen, seitdem ich den ersten Band des Atlas Polens in die Welt entlassen habe. [...] Zu der Zeit als der zweite Band des Atlas erschien, unterlag selbiger Beschlagnahmungen durch die deutsche Zensur, Autor und Kommissionsbuchhandlung mussten sich mehrfach vor Gericht für den Versuch verantworten, das Werk außerhalb des Kordons der Mittelmächte versandt zu haben, und der Kordon war so effektiv, dass es – so viel ich weiß – nur zwei vollständige Exemplare des Atlas vor November 1918 hindurch schafften: eines gelangte in die Königliche Bibliothek in Stockholm, das zweite nach Den Haag. Die Einrichtung der amerikanischen Regierung, die Materialien und Untersuchungen für die Friedenskonferenz in Paris vorbereitete, die sogenannte ‚Inquiry', erhielt das erste Exemplar des Atlas Polens erst Ende 1918, und in Anerkennung des Nutzens dieses Werkes empfahl sie zum Kennenlernen und Bewerten der polnischen Angelegenheiten eine fotografische Vervielfältigung in normaler Größe [...]. Eine ähnliche Bewertung

[93] HERB, Under the Map of Germany, S. 21.

[94] EUGÈNE DE ROMER, Atlas de la Pologne (geographie et statistique), Léopol / Varsovie 1921.

[95] STANISŁAW PAWŁOWSKI, [Rezension zu] Eugeniusz Romer, Geograficzno-statystyczny atlas Polski, 1921, in: Polski Przegląd Kartograficzny I (1923–1924), 5, S. 207 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> erhielt der Atlas Polens in den Pariser Wissenschaftskreisen. E. de Margerie, Vorsitzender der französischen Gesellschaft für Geographie, erwähnte den Atlas Polens bei der Sitzung des Komitees für historische und wissenschaftliche Studien des französischen Bildungsministeriums am 4.4.1919 und beendete seine Ausführungen mit den folgenden Worten: ‚Es war nicht meine Intention, ins Detail dieser Studie zu gehen, die alle Bereiche menschlicher Aktivität auf dem ausgedehnten Gebiet des einst großen Polens umfasst; es ist sicher, dass selten ähnliche Werke zu einer passenderen Zeit erschienen sind – genau in dem Moment, wenn die Stunde der Gerechtigkeit schlägt, die das Volk, das so lange unterdrückt gewesen ist, zur Unabhängigkeit ruft. Sicherlich wäre der Besitz eines so umfassenden Dokumentes während des Krieges besonders wertvoll gewesen, um auf Grundlage umfassender Kenntnisse die ökonomischen Möglichkeiten des neuen polnischen Staates einzuschätzen; heute hilft er uns nicht nur in einem Fall bei der richtigen Entscheidung hinsichtlich des Absteckens der Grenzen des neuen Staates.'"[96]

Die Kriegserfahrungen von Jovan Cvijić erinnern in vielen Punkten an das Schicksal von Rudnyc'kyj und Romer, nur vielleicht noch auf einer größeren Skala. Ähnlich wie sie war der Serbe gezwungen gewesen, sein Haus zu verlassen und kurz danach auch sein Land. Im Gegensatz zu den beiden Lembergern, deren Stadt von größeren Zerstörungen verschont blieb – auch wenn sie während des Krieges von Hand zu Hand gereicht wurde – warteten auf Cvijić bei seiner Rückkehr Ruinen und verkohlte Reste. Belgrad wurde zur Frontstadt, die wiederholt unter Beschuss der österreichisch-ungarischen Artillerie geriet. Während der Kämpfe wurde dabei auch die Bibliothek des Wissenschaftlers zerstört (die Nachkriegskorrespondenz mit Penck betraf unter anderem die vergebliche Suche von Cvijić' Büchern und Materialien durch die deutschen Militärbehörden.[97]).

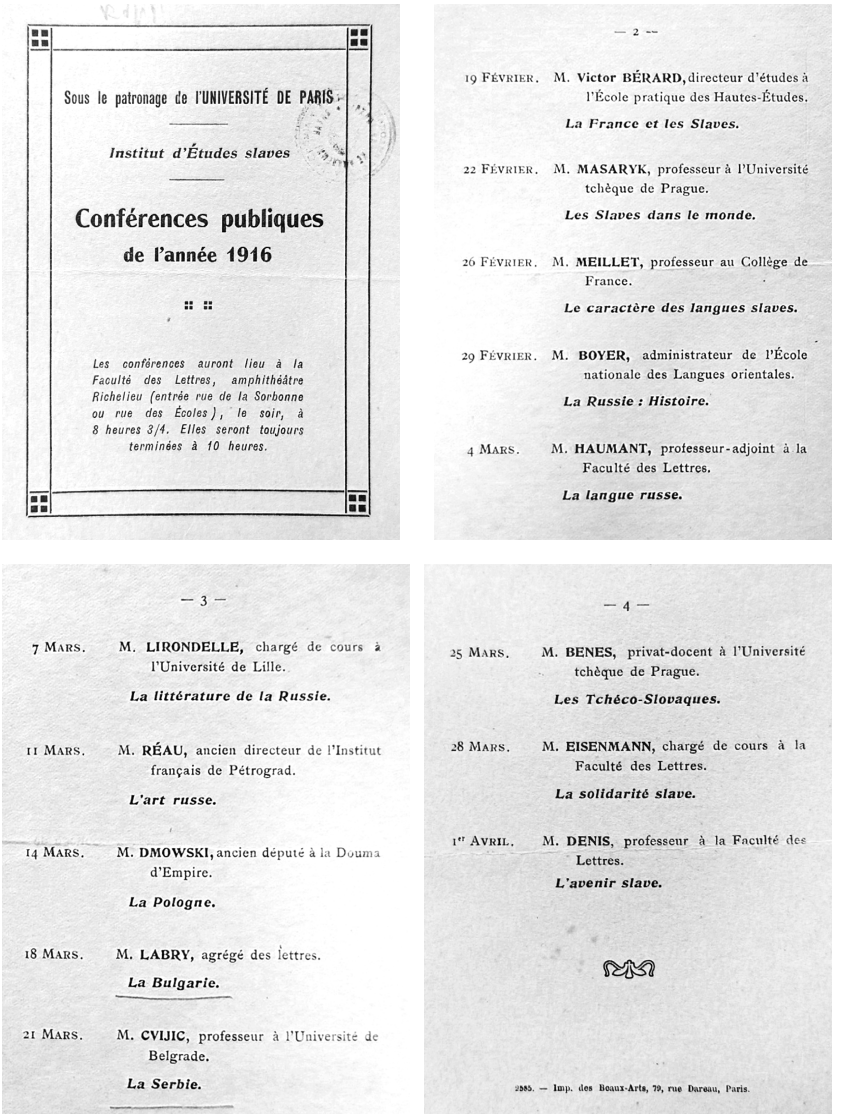
Seine Wege in der Fremde erwiesen sich ebenfalls als sehr verschlungen und ermüdend. Als größte serbische Autorität in ethnografischen und kartografischen Fragen wurde er zu einem geschätzten Mitarbeiter der Regierung. Im Namen und auf Bitte des Premiers Nikola Pašić hielt er sich ab 1915 in London, Paris und in der Schweiz auf und auch für einige Zeit in den Vereinigten Staaten. Auf seine Empfehlung hin bereitete er auch die ersten Karten des zukünftigen Jugoslawiens vor.[98] Es umwarben ihn die französischen und britischen Balkanspezialisten; er lieferte uner-

[96] EUGÈNE DE ROMER, Atlas de la Pologne, Vorwort zur zweiten Auflage.

[97] ASANU, 13484–953–48, Brief von Penck an Cvijić vom 6.07.1920.

[98] LJUBINKA TRGOVČEVIĆ, Nauka o granicama: Jovan Cvijić na konferenciji mira u Parizu 1919–1920, in: Zbornik Janka Pleterskega, hg. v. OTO LUTHER / JURIJ PEROVŠEK, Ljubljana 2003, S. 314.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/



Sous le patronage de l'UNIVERSITÉ DE PARIS

*Institut d'Études slaves*

**Conférences publiques**
**de l'année 1916**

*Les conférences auront lieu à la Faculté des Lettres, amphithéâtre Richelieu (entrée rue de la Sorbonne ou rue des Écoles), le soir, à 8 heures 3/4. Elles seront toujours terminées à 10 heures.*

— 2 —

19 FÉVRIER. M. **Victor BÉRARD,** directeur d'études à l'École pratique des Hautes-Études.
***La France et les Slaves.***

22 FÉVRIER. M. **MASARYK,** professeur à l'Université tchèque de Prague.
***Les Slaves dans le monde.***

26 FÉVRIER. M. **MEILLET,** professeur au Collège de France.
***Le caractère des langues slaves.***

29 FÉVRIER. M. **BOYER,** administrateur de l'École nationale des Langues orientales.
***La Russie : Histoire.***

4 MARS. M. **HAUMANT,** professeur-adjoint à la Faculté des Lettres.
***La langue russe.***

— 3 —

7 MARS. M. **LIRONDELLE,** chargé de cours à l'Université de Lille.
***La littérature de la Russie.***

11 MARS. M. **RÉAU,** ancien directeur de l'Institut français de Pétrograd.
***L'art russe.***

14 MARS. M. **DMOWSKI,** ancien député à la Douma d'Empire.
***La Pologne.***

18 MARS. M. **LABRY,** agrégé des lettres.
***La Bulgarie.***

21 MARS. M. **CVIJIC,** professeur à l'Université de Belgrade.
***La Serbie.***

— 4 —

25 MARS. M. **BENES,** privat-docent à l'Université tchèque de Prague.
***Les Tchéco-Slovaques.***

28 MARS. M. **EISENMANN,** chargé de cours à la Faculté des Lettres.
***La solidarité slave.***

1er AVRIL. M. **DENIS,** professeur à la Faculté des Lettres.
***L'avenir slave.***

3885. — Imp. des Beaux-Arts, 79, rue Dareau, Paris.

Abb. 6: Vortragsprogramm über die Slawische Welt am *Institute d'Études slaves*.

müdlich Studien, die in Zeitschriften gedruckt wurden, die sich der Region widmeten.[99] Auch hielt er sich länger an der Sorbonne auf, dorthin

[99] ANTONIA BERNARD, Le Monde Slave, première revue française consacrée aux pays slaves, in: Revue des Études slaves LXXIV (2002–2003), 2–3, S. 397–409.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

war er von Vidal de la Blanche höchstpersönlich eingeladen worden. Im Studienjahr 1917/18 hielt er dort eine Vorlesung zu seinem Lieblingsthema. Ergebnis dieser Vorlesungen war eine der einflussreichsten geografischen Arbeiten der Kriegszeit „La Péninsule Balkanique. Géographie humaine", die schließlich im Jahr 1918 veröffentlicht wurde.

Das Buch rekapitulierte und entwickelte die Thesen weiter, die bereits in den Diskussionen mit Iširkov angeklungen waren. Das geschah aber mit noch größerer Wucht: Cvijić bombardierte den Leser mit Fakten und Hypothesen aus unterschiedlichen Bereichen der Geografie und verwandter Disziplinen, die alle die serbische Dominanz auf dem westlichen Balkan bestätigten und gleichzeitig den Einfluss der Bulgaren minimalisierten. Letzteres erreichte der Autor mit Hilfe ethnopsychologischer und rassischer Argumente. Die Bulgaren repräsentierten nach Meinung von Cvijić eine Kultur, die sich von den anderen Völkern des Balkans vor allem durch die asiatischen Überbleibsel unterscheide. Als slavisch-asiatische Mischung gehörten sie anthropologisch und kulturell zu den Turkvölkern. Rassische Merkmale behandelte Cvijić ziemlich uneindeutig. Einerseits distanzierte er sich vom politischen Rassismus (repräsentiert durch Gobineu und Vacher de Lapouge) und deutete an, dass er diese Art der Argumentation bei der humangeografischen Forschung für wenig hilfreich halte.

Andererseits berief er sich dort, wo es zu seinem Gedankengang passte (wie zum Beispiel im Fall der Bulgaren) auf die Klassifizierungen rassischer Anthropologen wie William Z. Ripley. Der Unterschied in der Argumentation ersterer und letzterer erscheint rein formal; der serbische Geograf berief sich auf Rassisten mit wissenschaftlichen Titeln und distanzierte sich symbolisch von denen, die im akademischen Umfeld Fremdkörper waren.[100] Cvijić ließ sich nicht all zu sehr über den Charakter des bulgarischen Turkvolks aus und begnügte sich damit, den Autoritarismus und die angeblich für alle Turkvölker typische Passivität zu betonen.[101] Bei seinen weiteren Überlegungen stellte das tatsächlich den wichtigsten Punkt da, die übrigen Balkanvölker seien nämlich – dieser Prämisse folgend – automatisch demokratisch und unternehmerisch.[102]

Andere geografische Argumente von Cvijić werden eines der Themen des nächsten Kapitels sein. Hinsichtlich der Auswirkung seines wichtigsten Werkes sind es vor allem methodische Fragen, denen er seine fast

[100] JOVAN CVIJIĆ, La Péninsule Balkanique. Géographie humaine, Paris 1918, S. 268 f.
[101] Ebd., S. 472 f. und 479 ff.
[102] Ebd., S. 520.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

allgemeine Anerkennung verdankte. Der Geograf verband nämlich sehr geschickt zwei völlig verschiedene Denkstile miteinander. Einerseits nahm er den Balkan als Ganzes an, das historischen, zivilisatorischen und migratorischen Einflüssen unterliege. Diese formten Kreise der Zivilisation: byzantinisch, orientalisch, mittel- und osteuropäisch sowie patriarchalisch. Für die territoriale Gestalt der Halbinsel sei die Kluft von größter Bedeutung, die die „orientalischen" Bulgaren von den „patriarchalen" Serben, Montenegrinern und Albanern trenne.[103]

Aus Sicht eines französischsprachigen Lesers hatte so eine Interpretation der Balkanwirklichkeit große Vorteile. Sie bestätigte die Wissenskrümel und allgemein angenommenen Stereotype über den Balkan als eine Region gründlich vermischter Kulturen und Nationalitäten und lieferte dabei Wissen über historische und demografische Gründe für die damalige Wirklichkeit. Gleichzeitig zeigte sie ein Licht am Ende des Tunnels auf, weil sie suggerierte, dass sich auf Grundlage der humangeografischen und ethnopsychologischen Daten eine gewisse Ordnung in das Chaos bringen ließe, die sich auf eine zivilisatorische Gemeinschaft stützte. Andererseits erwies sich das Instrumentarium der deutschen Humangeografie an Stellen, wo die Überlegungen des serbischen Geografen auf ein etwas niedrigeres Niveau abfielen, in seiner Hand als geschicktes Werkzeug. In Bezug auf das serbisch-albanische Grenzgebiet gebrauchte er dieselben Begriffe, derer sich kurz zuvor Hanslik bedient hatte. Die Rede ist von Durchdringung und Drang nach vorne von ethnischen albanischen Elementen, von Bastionen und ethnischen Kämpfen, Brückenköpfen und Fronten, dort jedoch, wo Hanslik Inseln umgeben vom slawischen Meer sah, nahm Cvijić serbische Oasen inmitten der albanischen Wüste wahr.[104] Als starkes Argument für Cvijić' Arbeit erwies sich schließlich seine Forschungsmethode, inspiriert von Penck und mit ungewöhnlicher Konsequenz angewandt. Als er an der Sorbonne unterrichtete, hatte Cvijić schon mehr als zwanzig Jahre intensiver, bisweilen mehrmonatiger Reisen über den Balkan hinter sich. Er selbst unterstrich diese Tatsache,[105] auch andere nahmen sie zur Kenntnis.

---

[103] DIANA MISHKOVA, Regimes of 'Balkan Historicity'. The Critical Turn and Regional Time in Studies of the Balkans before the First World War, in: 'Regimes of Historicity' in Southeastern and Northern Europe, 1890–1945. Discourses of Identity and Temporality, hg. v. DIANA MISHKOVA u. a., Houndmills 2014, S. 21–42, hier S. 27–29.

[104] CLEWING / PEZO, Jovan Cvijić als Historiker, S. 287 f.

[105] JOVAN CVIJIĆ, Balkansko poluostrovo i južnoslovenske zemlje. Osnove antropogeografije, Beograd 1966, S. 347.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der tschechische Geograf Jiří V. Daneš, auf vielen Reisen Begleiter des Serben, sah genau darin seine Einzigartigkeit:

> „Das Studium psychischer Eigenschaften gemäß den Prinzipien von Cvijić, basierend auf der Grundlage langjähriger Forschungserfahrungen, perfektionierte und vertiefte die damaligen Forschungsmethoden auf dem sich erst seit kurzem entwickelnden wissenschaftlichen Feld der anthropologischen und ethnografischen Forschung. Weder die Abstraktionen Wundts noch die Methoden der französischen Soziologen waren in der Lage, zum wirklichen Kern der Dinge vorzudringen. Sie waren etwas zu trocken und vom Gegenstand ihrer Forschung entfernt. Cvijić verstand, dass es nicht möglich sein würde, solide Grundlagen präziser wissenschaftlicher Arbeit in dem Bereich zu gewinnen, ohne verschiedene geografische und soziale Phänomene tief und intim bis in ihre Seele zu druchdringen, diese Teilchen des Volkes, von dem – als Ganzes – es ihm gelingen wird, psychologische Daten zu gewinnen, gestützt auf solide Grundlagen. Seine Methode ist definitiv am allgemeinsten und zielt am tiefsten zum Kern der Sache im Vergleich mit allen bisher auf dem Feld angewendeten.“[106]

Die Reaktionen, die auf die Veröffentlichungen von Rudnyc'kyj, Romer und Cvijić während des Krieges folgten, waren selbstverständlich Widerhall der politischen Situation. Die Kritik war sehr oft vom Blick auf die Zukunft der europäischen Grenzen motiviert. Umso verblüffender erscheint es, dass sie vom fachlichen Standpunkt aus teilweise Lob erfuhren. Diese heterogene Rezeption ihrer Arbeiten (wie die Geografiehistoriker bereits bemerkten)[107] macht die Einzigartigkeit des Umfelds bewusst, zu dem alle drei gehörten.

Im Vergleich zu zahlreichen Amateuren, die mehr oder weniger fantasievolle Konturen ihres Vaterlandes nach dem gewonnenen Krieg zeichneten, hatten die Profis mehr zu bieten: schlüssige Konzeptionen, die sich auf die moderne Wissenschaft stützten. Ihre allgemeine fachliche Ausbildung erwies sich als nicht unwichtig. Dank dieser waren sie in der Lage, Arbeiten mit Querschnittscharakter anzufertigen und ein Thema aus vielen verschiedenen Perspektiven zu behandeln. Ähnlich leichtfüßig wie auf dem Gebiet ethnografischer Karten bewegten sie sich auch auf dem Gebiet der Geologie, Geobotanik (Pflanzengeografie) oder Geomorpholo-

[106] JIŘÍ V. DANEŠ, Jovan Cvijić. K jeho šedesátým narozeninám, Praha 1925, S. 22.

[107] ANNA OSOWSKA / DARIUSZ PRZYBYTEK, Thematic Maps in Eugeniusz Romer's Geographical and Statistical Atlas of Poland from 1916 – The Historical and Methodological Perspective (on the 100-year Anniversary of the Publication), in: Polish Cartographical Review 48 (2016), 2, S. 77–86.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gie. Diese Vielseitigkeit erwies sich in dem Moment als nützlich, als der Krieg zu Ende ging und die Friedensverhandlungen begannen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

# III. Karten auf den Tisch

Die deutsche Annexionsdebatte der ersten Kriegsjahre unterschied sich aufgrund des enormen Ausmaßes der geplanten Veränderungen von anderen Projekten, die den Umbau des Kontinents zum Ziel hatten, sie unterlag jedoch gewissen allgemeinen Regelmäßigkeiten. Die Diskussionen über das Thema waren in allen europäischen Ländern ähnlich: chaotisch und unorganisiert, die Initiative dazu ging außerdem nicht von den Regierungen aus, sondern von Geografen und Amateuren, die Linien auf Karten zogen. Dieser Umstand gab ihnen fast von Beginn an einen nicht nur politischen, sondern auch methodologischen Charakter; die Wissenschaftler bildeten zwar territoriale Wünsche ab, gleichzeitig widmeten sie aber akademischen Fragen vergleichsweise viel Aufmerksamkeit. Dabei stand vor allem eine Frage im Mittelpunkt: Was tun, damit die zukünftigen Grenzen Europas gerechter, sicherer und „natürlicher" würden?

Einem aufmerksamen Leser geografischer Aufsätze konnte die Idee natürlicher Grenzen veraltet erscheinen. Arnold Toynbee schrieb darüber offen: „als die künstlichsten [Grenzen], die man zeichnen kann, sind sie faktisch die euphemistische Bezeichnung für eine brutale Aufteilung".[1] Der Krieg – so E. Schmidt im „Geographischen Anzeiger" – drehe sich um politischen Raum, und kein Staat begrenze seinen territorialen Appetit aufgrund der Natürlichkeit oder Unnatürlichkeit der Grenzlinien.[2] Der österreichische Geograf Alexander Supan fügte hinzu (wobei er sich zwischen den Zeilen auf die italienischen Expansionspläne bezog):

> „Von Zeit zu Zeit erhoben sich bald da, bald dort Rufe nach ‚natürlichen Grenzen'. Wir wollen sie theoretische Naturgrenzen nennen; denn sie wurzeln nicht in der Natur selbst, sondern in gewissen Ideenverbindungen. Sie entspringen den unreifen Köpfen weltentrückter Ideologen und phantastischer Schwärmer, oder dem reifen Kopfe eines gewissenlosen Politikers, der

[1] Arnold Toynbee, The New Europe: Some Essays in Reconstruction, London / Toronto 1915, S. 39.

[2] E. Schmidt, Krieg und Geographie, in: Geographischer Anzeiger 16 (1915), S. 2 f., Zit. nach: ¿Geographie?, Bd. 1: Antworten vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg, Bearb. Hans-Dietrich Schultz, Berlin 2003, S. 204.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> nach einem kräftigen populären Schlagworte fahndet. Solche Geburten kalter politischer Leidenschaft können eine unheilvolle Kraft entfalten, wenn es ihnen gelingt, der nackten Eroberungssucht, dem ‚sacro egoismo' [...] ein zwar fadenscheiniges, aber doch imponierendes wissenschaftliches Mäntelchen umzuhängen. Auf die Grenze selbst kommt es dabei eigentlich nicht an, sondern auf das, was sie umschließt, und worauf man im Namen der Natur oder des Volkstums oder der Geschichte Anspruch erhebt."[3]

Trotz skeptischer Stimmen bildeten sich vor allem während des Krieges Vorstellungen darüber aus, was eine gute und beständige Grenze sei. Auch wenn nicht alle an den wissenschaftlichen Diskussionen Beteiligten geneigt waren, dies zuzugeben, war der Vordenker dieser Reflexionen doch Friedrich Ratzel. Dies zeigte sich sehr deutlich während der Debatte, die im Dezember 1914 in der Londoner *Royal Geographical Society* stattfand. Der Londoner Professor Lionel W. Lyde hielt einen Vortrag, in dem er Typen europäischer Grenzen klassifizierte. Ausgangspunkt war für ihn die ethnische Aufteilung, die im Idealfall eine einfache Grenzziehung zwischen zwei nationalen Territorien ermögliche. Die Wirklichkeit beschenke uns jedoch selten mit so einer klaren Aufteilung, der fundamentale ethnische Faktor erfordere daher Ergänzung durch andere Maßstäbe. Hier bezog sich Lyde, in Anlehnung an Ratzel, kritisch auf die traditionellen Grenzlinien, die zum Beispiel entlang von Flüssen gezogen worden waren. Ihre strategische Bedeutung nahm mit der Entwicklung von Technik und Transport ab; deshalb sollten die verantwortlichen Staatsmänner seiner Meinung nach eher über Grenzstreifen denn über Grenzlinien nachdenken.

Wiederum: Im Idealfall sollten die Staaten durch Wüsten oder Moore voneinander getrennt werden, eventuell auch durch hohe Berge oder undurchdringliche Meere. Solche Grenzen fänden sich jedoch nicht allzu häufig, besonders schwierig sei es im dicht bevölkerten Europa. Angesichts dieser Schwierigkeiten formulierte Lyde drei Prinzipien, an denen sich die Schöpfer des zukünftigen Europas orientieren sollten. Erstens, die Grenzen sollten – im Rahmen der Möglichkeiten – der Ausdehnung der Völker entsprechen, die nicht einfacher Assimilation unterliegen (für solche hielt er zum Beispiel die Albaner, womit Jovan Cvijić sicher nicht einverstanden gewesen wäre). Zweitens, wenn ein Staat bereits mehrere Nationalitäten umfasse, müsse er die Fähigkeit besitzen, diese zu assimilieren (diese Bedingung wiederum sprach seiner Meinung nach nicht zu

[3] ALEXANDER SUPAN, Leitlinien der allgemeinen politischen Geographie, Leipzig 1918, zit. nach: Ebd., S. 213.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gunsten der deutschen Eroberungen. Drittens, Grenzen sollten nicht trennen, das könnten sie sowieso nicht effektiv tun. Sie sollten im Austausch an Stellen gezogen werden, die Menschen auf natürliche Weise verbänden. Zu selbigen zählte Lyde Flüsse wie den Rhein oder niedrige Berge. Abweichungen von den genannten Prinzipien ließ er dort zu, wo strategische Gründe dafür sprachen.[4]

Die Sitzungsteilnehmer der Geografischen Gesellschaft nahmen Lydes Überlegungen recht skeptisch auf. Spencer Wilkinson, ein Militärhistoriker, machte viele detaillierte Anmerkungen und versah sie mit einer ironischen Bemerkung: „Es reicht, ein paar Geografieprofessoren zu versammeln und sie über ethnische Fragen diskutieren zu lassen, und unversehens finden wir uns alsdann an einem völlig anderen Ort wieder, als uns lieb ist."[5] Viele Einwände gegen die Idee natürlicher Grenzen brachte auch Halford Mackinder vor, einer der Pioniere der Geopolitik. Außer Bemerkungen zur geografischen Natur bezog er sich auch auf den gesunden Menschenverstand:

> „Prof. Lyde beliebte es nicht zu berücksichtigen, wie Grenzen in der Praxis gezogen werden. Sie entstehen nämlich in einem Verhandlungsprozess. Es gibt gegenwärtig Personen – womit ich auf keinen Fall gesagt haben will, dass Prof. Lyde eine von ihnen sei – die meinen, dass wir Europa nach Kriegsende gemäß den Idealen der Wissenschaft neu aufräumen sollten. Ich teile diese Gewissheit nicht. Ich denke, dass auch sie feststellen werden, dass die alte Idee vom Konzert der Großmächte bei jedem der zukünftigen europäischen Friedenskongresse bestehen bleiben wird, das heißt, dass wir die Grenzen weiterhin in einem uralten Verhandlungsprozess festlegen werden."[6]

Der weitere Verlauf der Kriegsgeschehnisse warf die Frage auf, ob der Beitrag der Geografen beim Prozess der neuen Grenzziehungen in Europa wirklich so bescheiden war; ob die Staatsmänner bei den wichtigsten Entscheidungen die Karten und Aufsätze, die sie von den Wissenschaftlern erhalten hatten, wirklich einzig zur Illustration ihrer vorher getroffenen Entscheidungen gebrauchten oder um während der sich hinziehenden Gespräche die Ellenbogen auf etwas stützen zu können. Die Teilnehmer der Friedenskonferenz in Paris lieferten zu dem Thema zahlreiche völlig widersprüchliche Informationen. Sehen wir uns an, was wir aus den damaligen Berichten erfahren können.

---

[4] L.W. LYDE, Types of Political Frontiers in Europe, in: The Geographical Journal 45 (1915), 2, S. 126–139.

[5] Ebd., Mitschrift der Diskussion, S. 139–145, hier S. 141.

[6] Ebd., S. 142.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

## Vorbereitungen

Die zukünftigen Grenzen Europas blieben während der ersten drei Jahre des Ersten Weltkriegs ein populäres Thema akademischer Streitigkeiten. Größere Gruppen von Experten waren im Rahmen von geografischen Gesellschaften oder als *ad hoc* einberufene Gruppen tätig, die den aktuellen Bedürfnissen der Armee entsprechend arbeiteten. Im Jahr 1917 interessierten sich dann auch die Regierungen der kämpfenden Großmächte ernsthaft für das Thema zukünftiger Grenzen. Zuerst wurde in Frankreich ein Team von Experten zusammengestellt, bekannt als *Comité d'études*. Es wurde von Ernest Lavisse geleitet, und unter den über dreißig Mitgliedern fanden sich auch Geografen, die Experten für die Probleme in Ostmitteleuropa und auf dem Balkan waren: Emmanuel de Martonne und Jean Brunhes. Stellvertretender Vorsitzender des Komitees wurde Vidal de la Blache.[7]

Mit der Zeit wuchs die Bedeutung der Geografieexpertise in der Kommission, die später nachgewählten Mitglieder repräsentierten am häufigsten genau diese wissenschaftliche Disziplin.[8] Noch eindrucksvoller präsentierte sich das amerikanische Pendant, das im September 1917 unter der Schirmherrschaft der *American Geographical Society* als sog. *Inquiry* geschaffen wurde. Mit der Organisation dieser neuen Institution befasste sich auf Bitte von Präsident Thomas Woodrow Wilson sein Berater Oberst Edward M. House. Die Gruppe umfasste über fünfzig Experten, darunter mehr als ein Dutzend Geografen.[9] Man passte ein entsprechendes Gebäude für ihre Bedürfnisse an und setzte alle möglichen Hebel in Bewegung, um ihnen das Maximum an Informationen zur Verfügung zu stellen. Die Aufgabe, die vor ihnen lag, war keine einfache:

> „Die Gruppe der mit der American Geographical Society verbundenen Kartografen rief mit entscheidender Hilfe der Regierung ein Programm zur Zeichnung von Karten ins Leben, das im Land beispiellos war: Jede Arbeit wurde so präzise wie möglich und nach den neuesten und besten Quellen angefertigt. Bearbeitet wurden nicht nur Karten, die alle Arten von territorialen Grenzen zeigten, sondern auch ethnische Unterschiede, Charakter und örtliche Dichte

[7] Gilles Palsky, Emmanuel de Martonne and the Ethnographical Cartography of Central Europe (1917–1920), in: Imago Mundi 54 (2002), S. 111–119.

[8] Emmanuelle Boulineau, Un géographe traceur de frontières: Emmanuel de Martonne et la Roumanie, in: L'Espace géographique 2001, 4, S. 358–369, hier S. 359.

[9] The American Geographical Society's Contribution to the Peace Conference, in: The Geographical Review VII (1919), 1, S. 1–10.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> der Bevölkerung, religiöse Unterteilungen, wirtschaftliche Tätigkeit, die Verteilung natürlicher Rohstoffe, Handelswege, Punkte, die aus historischen und strategischen Gründen von potentieller Bedeutung waren, usw.“[10]

Ähnliche Strukturen entstanden, wenn auch nicht ganz so ausgebaut und zentralisiert wie in Frankreich und den USA, auch in zwei anderen Ländern: Großbritannien und Italien. Die Großmächte waren jedoch bei den vorsorglichen Vorbereitungen für einen zukünftigen Frieden auf dem Kontinent nicht allein. Als Wilson die *Inquiry* ins Leben rief, traf der über viel bescheidenere Mittel verfügende Provisorische Staatsrat des Königreichs Polen (*Tymczasowa Rada Stanu Królestwa Polskiego*), der von Deutschland abhängig war, jedoch über eigene Regierungsagenden verfügte, die Entscheidung, ein „Büro für vorbereitende Arbeiten“ (*Biuro Prac Przygotowawczych*) zu eröffnen.[11] Die Struktur erinnerte an die Aufgabenteilung beim *Comité d'études* und der *Inquiry*: Die geladenen Spezialisten sollten sich mit rechtlichen, territorialen und wirtschaftlichen Fragen sowie Infrastruktur und Kriegsentschädigungen beschäftigen. Der stürmische Verlauf des letzten Kriegsjahres der deutschen Besatzung erschwerte eine längerfristige Tätigkeit dieser Einrichtung zwar, aber im November 1918 begann sie ihr zweites Leben, jetzt als „Büro für Kongressarbeiten“ (*Biuro Prac Kongresowych*) mit ähnlichem Profil, unterteilt in die Bereiche Recht, Geschichte, Statistik und Wirtschaft. Die neue Institution war zahlenmäßig stärker besetzt, was sich in der Zahl der spezialisierten Abhandlungen niederschlug, die für den Anlass der Friedensverhandlungen vorbereitet wurden.

Das polnische „Büro für vorbereitende Arbeiten“ übertraf die regionale Konkurrenz bei weitem. Zur Mobilisierung der nationalen Experten in anderen Ländern Ostmittel- und Südosteuropas kam es meist erst dann, als die Kämpfe an der Ostfront beendet und Termin und Ort der Friedenskonferenz verkündet worden waren. Es wird noch darum gehen, wie die der Eile geschuldeten Notlösungen sich auf die Qualität der Arbeit niederschlugen, zum Beispiel bei den tschechoslowakischen Experten.

Natürlich wurde die Idee, dass die Politik sich zu Kriegszeiten auf das Wissen von Experten stützt, nicht erst angesichts des Friedenskongresses geboren. Zu dem Zeitpunkt als das polnische Büro seine praktische Tätigkeit aufnahm, existierten bereits erste Einrichtungen, die teilweise ähnliche Aufgaben verfolgten. Die Organisationen wirkten vor allem im Aus-

---

[10] Ebd., S. 4.

[11] Bronisław Pasierb, Polskie prace przygotowawcze do Traktatu Pokojowego z Niemcami 1916–1948. Instytucje – ludzie – problemy, Wrocław 1996, S. 21–130.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

land und ihr Zugang zu den besten Experten war oft erschwert, sie begrenzten sich also auf Propaganda-Tätigkeiten, die nicht von besonderem Wissen über Land und Leute gestützt wurden. Außerdem gab es unter ihnen auch solche, die offensichtlich im Ersten Weltkrieg auf das falsche Pferd gesetzt hatten. Besonders deutlich zeigte sich das im Fall der Ukraine. Die nationalen Aktivisten in Wien oder Berlin konnten zwar ohne Beschränkung auf Experten zurückgreifen, auch auf in der Emigration lebende wie zum Beispiel Stepan Rudnyc'kyj. Das Problem war nur, dass ihre Propagandaanstrengungen, deren Ziel bisher fast ausschließlich die Mittelmächte gewesen waren, sich in Reaktion auf den unerwarteten Verlauf des Kriegsgeschehens mit einem Richtungswechsel schwertaten. Die wiederholten Deklarationen unerschütterlichen Vertrauens in Deutschland und Österreich-Ungarn zerstörten das Bild der Ukrainer in den Augen der siegreichen Mächte und erleichterten es den Gegnern, ihnen Deutschlandfreundlichkeit zu unterstellen.

Die Wendung in der Weltpolitik traf die Ukraine zudem mitten in einem Zustand des Chaos, was eine effektive Außenpolitik erschwerte. Und die *Entente*-Mächte hatten leider ein gutes Gedächtnis. Im Januar 1919 machten sich circa sechzig Mitglieder der ukrainischen Delegation aus Kiew auf den Weg zu den Pariser Verhandlungen. Dort kam jedoch nur ein gutes Dutzend an. Den übrigen hatten die Franzosen das Visum verweigert, was sie mit deren Engagement bei den Friedensverhandlungen mit den Deutschen in Brest-Litowsk begründet hatten.[12] Aus offensichtlichen Gründen betrafen die Verbündeten der Mittelmächte, zum Beispiel Bulgarien, ähnliche Auflagen.

In einer ähnlichen Situation befanden sich auch die ausländischen Vertretungen des polnischen Nationalen Oberkomitees (*Naczelny Komitet Narodowy*, NKN). Auch wenn manche einflussreiche Experten aus den *Entente*-Ländern, wie zum Beispiel Lewis Namier, der führende britische Spezialist für Ostmitteleuropa, die polnische Linke unterstützten, war ihre proösterreichische Haltung dennoch ein Schandfleck, der sich nur schwerlich tilgen ließ.[13] Manchmal durchkreuzten die Interessierten aber auch durch diplomatisches Ungeschick und fehlende Orientierung selbst ihre Pläne. So bemühte sich Stanisław Smolka, der vom NKN nach Rom geschickt worden war, im Jahr 1915 am Vorabend der Kriegserklärung

[12] PRZEMYSŁAW ŻURAWSKI VEL GRAJEWSKI, Sprawa ukraińska na konferencji pokojowej w Paryżu w roku 1919, Warszawa 1995, S. 19.

[13] AMY NG, A Portrait of Sir Lewis Namier as a Young Socialist, in: Journal of Contemporary History 40 (2005), 4, S. 621–636.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Italiens an Österreich-Ungarn, sich selbst die diplomatische Arbeit zu erschweren:

> „Smolka arbeitete zu der Zeit an einem Artikel für die größte italienische Zeitschrift ‚L'illustrazione italiana' über die Polnischen Legionen. Der Druck des Artikels war jedoch noch nicht endgültig beschlossen. Bei der Propagierung der Legions-Idee verwendete Smolka, wie er selbst betonte, eine ‚Anschauungsmethode': Das Zimmer, in dem er Gäste empfing, war mit von ihm angefertigten Karten und zahlreichen Fotografien der Legionen sowie Porträts von Kaiser Franz Josef im Kreise ihm nahestehender Personen behängt."[14]

Ein etwas erfahrener Diplomat hätte sicherlich auf andere Weise versucht, die Sympathien der Italiener zu gewinnen. Nicht verwunderlich also, dass Smolka sofort verhaftet wurde, nachdem die Italiener – zu seiner Überraschung – hinterhältig den Kaiser attackiert hatten.

Bedeutend besser sah es mit der jugoslawischen Sache aus. Nach Unterzeichnung der Verständigung zwischen dem Jugoslawischen Komitee, das die Südslawen aus der Habsburger Monarchie vertrat, und der serbischen Regierung wurde Jovan Cvijić als Spieler beider Lager, Staatsmann und Geograf in einer Person zur Schlüsselfigur. Dank seiner während der Reisen zu Kriegszeiten gewonnenen Kontakte war seine Position insbesondere unter den französischen und amerikanischen Experten sehr stark.[15] Derselbe politische Faktor verbesserte auch die Position der Tschechoslowaken, obwohl es ihnen spürbar an einer vergleichbaren Persönlichkeit fehlte, die die zwei Welten verbunden hätte: politischen Aktivismus und Expertise in Grenzziehungsfragen. Die Expertenrolle übernahmen teilweise andere für die Tschechoslowaken.

Ein wichtiges Mittel ihrer Propaganda wurde die 1916 gegründete einflussreiche Zeitschrift „The New Europe", redigiert von dem schottischen Historiker Robert Seton-Watson und mitfinanziert von Tomáš G. Masaryk. Leitmotiv der Zeitschrift war der Kampf um die Befreiung der von den Habsburgern unterdrückten Völker. Selbstverständlich war das nicht das einzige Werkzeug beim Ringen um die Aufmerksamkeit und Sympathie des Westens. Vielleicht hatten die einfacheren Propagandaaktionen, die vom tschechoslowakischen Zentrum am *Piccadilly Circus* und dann vom tschechischen Pressebüro, ebenfalls in London, ausgingen, bei

[14] JANUSZ SIBORA, Dyplomacja polska w I wojnie światowej, Warszawa 2013, S. 265.

[15] NICOLAS GINSBURGER, Réseaux académiques et circulations savantes entre guerres et paix (1912–1919). Les expertises de Jovan Cvijić et de ses collègues géographes à travers les cas de Trieste et Fiume, in: Cybergeo. European Journal of Geography 2016, https://cybergeo.revues.org/27690 (Zugriff: 16.11.2018).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Gewinnung der britischen Öffentlichkeit die größere Wirkung – aber natürlich waren das keine Institutionen mit Expertise.[16]

Zu derselben Kategorie gehörten auch die Tätigkeiten des von Roman Dmowski geleiteten Polnischen Nationalkomitees (*Komitet Narodowy Polski*, KNP). Ähnlich wie die Auslandsaktionen der Tschechoslowaken und Jugoslawen hatte seine Tätigkeit während des Kriegs zwar in entfernter Zukunft die Erlangung der Unabhängigkeit zum Ziel gehabt (zumindest seit Ende des Zarenreiches), aus Not hatte es sich vorübergehend jedoch auf kurzfristige Ziele konzentriert: den Status der Vertretung des vereinigten Landes, die Zustimmung zur Bildung eigener Streitkräfte, Propaganda in der Presse und Sonderpublikationen oder auch der Kampf um das Recht, Kurierpost und Telegrafenverbindungen zu nutzen.[17] Der immer sehr selbstsichere Dmowski bemühte sich, die Schwäche seines Umfeldes in Stärke zu verwandeln und folglich die Rolle von Experten abzuwerten. In seiner Vorstellung sollten Politiker Politik betreiben. Dem gab er im Londoner Memorandum vom Juli 1917 Ausdruck:

> „Es ist absolut verständlich, dass der gegenwärtige Krieg – der größte in der Weltgeschichte – eine reichhaltige Literatur hervorgerufen hat, die sich dem Umbau Europas und der Festlegung von Grenzen widmet, die nie existiert haben, dabei werden ganze Staaten zerschlagen und neue gebaut. Ebenso verständlich ist es, dass die erfahrenen Staatsmänner diese Versuche der Umgestaltung der europäischen Landkarte argwöhnisch betrachten und diese Arbeit für verantwortungslos halten – am Schreibtisch von Menschen ausgeführt, die sich in ihrem Leben ausschließlich mit dem Schreiben beschäftigt haben und die von den Existenzbedingungen der Staaten keine Ahnung haben. Die Erfahrung lehrt die Staatsmänner Konservatismus, sie trauen dem nicht, was sie nicht kennen [...]."[18]

Solch ein Verständnis war unter den Staatsmännern in der zweiten Hälfte des Jahres 1917 nicht mehr die Norm. Die Aktionen, die das KNP unternahm, widersprachen übrigens oft den Worten Dmowskis. Was außer dem Versuch, sich eine wissenschaftliche Basis zu bauen, war die Organisation der Abteilung „Studien, Verlage und Propaganda" des KNP im Oktober 1918?[19] Wie die Tätigkeiten dieser Initiative und anderer natio-

---

[16] HARRY HANAK, Great Britain and Austria-Hungary during the First World War. A Study in the Formation of Public Opinion, London 1962, S. 120.

[17] SIBORA, Dyplomacja polska, S. 402.

[18] ROMAN DMOWSKI, Polityka polska i odbudowanie państwa, Bd. II, bearb. v. TOMASZ WITUCH, Warszawa 1988, S. 225.

[19] PASIERB, Polskie prace przygotowawcze, S. 96–98.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

naler Repräsentationen zeigen, spürte man allgemein das Fehlen ausreichender inhaltlicher Unterstützung. Das Problem war es, Menschen und Mittel zu versammeln, die für dieses Ziel nötig waren. Die Tätigkeiten der Franzosen, Briten und Amerikaner zeigten, dass die Wirklichkeit eine völlig andere war, als Dmowski schrieb. Ohne enge Zusammenarbeit mit den akademischen Eliten vor Ort – also nicht in der Emigration, sondern im Land – ließ sich ernsthafte Diplomatie nicht mehr betreiben.

## Rom

Doch schien das erste diplomatische Säbelkreuzen der Delegationen der nationalen Komitees Dmowskis Standpunkt zu bestätigen. Im Frühjahr 1918 begannen die internationalen Verhandlungen, bei denen ein kleiner Kreis von „Staatsmännern" sich der spärlichen Anschauungsmaterialien und des eigenen Wissens bediente und es schaffte, sich trotz großer Unterschiede zu verständigen. Der „Kongress der unterdrückten Völker Österreich-Ungarns" im April 1918, dem lange Verhandlungen zwischen dem polnischen, dem tschechoslowakischen und dem jugoslawischen Komitee vorausgegangen waren, wurde zwar nicht zu einer Manifestation bedingungsloser Einheit (die Vertreter des KNP verkündeten eine eigene, separate Erklärung), allgemein erfüllte er aber die in ihn gesetzten Hoffnungen.

Der damalige Widerwillen der Italiener, Gespräche mit Jugoslawen zu führen, wurde überwunden, und inoffiziell kam es sogar zu ersten Gesprächen mit Ante Trumbić, dem Vorsitzenden des Jugoslawischen Komitees, hinsichtlich der kontroversen Angelegenheit der zukünftigen Grenzen. Die Situation der Kriegsgefangenen slawischer Nationalität, die sich in Italien aufhielten, verbesserte sich, man begann, sie auch als Freiwillige für Einheiten zu rekrutieren, die auf Seiten der *Entente* kämpfen sollten. Als wichtigstes Bedürfnis nannten alle Anwesenden eine intensive antihabsburgische Propaganda. Nicht verwunderlich, dass persönliche Aufzeichnungen der Teilnehmer des Kongresses die Atmosphäre als deutlich anders beschreiben, als wenige Monate später in Paris:

„Eine unerwartete Reise" – notierte Zygmunt Lubicz-Zaleski, von Beruf Dozent für Polnisch an der Pariser *École des Langues Orientales* und bereits einige Monate später Mitglied der polnischen Delegation bei der Friedenskonferenz in Paris –

> „Ankunft in Gesellschaft unterschiedlichster Figuren, ehemaliger Minister, Abgeordneter, Minister in spe, Senatoren, usw., hervorragendes Hotel; rasier-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> tes Gesicht des Prälaten Skirmunt. Unruhige, schöne und etwas misstrauische Augen von Maciej Loret – brave und gleichzeitig listige Gesichtszüge von Zamorski. Beratungen im Kapitol. Unangenehmer Zwischenfall bei der Abstimmung zum italienisch-jugoslawischen Vergleich. Die Beratungen der Kommission waren unterbrochen von äußert netten Sitzungen im Colonna oder einer anderen Gaststätte – Spaziergänge durch das alte Rom – als Gruppe und alleine. Gespräche mit dem hundertjährigen Marquis, hager wie ein Flaschenstäubling und anscheinend rüstig – mit Rufin [sic], dem ehemaligem Minister, der sehr bemüht den Liebenswürdigen gibt (ein im Grunde ziemlich leerer Professorenschädel, wie mir scheint). Er spricht mit Respekt von den polnischen Arianern. Sehr netter Kopf Colonnas, Verwalter Roms, affenähnlich scharfes Gesicht von Salvenini. Der nette Sozialist Agnelli, der ernste Senator Alberti ... byzantische Dandys ... Mr. Steed und der bösartig vornehme S. W. Watson [Robert W. Seton-Watson], das grimmige und ebenmäßige Gesicht von Štefánik, das wilde und grobe Maul des begabten Beneš. Der solide und tüchtige Dr. Lupu. Dragilescu [Drăghicescu], groß von ewig verschnupfter Intelligenz. Trumbić – großartig und schlau gleichermaßen, mit hübscher und vornehmer Frau. Später Dutzende breitschultrige Serben, grobschlächtige Klötze, mit breiten, fast barbarischen Gesichtern – Bauern, gut gewachsen und tapfer für Schlägereien."[20]

An den Beratungen in Rom nahmen fast ausschließlich Politiker teil, Vertreter einer Gruppe, die ein polnischer Historiker, der sich mit den vorbereitenden Arbeiten für den Friedensvertrag beschäftigte, treffend als „Kongressmenschen" bezeichnete.[21] Angelegenheiten, die tieferes Wissen erforderten, wurden nicht diskutiert. Die einzige Kompetenz, die die Teilnehmer bei öffentlichen Auftritten während des Kongresses mitbringen mussten, war die Kenntnis der italienischen Sprache. Im KNP erfüllte Jan Zamorski diese Bedingung. Er war Romanist und vor dem Krieg Gymnasiallehrer in Galizien.[22] Es ist zweifelhaft, ob andernfalls gerade er die Ehre erhalten hätte, vor dem Kongress eine programmatische Rede zu halten, in der er das politische Programm der polnischen Staatlichkeit skizzierte:

> „Auch in der polnischen Frage gibt es keine halben Lösungen, es gibt keine Kompromisse: Entweder Polen wird gerettet und steht dann auf Seiten der Alliierten oder Polen wird – mit oder ohne Vermittlung Österreichs – auch

[20] ZYGMUNT LUBICZ-ZALESKI, Dziennik nieciągły (1904–1925), bearb. v. MAŁGORZATA WILLAUME, Paryż / Łódź 1998, S. 225.

[21] PASIERB, Polskie prace przygotowawcze, S. 90.

[22] MICHAŁ PUŁASKI, Z dziejów genezy „Europy wersalskiej". Współpraca Słowian zachodnich i Południowych w ostatnim etapie I wojny światowej, Wrocław 1974, S. 55–58.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> abhängig von Deutschland, aber vor allem von der preußischen Allmacht. Letztlich kann man dieser Option nur auf eine Art vorbeugen, und zwar indem man dem Plan der Mittelmächte für die polnische Frage ein polnisches Programm der Entente entgegenstellt. Dieses Programm umfasst die Rückgabe der Weichselmündung, Danzigs und der polnischen Ostseeküste an Polen. [...] Die vereinigten Kräfte des polnischen, tschechoslowakischen und rumänischen Staates sollten zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer wie eine unüberwindliche Mauer gegen den deutschen ‚Drang nach Osten' stehen. Dies gilt es folglich zu tun, wenn Mittel- und Osteuropa als Ganzes gerettet werden soll. Wir glauben, dass die Alliierten darauf bauen wollen."[23]

Der „Kongress der Unterdrückten" war ein Propagandaerfolg, obwohl (oder aber gerade weil) während der Beratungen die brennendsten Probleme nicht gelöst wurden, das heißt die zukünftige Grenze zwischen Italien und den Staaten der Südslawen. Aber die Tatsache allein, dass es überhaupt zu Verhandlungen gekommen war und Rom sehr deutlich die Möglichkeit zugelassen hatte, dass zukünftige territoriale Errungenschaften möglicherweise nicht alle Territorien umfassen würden, die Italien durch die Verbündeten im geheimen Vertrag von London im Jahr 1915 versprochen worden waren, gab Anlass zu Hoffnung für die Zukunft, umso mehr, als die Regierungen der verbündeten Staaten innerhalb weniger Wochen nach Ende des Kongresses offiziell das Recht auf Selbstbestimmung der in Rom anwesenden Völker anerkannten.[24] „The New Europe" triumphierte: „In Rom wehte bei den Treffen der Geist Mazzinis."[25] Sogar Roman Dmowski musste zwischenzeitlich klar geworden sein, dass die große Friedenskonferenz konkretere, spezialisiertere Unterstützung erfordern würde.

## Paris

Es lag jedoch wahrscheinlich nicht in der Natur des ehrgeizigen Politikers, diese Tatsache offen zuzugeben. In seinem Buch „Polnische Politik und der Aufbau des Staates" – ein außergewöhnlicher Bericht vom Kampf um das unabhängige Polen und gleichzeitig eine schamlose Lobpreisung seiner eigenen Arbeit – erinnerte sich Dmowski wenig und ziemlich kritisch an die Experten der Pariser Delegation:

---

[23] Ebd., S. 63–64.

[24] Ebd., S. 56–61.

[25] Hugh & Christopher Seton-Watson, The Making of a New Europe. R. W. Seton-Watson and the Last Years of Austria-Hungary, Seattle 1981, S. 266.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> „Aus Warschau fuhr schließlich das Kongressbüro unter Leitung von Herrn Franciszek Pułaski mit zwei Truhen voller Referate nach Paris. Alles lässt sich ertragen – aber zwei Truhen mit Referaten! Als ich erfuhr, worum es in den Referaten ging – dort fand sich alles, was man sich nur über Polen denken kann, nur das nicht, was uns in unseren Materialien fehlte – bat ich darum, dass diese Truhen, um Himmels Willen, nicht geöffnet würden. Das Büro hatte den Vorteil, dass sich in der großen Gruppe einige kompetente Leute fanden, die in der Lage waren, als Experten und Mitglieder der Kommission zu arbeiten.
> Ich habe nie verstehen können, was die Menschen sich dabei dachten, die vor der Konferenz bei jeder sich bietenden Gelegenheit Vorträge zu allen nur denkbaren polnischen Themen hielten, die oft nicht das Geringste mit unserer Angelegenheit bei der Konferenz zu tun hatten. Erwarteten sie, dass Lloyd George das lesen würde? [...] Wir brauchten das nämlich nicht und hatten dafür keine Zeit. Eine der wichtigsten Bedingungen effektiver Arbeit ist es, keine unnötigen Dinge zu tun – und der guten Haushaltsführung, kein Geld für unnötige Dinge auszugeben.“[26]

Warum aber schickte man die Truhen und die Experten nach Paris? Natürlich auf Bitte Dmowskis und seiner Mitarbeiter. Als die Nachricht verlautbart wurde, dass die Sitzungen der Friedenskonferenz am 18. Januar 1919 begönnen, begann man seitens der KNP als erstes, Briefe nach Warschau zu senden und ließ dann drängende Telegramme folgen, mit der Aufforderung, Materialien und kompetente Leute zu schicken: „Angesichts des Beginns der Friedenskonferenz“ – so hieß es in einem von ihnen – „bitten wir um die sofortige Entsendung von Experten zusammen mit dem gesamten gesammelten Material und den Quellen aus den Archiven der ehemaligen Besatzer.“[27]

Die Zeit drängte, es beeilten sich daher nicht nur die Polen. In Prag traf sich im November zum ersten Mal eine Gruppe von Experten für territoriale Fragen und machte sich sofort an die Arbeit. Die grundlegende Schwierigkeit war der fehlende tägliche Kontakt mit der tschechoslowakischen Vertretung in Paris:

> „Die Schwäche all unserer damaligen Arbeiten in der Territorialkommission war einerseits das nicht ausreichende Wissen über ausländische Möglichkeiten, und andererseits übertriebene Forderungen einiger Maximalisten. Die Kommission hatte keine genauen Direktiven und nach wie vor keinen Kontakt mit Paris, mehr noch, es gab Gerüchte aus unbekannter Quelle – wahrscheinlich durch die unvorsichtige Äußerung eines der Mitglieder der Genfer Delega-

[26] DMOWSKI, Polityka polska, Bd. II, S. 132.

[27] Zit. nach PASIERB, Polskie prace przygotowawcze, S. 41 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tion –, die von Kommission zu Kommission als bestätigte Wahrheit weitergegeben wurden, dass die Entente uns jedes Gebiet gäbe, das wir uns nur wünschten."[28]

Mit einer gewissen Verspätung wiederholte sich die gleiche Folge von Ereignissen auch in Deutschland. Der Außenminister, Ulrich von Brockdorff-Rantzau, fuhr Ende April 1919 nach Paris – nicht nur mit einem sehr spärlichen Kreis von Experten, sondern auch fast ohne Karten. Beinahe sofort nach seiner Ankunft verstand er, dass er einen Fehler gemacht hatte. Blitzschnell ließ er Karten der umstrittenen Gebiete aus Berlin schicken, und da die Deutschen auf keinerlei territoriale Verluste im Osten vorbereitet waren, mussten die Gesandten sich in jenem Fall gewöhnlicher Atlanten bedienen, die damals auf dem Markt verfügbar waren.[29] Die Ungarn hingegen hatten sich deutlich besser auf die Verhandlungen vorbereitet, sie liehen Karten, Statistiken und historische Abhandlungen aus – nur wollte in Paris niemand mit ihnen sprechen.[30]

Die erhaltene Dokumentation des polnischen „Büros für Kongressarbeiten" zeigt, welch umfassende Arbeiten unternommen wurden.[31] Das gilt gleichzeitig modellhaft für alle Delegationen. Die Mehrheit der in polnischer Sprache vorbereiteten Expertisen wurde mit der Absicht angefertigt, der polnischen Vertretung während der Friedensverhandlungen Informationen zu liefern. Diejenigen, die sich besonders wichtigen und/oder heiklen Fragen widmeten, waren in den Sprachen des Kongresses verfasst. Franciszek Bujak, ein renommierter Historiker, stellte auf Polnisch Materialien zur politischen Zukunft Litauens, zur polnischen Minderheit in Deutschland und zur mittelalterlichen Geschichte der Ostsee zusammen, auf Englisch bereitete er hingegen Informationen über die Schifffahrt auf den ostpreußischen Flüssen sowie der Oder und ihren Zuflüssen[32] und auch zur jüdischen Frage in Polen vor (dort versicherte er, dass Antisemitismus „keine aggressive Bewegung [ist], die sich in konsequenten Handlungen manifestiert, sondern eher eine psychische

[28] JAN KAPRAS, O českém státě za války a po válce (soubor článků), Praha 1925, S. 12.

[29] ULRIKE JUREIT, Das Ordnen von Räumen. Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert, Hamburg 2012, S. 195; siehe auch HERB, Under the Map of Germany.

[30] CARLILE AYLMER MACARTNEY, Hungary and Her Successors. The Treaty of Trianon and Its Consequences 1919–1937, Oxford 1937, S. 481 f.

[31] In den folgenden Absätzen bespreche ich Dokumente, die sich im Warschauer Archiv für Neue Akten (*Archiwum Akt Nowych,* im Folgenden: AAN) befinden, Zespół 515 Biuro Prac Kongresowych.

[32] Ebd., Sign. 58, Bl. 1–15.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Reaktion auf den Schaden, den das polnische Volk durch ihre [die jüdische] Sache erlitten hat").[33] Andere Abhandlungen betrafen die aktuelle politische Situation in den angrenzenden Ländern, das Flüchtlingsproblem, und sogar die „Verbreitung des anthropologischen ukrainischen Typus unter der Bevölkerung zwischen Weichsel, Dniepr und Horyn".[34]

Die Mehrheit der Abhandlungen konzentrierte sich jedoch auf Fragen, die wesentlich weniger originell waren: den Verlauf der zukünftigen Staatsgrenzen. In der Sammlung finden sich sowohl Arbeiten von Autoren als auch kritische Besprechungen der Broschüren anderer Delegationen. Eine der ersten Arbeiten, die man „unter die Lupe" nahm, war übrigens eine Publikation von Jan Kapras, der oben zitierte Autor, der die chaotischen Anfänge der tschechoslowakischen Kongressarbeit beschrieb.

Bei seiner im Frühjahr 1918 veröffentlichten Arbeit „O české Těšínsko" argumentierte er, dass es eine nationale Notwendigkeit sei, auf der Zugehörigkeit des Teschener Schlesiens zum zukünftigen tschechischen Staat zu bestehen: „aus Gründen von Geschichte, Nationalität und vor allem Geografie, weil das Teschener Schlesien einen unzertrennlichen Teil des vergrößerten tschechischen Staates darstellt."[35] Der polnische Redner stellte nicht zu Unrecht fest, dass „die Sache [...] so angeordnet, die Fakten so ausgewählt, Licht und Schatten so vermischt [sind], dass man den Eindruck gewinnt, dass die Broschüre selbst dem Handgebrauch bei diplomatischen Verhandlungen dienen solle."[36]

Wenn wir bedenken, dass die polnischen Abhandlungen auf ein ähnlich reges Echo trafen, fällt es leichter, uns bewusst zu machen, wie groß die intellektuellen und finanziellen Anstrengungen waren – besonders für Staaten, die gerade erst entstanden. Für manche „Fronten" polemischer Streitigkeiten bedurfte es eines wirklich großen Arbeitsaufwands und einiger Druckerschwärze. Eine der erbittertsten Auseinandersetzungen war der polnisch-westukrainische Propagandakonflikt.[37] Je aktiver die

[33] FRANCISZEK BUJAK, The Jewish Question in Poland, in: Ekspertyzy i materiały delegacji polskiej na konferencję wersalską 1919 roku, bearb. v. MARTA PRZYŁUSKA-BRZOSTEK, Warszawa 2002, S. 381–425, hier S. 407.

[34] AAN, Zespół 515 Biuro Prac Kongresowych, Sign. 255 (Stanisław Srokowski), Bl. 1 f.

[35] KAPRAS, O českém státě, S. 71–73, hier S. 73.

[36] AAN, Zespół 515 Biuro Prac Kongresowych, Sign. 81 (Fr. Duda), Bl. 2.

[37] GHISLAIN DE CASTELBAJAC u. a., Recherches sur la France et le problème des nationalités pendant la Première Guerre Mondiale (Pologne, Ukraine, Lithuanie), Paris 1995, S. 174–177 und 198–206.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Experten auf einer Seite waren, desto mehr Arbeit verlangte die Reaktion der Experten auf der entgegengesetzten Seite.

Unter den Publikationen, die im Kontext der Konferenz erschienen, kann man aufgrund formaler Kriterien drei Arten unterscheiden. Erstens, die offiziellen Verlage der diplomatischen Vertretungen und anderer Organisationen, die an der Konferenz teilnahmen oder in ihrem Umfeld aktiv waren. Im polnischen Fall fungierte die *Commission polonaise des travaux préparatoires au Congrès de la Paix* als Verlag, bei englischsprachigen Publikationen die *Polish Commission of Work Preparatory to the Conference of Peace*, aber zum Beispiel auch die *Délégation polonaise à la Conférence de la Paix*, *Commission Scientifique* oder das *Bureau polonaise de publications politiques*. Die Ungarn, die zwar als Besiegte kein Recht auf direkte Teilnahme an den Sitzungen hatten, überschwemmten die Konferenz aber mit Publikationen, die von der *Hungarian Territorial Integrity League* herausgegeben wurden. Die bessere Taktik war sicherlich die Veröffentlichung bei anerkannten internationalen Verlagen. Das konnten sich allerdings nur wenige Experten aus Ostmittel- und Südosteuropa leisten, vor allem Jovan Cvijić, der seine Kongressarbeiten in dem renommierten Wissenschaftsverlag Armand Colin veröffentlichte. Alle übrigen verfügten über weniger umfangreiche Mittel.

Ein Großteil der Broschüren, die anlässlich der Konferenz entstanden, fanden im Allgemeinen keinen Verleger, einige (zum Beispiel die ukrainischen) wurden bei Zeitungsverlagen gedruckt. Auch in der Verlagspolitik schlug sich jedoch die jüngste Geschichte nieder. Diejenigen, die bis vor kurzem noch Propagandamaterial vor allem für den deutschsprachigen Markt gedruckt hatten, gaben französische Publikationen im Allgemeinen bei Schweizer Verlagen heraus. Die litauischen Positionen erreichten Paris beispielsweise über die Vermittlung des Verlags Atar. Die Arbeiten von Anastas Iširkov wiederum erschienen bei einigen anderen Schweizer Verlagen.

Die Menge der spezialisierten Veröffentlichungen, die im Hinblick auf die Friedenskonferenz vorbereitet worden waren, war riesig. Für die französischen und Schweizer Verlage bedeutete es eine gute Verdienstmöglichkeit, für die Delegierten aber eine ganze Reihe von Problemen, angefangen von der Korrektur von Sprach- und Druckfehlern, über Organisation und Verbreitung bis hin zur Finanzierung. Der renommierte Historiker Władysław Konopczyński war in Paris für die Zusammenarbeit der polnischen Delegation mit den Verlagen verantwortlich und gab in seinen Tagebüchern nicht nur einmal seiner Ermüdung angesichts dieser undankbaren Aufgabe Ausdruck. Es ging ihm auf die Nerven, dass

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die polnischen Verhandlungsführer unreflektiert dieselben Broschüren zur Begründung verschiedener, zum Teil gegensätzlicher Bestrebungen nutzten.[38] Die englischen Korrekturleser, die die Delegation beschäftigte, verstanden keineswegs immer die Texte, die sie korrigierten. Im April 1919 notierte Konopczyński: „Die Druckereien arbeiten fürchterlich, Fournier hält keine Termine ein und Courmont macht unvorhergesehene Fehler."[39] Der Vollzug der Verträge war aber insofern schwierig, als man sich oft nur mit mündlichen Absprachen begnügt hatte, die vom Zufluss des Geldes reguliert wurden, an dem es meistens fehlte. Im Mai beging die Druckerei Courmont einen sehr schwerwiegenden Fehler, der sich auf dem Einband einer der polnischen Broschüren befand. Konopczyński rechnete damit, dass er einen Rabatt bekommen würde, wenn er eine Reklamation geltend machte, und konnte seine Enttäuschung nicht verbergen, als die Druckerei stattdessen eine korrigierte Version der Einbände produzierte.[40]

Die veröffentlichten Abhandlungen und die der Delegation als Manuskripte zur Verfügung stehenden Texte sollten nicht nur Fremde überzeugen. Manchmal konnten sie auch noch eine andere Funktion erfüllen, vielleicht die wichtigere. Einige dienten als Grundlage zur Vorbereitung von Memoranden, die sich an den sogenannten „Rat der Zehn" richteten (der sich aus den Präsidenten bzw. Premierministern und Außenministern der Delegationen der Siegermächte zusammensetzte: USA, Großbritannien, Frankreich, Italien und Japan). In diesem Fall begünstigte die Realität aber ein ruhiges Eingewöhnen in die Logiken der jungen Staaten nicht. Der „Rat der Zehn" wurde in der Praxis schnell zum „Rat der Fünf" mit einem Vertreter pro Siegermacht. Japan wurde jedoch ignoriert, und das führte schnell dazu, dass ein „Rat der Vier" entstand. Die Führer der Großmächte behandelten die Ambitionen Italiens allerdings mit ähnlicher Geringschätzung, so dass letztendlich ein „Rat der Drei" übrigblieb. Es grenzte an Realitätsferne, wollte man darauf zählen, dass so ein kleiner Kreis von Berufspolitikern sich auch nur mit einer geringen Zahl von Memoranden vertraut machen würde.[41] Ein bedeutender Teil der von ihnen geführten Gespräche wurde übrigens vor den Gesandten der ande-

[38] WŁADYSŁAW KONOPCZYŃSKI, Dziennik 1918–1921, Teil I, bearb. v. PIOTR BILIŃSKI / PAWEŁ PLICHTA, Warszawa / Kraków 2016, S. 353.

[39] Ebd., S. 362.

[40] Ebd., S. 402.

[41] RENÉ PETRÁŠ, Organisational Aspects of the Paris Peace Conference (1919–1920), in: Central European Papers III (2015), 2, S. 34–44, hier S. 37.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ren Staaten geheim gehalten, was dazu führte, dass sich die Atmosphäre bei den Pariser Verhandlungen verschlechterte.[42]

Die Memoranden betrafen meist die drängendsten Territorialfragen und lieferten nebenbei grundlegende Informationen über die geografische Lage und die Geschichte einer Region. Deutlich wird dies am Beispiel von neun Denkschriften, die von der tschechoslowakischen Delegation für die Konferenz angefertigt worden waren. Bringt man sie in eine chronologische Ordnung, so zeigt sich eine Abstufung von den wichtigsten zu den zweitrangigen Angelegenheiten. Die ersten informierten allgemein darüber, wer die Tschechoslowaken sind und was sie für eine Vergangenheit haben. Die grundlegenden Informationen lassen sich unter die Schlagwörter panslawistisch, antideutsch und demokratisch subsumieren.[43] Andere informierten über die territorialen Forderungen der Tschechoslowaken, die sich auf eine Kombination aus historischen und ethnischen Argumenten stützten. Neben der Polemik gegen die gefälschten österreichischen und ungarischen Nationalitätenstatistiken, propagierte das Dokument die überraschende These einer geografischen Einheit des geplanten Staates und führte eine Handvoll geopolitischer Argumente an, die die Bedeutung für die Machtverhältnisse in Europa beweisen sollten: „Deutsche und Ungarn haben begriffen, dass man vor allem die Nord- von den Südslawen trennen muss, um den Kampf gegen die Slawen effektiv zu führen", behaupteten die Autoren und legitimierten auf diese Weise die verschärften Gebietsforderungen in Richtung Ungarn.[44]

Die dritte Denkschrift widmete sich dem drängenden Problem der Deutschen auf tschechischem Boden und argumentierte, dass es dort erstens nicht so viele gäbe, wie die österreichischen Statistiken behaupteten, und dass historische Grenzen auch aus strategischen Gründen nicht veränderbar sein sollten. Von der Rangfolge der wichtigsten territorialen Probleme, denen sich die junge Republik gegenübersah, zeugen die sechs kurz hintereinander publizierten Memoranden zu den Gebieten: Teschener Schlesien, Slowakei, Karpatenrussland, Lausitz, ein von der Tschechoslowakei beanspruchter Teil Oberschlesiens und schließlich ein Stück

[42] ROBERT LANSING, Die Versailler Friedens-Verhandlungen. Persönliche Erinnerungen, Berlin 1921, S. 177 f.

[43] Les Tchécoslovaques. Leur histoire et civilisation – Leur lutte et leur travail – Leur rôle dans le monde, in: Die tschechoslowakischen Denkschriften für die Friedenskonferenz von Paris 1919/1920, bearb. v. HERMANN RASCHHOFER, Berlin $^{2}$1938, S. 2–33. Weitere Denkschriften zitiere ich aus derselben Sammlung.

[44] Ebd., S. 61.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

vom Glatzer Kessel. Den Texten lagen schwarz-weiß gedruckte Karten bei. Die interessanteste und am solidesten (wohlgemerkt von Kapras) angefertigte Karte stellte das Fortschreiten der Germanisierung auf tschechischem Boden aus historischer Perspektive dar. Ziel war es, die Dauerhaftigkeit der historischen Grenzen der böhmischen Länder (die aus Kapras' Sicht auch natürliche Grenzen waren) im Vergleich mit dem flüchtigen, weil später erfolgten Germanisierungsprozess zu präsentieren, den man rückgängig machen konnte. Es wurden zwei Ordnungen gegenüber gestellt: Die historische Gestalt nationaler Grenzen und ihre spätere „Degeneration" durch fremde Besiedlung erlaubte es den Gesandten, als Beschützer der „natürlichen" Ordnung aufzutreten. Wie wir noch sehen werden, war diese Argumentation kein Einzelfall.

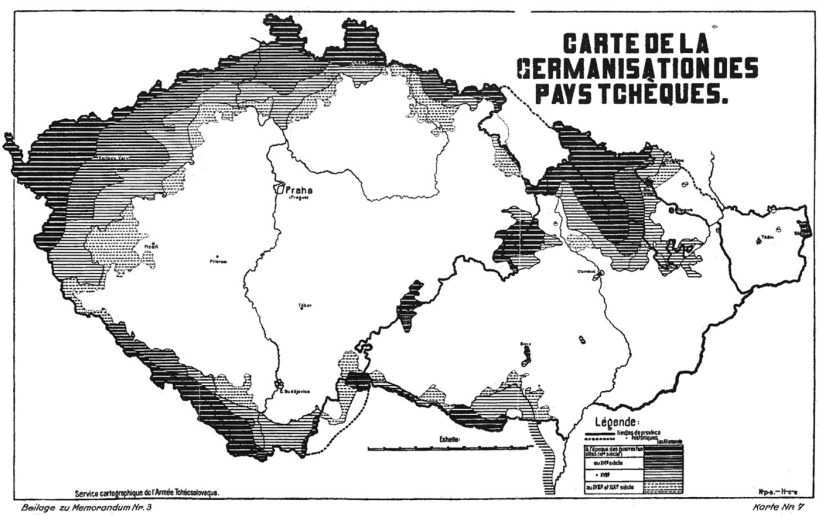



Abb. 7: Karte der Germanisierung der tschechischen Gebiete, angefertigt von Jan Kapras.

Ähnlich wie bei den Kongresspublikationen entwickelten sich auch zwischen den Denkschriften manchmal Streitigkeiten, die über die bloße Dauer der Konferenz hinausgingen. Keiner der Staaten, die gezwungen waren, Teile ihres Gebietes abzugeben, stimmte der Entscheidung zu, sondern stellte sie praktisch in jedem Detail infrage. Bevor die Großmächte eine endgültige Entscheidung hinsichtlich der Abtretungen und Einsprüche trafen, verlebten die Nutznießer der Friedensverträge unruhige

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wochen. Als die Vertreter der Siegermächte im Januar 1920 der Delegation Ungarns ihre Entscheidung über die drastische Beschneidung des ungarischen Gebietes mitteilten, ließ der Protest nicht lange auf sich warten. Albert Apponyi, Gesandter des ungarischen Königreiches, reagierte schnell und präsentierte zahlreiche Argumente zur Verteidigung der „natürlichen" Grenzen des Landes. Dazu bediente er sich der ethnischen Karte Ungarns von Pál Teleki (von der in einem späteren Kapitel noch die Rede sein wird).[45]

Genau diese Reaktion hatten die Diplomaten der Nachbarstaaten erwartet und waren darauf vorbereitet. Sie sandten den Großmächten eine gemeinsame Notiz der Tschechoslowakei, Rumäniens und des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen, in der sie nacheinander alle historischen, geografischen und wirtschaftlichen Argumente der Gegenseite widerlegten. Dies illustriert auf interessante Weise die tatsächliche Position der bittstellerischen Staaten gegenüber den „Großen Dreien". Die Notiz bestätigt die offensichtliche Tatsache, dass die Entscheidungen der Konferenz endgültigen Charakter hatten und es keinen Anspruch auf Revision gab. Wenn die Autoren sich dessen jedoch so sicher gewesen wären, hätten sie sicherlich auf die Wiederholung der mehr als ein Dutzend Maschinenseiten umfassenden Argumente verzichtet. Der gute Eindruck, den die ungarische Position bei den Italienern und Briten hervorgerufen hatte, nahm ihnen jedoch diese Sicherheit.[46]

Die Rolle der meisten Experten beschränkte sich auf die Arbeit – oft am besten über Nacht – an den Materialien für solche Memoranden und den bereits erwähnten Publikationen, in denen die gesammelten Informationen mehr Raum einnehmen konnten als in den knappen Notizen, die sich an die Großmächte richteten. Es war völlig außergewöhnlich, dass die Berufspolitiker Spezialisten die direkte Teilnahme an den Verhandlungen erlaubten. Dieses Privileg genossen nur einige Experten der Großmächte, die, wenn nötig, zu den Sitzungen gerufen wurden. Einer von ihnen war Charles Seymour, ein junger amerikanischer Historiker, Spezialist für Österreich-Ungarn und dessen Nachfolgestaaten. In den aus Paris ge-

[45] MIKLÓS ZEIDLER, Ideas on Territorial Revision in Hungary 1920–1945, übers. v. THOMAS J. und HELEN DEKORNFELD, Wayne, NJ 2007, S. 21–23.

[46] 1920, 24 února, Paříž – Společná nóta diplomatických zástupců ČSR, Rumunska a Království S. H. S na pařížské mírové konferenci, vyslovující se proti možnosti revize hranic Maďarska s těmito státy, stanovených v červnu r. 1919, in: Československo na pařížské mírové konferenci 1918–1920, Bd. II (červenec 1919 – červen 1920), bearb. v. JINDŘICH DEJMEK, Praha 2011, S. 299–309.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schriebenen Briefen beklagte er sich gegenüber verschiedenen Personen am häufigsten über die Zeitnot:

> „Sie bitten mich, dem Präsidenten bis Montag die bestmöglichen Grenzen aller Staaten der Region, für die ich zuständig bin, vorzustellen. Das ist ein ähnliches Problem, wie damals im September, nur dass sie diesmal leider deutlich präzisere Linien wollen, doch ist inzwischen so viel Zeit vergangen, so viele Menschen habe ich getroffen und so viele Meinungen gehört, dass die Linien vom September mir jetzt nur noch annährungsweise als Ausgangspunkt dienen können. Den Großteil des Tages verbringe ich mit anderen Experten, deren Zuständigkeiten meine Region berühren und mit denen ich einen gemeinsamen Standpunkt erarbeiten muss. Die Diskussionen sind hitzig. Alles hängt davon ab, wie viel Bedeutung man strategischen Grenzen und wie viel ethnischen Einteilungen beimisst. Wenn wir dann bezüglich der großen Linien zu einer Verständigung gekommen sind – wobei ein Zoll auf einer Karte mit großem Maßstab uns oft drei bis vier Stunden kostet – stellen wir unsere Ergebnisse einem Experten für physische Geografie vor, der uns wiederum aufzeigt, wie schwach unser geografisches Wissen ist und wie – aus jeder Sicht – unmöglich die von uns vorgeschlagene Grenze."[47]

Die kleineren Staaten gingen das Risiko nicht ein, Professoren zu den Mächtigsten der Welt zu schicken. Etwas mehr hatten die Geografen zu sagen, die sich an den Arbeiten der territorialen Unterkommissionen beteiligten. Diese Unterkommissionen wurden geschaffen, um vorbereitend erste Vorschläge zu erarbeiten, wie man besonders komplizierte Grenzfragen lösen könnte. „Es ist bemerkenswert, dass manche kleineren Länder in der Anfangsphase gut von der Anwesenheit der Geografen in ihrer Delegation profitiert haben", stellte der britische Redakteur des „Geographical Journal" fest. „Die Jugoslawen und Polen verdanken zum Beispiel den Arbeiten der Professoren Jovan Cvijić und Eugeniusz Romer aus Belgrad bzw. Lemberg viel."[48]

War es berechtigt, Vorsicht walten zu lassen, wenn man die Geografen zu Wort kommen ließ? Die Beobachtungen in der britischen Zeitschrift scheinen dem eher zu widersprechen. Vor allem Jovan Cvijić hatte in Paris mehrfach Gelegenheit, sowohl seine wissenschaftliche Kompetenz als auch sein diplomatisches Geschick unter Beweis zu stellen. Erstere war bei einer Auseinandersetzung mit Emmanuel de Martonne gefordert, mit

---

[47] CHARLES SEYMOUR, Letters from the Paris Peace Conference, bearb. v. HAROLD B. WHITEMAN, Jr., New Haven / London 1965, S. 93.

[48] Geography at the Congress of Paris, 1919, in: The Geographical Journal 55 (1920), 4, S. 309–312, hier S. 311.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dem gemeinsam er früher Bergwanderungen unternommen hatte. Strittig war die Aufteilung des Banats zwischen dem Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen einerseits und Rumänien andererseits. Cvijić wollte den leicht veränderten Vorschlag, den Premierminister Ion Brătianu vorstellte, nicht hinnehmen.

In dieser heiklen Situation (der Streit fand unter Verbündeten statt) hatte man sich auf Martonne und dessen Vorschlag berufen, der vergleichsweise günstiger für Rumänien war, und diesen der Grenzziehung zugrunde gelegt.[49] Einen interessanten Verlauf nahm die Diskussion der beiden Geografen bezüglich der Aufteilung des Klagenfurter Beckens. Die geografische Ignoranz der Politiker, die sich in Paris bei zahlreichen Gelegenheiten manifestierte, erreichte hier ihren Höhepunkt. Nicht weiter verwunderlich, dass die abgelegene österreichische Provinz (Kärnten) bisher niemanden von ihnen interessiert hatte. Ein Teilnehmer der Beratungen erinnerte sich später:

> „Eine der malerischsten Szenen während der Konferenz fand im Salon von Wilson in Paris statt. Der Präsident kniete auf allen Vieren und beugte sich über eine große Karte, die auf dem Fußboden ausgebreitet lag, andere Staatsmänner fanden sich in ähnlicher Position, Orlando kroch wie ein Bär, um während des knappen und präzisen Vortrags über die Wirtschaft und Physiografie des Klagenfurter Beckens einen besseren Blick zu erlangen. Überall waren Karten. [...] Der Verweis auf Karten war ein festes Element jeder Diskussion."[50]

In einer so komplizierten Angelegenheit konnte man nicht ohne die Meinung von Experten auskommen. Die Diskussion wurde von Cvijić und Martonne dominiert. Ersterer sprach sich für die Aufteilung des Beckens entlang unverwechselbarer ethnografischer Prinzipien aus. Die Unverwechselbarkeit seiner Interpretation beruhte auf der Historisierung der Argumentation. Cvijić bemerkte, dass Kärnten ein Feld der Germanisierung sei, wodurch der „ursprüngliche" und „natürliche" ethnische Charakter der Region verwischt worden sei. Er verwendete eine ähnliche Taktik wie die tschechische Delegation, die die These von der Umkehrbarkeit historischer Prozesse vertrat, und stellte eine Karte des Fortschreitens der deutschen Sprache seit dem Jahr 1851 vor. All das, führte er an, könne man durch die Verbindung der dortigen Slawen mit ihren Stam-

[49] BOULINEAU, Un géographe traceur de frontières, S. 358–369.

[50] CHARLES SEYMOUR, Geography, Justice and Politics at the Paris Peace Conference of 1919, in: The Versailles Settlement. Was it Foredoomed to Failure?, hg. v. IVO LEDERER, Boston 1960, S. 108, zit. nach: HERB, Under the Map of Germany, S. 17.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mesbrüdern vom Balkan rückgängig machen. Es war genau dieses Element seiner Argumentation, das Anlass zu der Diskussion gab, die Kärnten für einige Zeit aus der Position eines diplomatischen Streitobjektes auf die Hochebene wissenschaftlich-theoretischer Debatten hob.

Das von Cvijić skizzierte Bild der Vergangenheit der Provinz war nicht nur im Hinblick auf das Fortschreiten der Germanisierung dynamisch. Im Allgemeinen sei Kärnten als Teil der Balkanhalbinsel, so führte er aus, ständigen Migrationen unterworfen, vor allem aus dem Süden. Der Zuzug der von dort stammenden Serbokroaten hätte mit der Zeit zu einer Serbisierung der örtlichen Bevölkerung geführt. Wie es seine Art war, behauptete Cvijić nicht, dass der Prozess biologischen Charakter habe. Die Südslawen sah er als Gemeinschaft eines psychischen Typus. Seine detaillierten Argumente waren logische Entwicklung der getroffenen Annahmen. Er sprach sich zum Beispiel dafür aus, die Grenze so festzulegen, dass man Österreich die Eisenbahnverbindungen mit der Provinz wegnähme. Auf diese Weise würde seiner Meinung nach eines der wirksamsten Mittel der Germanisierung unschädlich gemacht.

Der um Rat gebetene Martonne stellte der Argumentation des serbischen Freundes die Ansicht entgegen, dass das Klagenfurter Becken eine Region sei, deren Einheit man bewahren solle. Von diesem Standpunkt aus sprach er sich gegen jedwede Teilung aus. Diese Argumentation stand den Interessen des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen in keiner Weise entgegen. Einheit konnte man ebenso gut innerhalb des Königreichs gewähren, und genau für diese Option plädierte Martonne. Es kam also zu der ziemlich paradoxen Situation, dass der Experte der Großmächte die territorialen Forderungen von Cvijić für etwas zu bescheiden erklärte.[51]

Der Streit zwischen Cvijić und Martonne wurde gemäß wissenschaftlicher Logik geführt, was aus Sicht der Diplomaten möglicherweise überraschend war. Beide hatten den Ehrgeiz, humangeografische Modelle zu entwerfen, die die ganze Region erfassten. In Kärnten trafen, wie Emmanuelle Boulineau nachwies, die Vision des großen Balkans mit der von Vidal de la Blache stammenden Konzeption der Einheit organischer geografischer Regionen aufeinander.[52] Der einfache Expansionsdrang trat

[51] Emmanuelle Boulineau, Les géographes et les frontières austro-slovènes des Alpes orientales en 1919–1920, in: Revue de Géographie Alpine 2001, 4, S. 173–184. Über andere Zeichen der Selbstbeschränkung territorialer Forderungen bei den Auftritten Cvijić' schreibt Trgovčević, Nauka o granicama, S. 313–318.

[52] Boulineau, Les géographes, S. 180–191.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

somit angesichts der Argumente aus einer völlig anderen Sphäre in den Hintergrund.

Das tatsächliche Ergebnis der Verhandlungen befriedigte weder Martonne noch Cvijić. Die Vertreter der Großmächte ließen sich von dem Franzosen überzeugen und entschieden sich letztendlich dafür, in Kärnten einen Volksentscheid durchzuführen, bei dem die Mehrheit für Österreich optierte. Die Einheit der Region blieb somit fast gewahrt, allerdings nicht im dem Staatsgebilde, in der Martonne sie am liebsten gesehen hätte. Die Anwesenheit des französischen Geografen war bei der Friedenskonferenz noch mehrfach zu bemerken. Ihn beschäftigte vor allem die Technik der Erstellung ethnischer Karten, so dass er den von den Delegationen der direkt betroffenen Länder gelieferten Materialien eigene, objektivere entgegenstellen konnte.

Ein praktisches Beispiel dieser theoretischen Annahmen war seine Nationalitätenkarte der Gebiete, in denen ethnische Rumänen dominierten. Bereits die bei ihrer Beschreibung gebrauchte For-mulierung zeigte, dass es sich nicht einzig um objektives Interesse an der Region handelte. In Wirklichkeit gestand Martonne den Rumänen einen Herrschaftsanspruch in dem Gebiet zu, das sich mit dem späteren Großrumänien deckte. Obwohl sie nicht allzu transparent waren (Farben, Schattierungen und Farbstreifen in den ethnisch gemischten Gebieten führten die Nutzer der Karten durch technische Druckfehler in die Irre), ließ die Karte von Martonne keinen Zweifel, dass das gesamte erfasste Gebiet einheitlich rumänisch besiedelt war.[53] Es stellte sich heraus, dass sich die Meinung des Geografen letztlich mit dem Standpunkt der Konferenz deckte.

Martonne verdankte seinen Einfluss auf politische Entscheidungen nicht nur seinen persönlichen Eigenschaften, sondern auch dem Vertrauen der Diplomaten in seine Unvoreingenommenheit bei territorialen Streitigkeiten im Osten Europas. Auch wenn einige seiner Empfehlungen, wie auch die Ehrungen, mit denen ihn der rumänische Staat nach der Konferenz überschüttete, dem zu widersprechen scheinen, war er in den Augen der Vertreter der Großmächte als Franzose doch sozusagen automatisch glaubwürdig.[54] Dem symbolischen und tatsächlichen Aufstieg von Wissenschaftlern wie Martonne nutzte das Voranschreiten der Zeit und die zunehmende Erschöpfung der führenden Politiker. Die Position der Experten wurde umso mächtiger, je stärker die Ignoranz der Staatsmänner

[53] PALSKY, Emmanuel de Martonne, S. 111–119.

[54] JACQUES BARIÉTY, Le Comité d'Études du Quai d'Orsay et les frontiers de la Grande Roumanie, 1918–1919, in: Revue Roumaine d'Histoire 35 (1996), 1–2, S. 43–51.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ans Tageslicht trat. Dieses dankbare Thema findet sich in vielen Memoiren der Konferenzteilnehmer, die ansonsten oft von der großen Politik fasziniert waren. Emile J. Dillon, vor dem Krieg Korrespondent der britischen Presse in Russland, hatte besonderen Grund zur Bosheit. Anders als die „Großen Zehn", kannte er sich nicht nur mit Geografie und Ethnografie im Osten Europas aus, sondern er beherrschte auch mehrere der dortigen Sprachen. Bei der Bewertung der Kompetenz der Politiker nahm er kein Blatt vor den Mund:

> „Unabhängig davon, ob man sie im Licht der öffentlichen Tätigkeit betrachtet oder dem Klatsch sein Ohr schenkt: Die Gestalten der Delegierten der Großmächte geben ein Bild des Jammers ab. Die Giganten des parlamentarischen Lebens schrumpfen bei internationalen Fragen auf die Größe von Zwergen. In Angelegenheiten von Geografie, Ethnografie, Geschichte und internationaler Politik waren sie wie Kinder im Nebel, und ihre Versuche, den Nebel zu durchdringen und dabei ein letztes bisschen Würde zu wahren, wären sehr unterhaltsam gewesen, wenn es nicht um so wichtige Dinge gegangen wäre."[55]

Die Großen der Welt verwechselten notorisch die umstrittenen Regionen, sie wussten nicht, ob der polnisch-deutsche Territorialstreit Ober- oder Niederschlesien betraf, vertauschten Namen, und stellten mit Erstaunen fest, dass die Delegation der Armenier auch Ansprüche auf Schlesien erhob (das Missverständnis entstand aufgrund der Ähnlichkeit der englischen Namen für Kilikien / Cilicia und Schlesien / Silesia). Diese und ähnliche Fehler wären ohne die unablässige Selbstzufriedenheit der hoch gestellten Ignoranten sicherlich leichter zu verzeihen gewesen. Im Gespräch mit Charles Seymour fasste der rumänische Premierminister Ion Brătianu das Verhalten resigniert zusammen und seufzte: „Obwohl unsere Angelegenheit außerordentlich wichtig ist, dösen die großen Männer, und die Tatsache, dass sie gedöst haben, hält sie jedoch auch nicht davon ab, in unserer Sache Entscheidungen zu treffen."[56] Als Symbol für den völligen Mangel an Selbstkritik kann David Lloyd George dienen, der sich mit seinem frisch erworbenen Wissen über die geografische Lage von Teschen rühmte. Etwas sensiblere Beobachter ertrugen die Verhältnisse während der Sitzungen nur schwer. Robert W. Seton-Watson schrieb:

> „Unabhängig davon, wie lange ich noch zu leben habe, hoffe ich, dass ich so eine Atmosphäre nie wieder erleben muss. Das echte Paris verbarg eine Welle

[55] EMILE J. DILLON, The Inside Story of The Peace Conference, New York / London 1920, S. 103.

[56] SEYMOUR, Letters, S. 156.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> dreckiger Intrigen und das Gewirr kleiner Leute auf wichtigen Posten, die um einige wenige wichtige Persönlichkeiten kreisten, die von der beispiellosen Anstrengung verkümmert und ausgemergelt waren."[57]

Angesichts der Zahl und Komplexität der Grenzprobleme wurden diese an Kommissionen und Unterkommissionen verwiesen. Während der Arbeit in diesen Gremien, bei der die „großen Tiere" der internationalen Politik nicht anwesend waren, kamen die Geografen deutlich öfter zu Wort.[58] Das Vertrauen der Mächtigen der Welt stieg aber manchen Experten auch zu Kopf. Der amerikanische Geograf Douglas W. Johnson, Teilnehmer der Sitzungen zu Fragen der italienisch-jugoslawischen und rumänischen Grenze, schüttete William M. Davis in einem Brief sein Herz aus:

> „Unter uns muss ich sagen, dass die Rolle, die die Geografie bei der Friedenskonferenz spielt, sich als deutlich bedeutsamer erwiesen hat, als ich dachte oder Grund hatte anzunehmen. Anfangs hatten die Experten, geografische und andere, nur selten direkten Kontakt mit den Kommissaren und niemand mit dem Präsidenten. Mit der Zeit jedoch erkannten sie ihren Wert, und die Rolle, die sie spielten, gewann nach und nach an Bedeutung. Es gab einen Moment, als manche der ‚Bonzen' meinten, dass man einen Großteil der Experten entlassen könne, aber letztendlich war es für uns schwierig, die ungern erteilte Zustimmung zur Rückkehr in die amerikanische Wissenschaft zu erkämpfen. Ich habe in der zweiten Junihälfte die Ankündigung meines Abtritts zum 1. Juli eingereicht, vor allem aufgrund extremer nervöser Erschöpfung, die mich so nah an einen völligen Nervenzusammenbruch gebracht hatte, wie nie zuvor. Aber die Kommissare beharrten darauf, dass ich nicht freigestellt werden könne und gestanden mir als Motivation zum Bleiben 200 Dollar monatliche Gehaltserhöhung, zwei Wochen bezahlten Urlaub und einen Cadillac mit Chauffeur zu. [...] ich erwähne diese persönlichen Angelegenheiten nur, um einen konkreten Eindruck davon zu vermitteln, wie sehr Spezialisten für ‚Grenzgeografie' zu einem unentbehrlichen Element der Konferenzmaschinerie geworden waren. [...] Da die Grenzen in vielen Fällen in Gänze von Territorialkommissionen oder geografischen Unterkommissionen, die im Auftrag der Territorialkommissionen arbeiteten, gezogen wurden, bekam ich die beispiellose Möglichkeit, zu überprüfen, ob geografische Faktoren bei der Lösung territorialer Fragen und internationaler Grenzziehungen berücksichtigt wurden. Meine Kollegen erwiesen sich bei Grenzfragen für geografische Argumente offen. Mit einer gewissen Befriedigung kann ich nun

[57] H. & CH. SETON-WATSON, The Making of a New Europe, S. 344.

[58] PETER HASLINGER, Nation und Territorium im tschechischen politischen Diskurs 1880–1938, München 2010, S. 253.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> auf einige neue europäische Grenzen verweisen und sagen, dass sie sich genau dort befinden, wo sie meine geografische Argumentation verortet hat, die die Kommission übernommen hat und dementsprechend vorgegangen ist.“[59]

Die Geografen, die sich nicht über ein ähnliches Glück freuen konnten, befanden sich in einer deutlich schlechteren Lage. Die von ihnen erstellten Karten und Abhandlungen wurden nur zögerlich aufgenommen. Isaiah Bowman, der wichtigste Experte der amerikanischen Delegation, erinnerte sich:

> „Jede der Nationen aus Mitteleuropa hatte ihren eigenen Vorrat an statistischen und kartografischen Tricks. Dort, wo die Statistik versagte, gebrauchte man farbige Karten. Es würde einer umfangreichen Monografie bedürfen, um all die Arten von Fälschungen zu analysieren, die – durch die Bedürfnisse von Krieg und Frieden bedingt – auf Karten vorgenommenen werden. Man hatte ein neues Werkzeug entdeckt: die Sprache der Karten. Eine Karte war ähnlich effektiv wie ein auffälliges Plakat, aber allein die Tatsache, dass es sich um eine Karte handelte, verlieh ihr eine authentische Glaubwürdigkeit. Frisierte Karten wurden zu Trägerinnen zahlreicher verfehlter Überlegungen. Am krassesten zeigte sich dies auf dem Balkan.“[60]

Die Atmosphäre des – meist berechtigten – Verdachtes hinsichtlich der Ehrlichkeit der Partner aus Ostmittel- und Südosteuropa erschwerte eine effektive Zusammenarbeit. Die Erinnerungen der an der Friedenskonferenz beteiligten Experten geben recht deutlich die Unterschiede zwischen den Geografen im Dienste der Großmächte und ihren Kollegen aus den Delegationen der kleineren Länder wieder. Am frustrierendsten war die Position der Experten aus den besiegten Staaten. Der Österreicher Robert Sieger berichtete in einem Brief an Davis Anfang 1920:

> „Aber in St. Germain ging man über sie verständnislos hinweg. Ich selbst war am Anfange der Verhandlungen als geographischer Beirat bei unserer Friedensgesandtschaft, aber nur zu einer Zeit, ehe man mit den Herrn der Gegenseite irgend einen Verkehr hatte. Wir lebten wie Gefangene. Später wurde ich nicht mehr einberufen, überhaupt wurden geographische Gesichtspunkte nicht berücksichtigt – ich war für unsere Kommission nur als Kartenkenner und Handlanger beigezogen, aber nicht als Ratgeber.“[61]

---

[59] Brief von Johnson an Davis vom 13.10.1919, zit. nach: GINSBURGER, „La guerre, la plus terrible des érosions“, S. 844.

[60] Zit. nach: PALSKY, Emmanuel de Martonne, S. 113.

[61] Brief von Sieger an Davis vom 26.02.1920, zit. nach: GINSBURGER, „La guerre, la plus terrible des érosions“, S. 841.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Eine nicht wesentlich vergnüglichere Bewertung seiner Rolle in Paris beschrieb er in einem etwas früheren Brief an Alfred Hettner:

> „Von mir habe ich wenig zu berichten: vier Wochen in St. Germain, aber nur bei den Vorarbeiten, heben sich aus der übrigen Zeit dieses Jahres äusserlich heraus. Innerlich fügen sie sich in die Arbeit der übrigen Wochen völlig ein, in die theoretische Verteidigung unserer ‚natürlichen' Grenzen und die praktische Organisation dieser literarischen Abwehr, bei der ich mittun durfte und an die sich heute verwandte Arbeiten schliessen. Denn wir wollen die Wahrheit festlegen, wenn sie auch niemand hört, und die nationalen Gegner widerlegen für künftige gerechtere Beurteiler."[62]

Historiker, die allgemeinere Schlüsse aus den oftmals voneinander abweichenden Meinungen der Experten ableiten möchten, kommen unweigerlich zu dem Ergebnis, dass ihr Einfluss von der Delegation abhing, der sie angehörten. Die Amerikaner konnten fast alles sagen, was sie wollten, niemand versuchte, ihre Aussagen kontrollieren. Das andere Extrem war die italienische Delegation, die alle Auftritte ihrer Geografen reglementierte.[63] Bei Auftritten und Expertisen kamen nicht selten Sympathien und Antipathien der Experten zum Ausdruck – hierin unterschieden sie sich nicht von ihren politischen Auftraggebern. Verständlicherweise gaben sie am häufigsten ihrer Verbundenheit mit dem alten Bild der Welt Ausdruck und stellten das Wohl des zukünftigen, nicht kommunistischen Russlands oder Deutschlands über die Interessen der Nationen, die dazwischen lebten.[64] Eine derart „ungerechte" Haltung nahmen sowohl die „großen" als auch die „kleinen" Völker ein und Empörung angesichts der Politik der Großmächte scheint mir nicht die angemessene Reaktion gewesen zu sein, die damals und auch in der heutigen Literatur zu diesem Thema Ausdruck gefunden hatte.[65] Der damalige Wissensstand begünstigte die Erhaltung des *Status quo*. Am häufigsten entstanden Karten und statistische Daten im Auftrag existierender Staaten und nur selten für die, die noch um ihre Unabhängigkeit rangen.

---

[62] Brief von Sieger an Hettner vom 10.10.1919, zit. nach: Ebd., S. 840.

[63] DIMITRI KITSIKIS, Le rôle des experts à la Conférence de la paix de 1919. Gestation d'une technocratie en politique, Ottawa 1971, S. 20.

[64] MARIAN B. BISKUPSKI, Re-Creating Central Europe. The United States 'Inquiry' into the Future of Poland in 1918, in: The International History Review 12 (1990), 2, S. 249–279.

[65] Kürzlich hat Andrzej Nowak diesen Standpunkt auf scharfsinnige Weise erneuert, indem er die Politik der Großmächte gegenüber Polen im Kontext des Orientalismus verortete: ANDRZEJ NOWAK, Pierwsza zdrada Zachodu. 1920 – zapomniany appeasement, Kraków 2015, besonders S. 103–105.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Länder Mittel- und Südosteuropas entsprechen im Grunde diesem Muster. Cvijić erfreute sich zwar einerseits ziemlicher Unabhängigkeit, andererseits hielten die polnische und tschechoslowakische Delegation ihre Professoren verborgen und schickten zu den Verhandlungen oder wichtigeren inoffiziellen Gesprächen ausschließlich erfahrene Diplomaten, am häufigsten dementsprechend Roman Dmowski und Edvard Beneš.[66] Die größte Unabhängigkeit genossen die im Dienst der Siegermächte stehenden Experten bei den Sitzungen der territorialen Kommissionen und Unterkommissionen. Die offensichtliche Abhängigkeit von Zensusdaten, die von fremden staatlichen Strukturen zusammengestellt worden waren, zwang die Vertreter „kleiner" Nationen dazu, aktiv nach einem Weg zur geografischen und statistischen Beschreibung des Territoriums zu suchen, um das sich der Streit drehte. Die anerkennenden Worte für Romers Atlas bezogen sich genau auf diesen schwierigen und mühseligen Vorgang des Vergleichs der russischen, österreichischen und deutschen Daten mit den polnischen Zahlen.

## Unter Experten

Das Bild der Pariser Verhandlungen als Ringen der Diplomaten ist in gewissem Maße berechtigt. Sucht man während der Pariser Konferenz nach Momenten, in denen nicht nur die Diplomaten, sondern auch die Wissenschaftler – zumindest für eine Weile – in die Rolle von Politikern schlüpften, ist es schwierig, zu eindeutigen Schlüssen zu kommen oder die Bedeutung der Experten auch nur annähernd zu beschreiben. Im Grunde genommen nahm jeder der Geografen eine andere Position ein, abhängig von persönlichem Charisma, Kontakten und den in der jeweiligen Delegation herrschenden Beziehungen. Festhalten lässt sich, dass manche von Zeit zu Zeit sehr wichtig waren, dann aber wieder mehr oder weniger in den Hintergrund traten.

Wir sind allerdings gar nicht gezwungen, die Pariser Beratungen auf diese Art zu interpretieren. Genauso gut können wir – statt die Geografen aus Sicht der Politiker zu betrachten – die Perspektive umkehren. Was passiert, wenn wir nicht die politische Auseinandersetzung, sondern die Geografie in den Vordergrund stellen? Das Handlungsfeld der Wissenschaftler vergrößerte sich damals enorm. Wir nehmen all die Gelegenhei-

[66] Haslinger, Nation und Territorium, S. 260.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ten zur Kenntnis, bei denen sie nicht in einer fremden, sondern ihrer eigenen Rolle auftraten, nicht als Politiker, sondern als Wissenschaftler. Wie dieses Engagement bei den Verhandlungen konkret aussehen konnte, zeigte in gewissem Sinne der Streit zwischen Cvijić und Martonne über die Aufteilung des Klagenfurter Beckens. Jene Diskussion verwandelte sich ab einem gewissen Moment von einem gewöhnlichen Territorialstreit zu einer methodologischen Debatte. Es war jedoch nicht das erste Mal, dass eine wissenschaftliche geografische Autorität indirekt Einfluss auf die Haltung der Großmächte hatte. Nur fand die vorherige Angelegenheit unter anderen Umständen und bedeutend früher statt.

Gegen Ende des Jahres 1917 sandte Isaiah Bowman, Präsident der Amerikanischen Geografischen Gesellschaft, einen Brief an den sich in Paris aufhaltenden Cvijić. Eingedenk der gerade begonnen Arbeit der *Inquiry* nahm Bowman auf die ethnografische Karte des Balkans Bezug, die Cvijić zur Veröffentlichung in der „Geographical Review" geschickt hatte.[67] Fast sofort schickte er dem ersten Brief einen zweiten nach Paris hinterher:

> „Die Gesellschaft führt gegenwärtig gewisse Forschungen zu Ethnografie und Aufteilung der Völker in Europa durch, und gerne wüsste ich, ob Sie bereit wären, bei diesen Untersuchungen behilflich zu sein. Ihre hervorragende Karte der Balkanhalbinsel ist so interessant, dass ich darauf zu hoffen wage, dass sich Ihre ethnografischen Studien auch noch weiter nach Norden ausdehnen ließen.
> Könnten Sie eine ethnografische Karte Mitteleuropas anfertigen, die im Norden über die Begrenzung der Karte hinausgeht, über die Sie gegenwärtig verfügen, bis zur Ostseeküste, unter Einschluss der östlichen Provinzen Österreich-Ungarns sowie Polens, Rumäniens und Südrusslands? [...] Bei all diesen Arbeiten, sowohl im Falle des Balkans als auch bei Mitteleuropa mit Polen, wird der Bezug auf Quellen unerlässlich sein, so dass man die Karte an jedem Punkt verifizieren kann. Die Karten sollten in angemessenem Maßstab angefertigt werden, so dass alle Details deutlich erkennbar sind."[68]

Cvijić nahm den amerikanischen Auftrag an (wozu ihn zweifellos auch das hohe Honorar ermunterte, das ihm von Bowman versprochen wurde), kam seinen Pflichten nach und lieferte die Karte Mitte 1918. Ihre Nutzung band er jedoch an eine gewisse Bedingung:

---

[67] American Geographical Society of New York Records (im Folgenden: AGS), Directors' Files, Isaiah Bowman, Sign. dig. AGSNY_B183_F028_004.01.

[68] AGS, Directors' Files, Isaiah Bowman, Sign. dig. AGSNY_B183_F028_006.01–03.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> „Die ethnografische Karte Europas im Maßstab 1:1.000.000, die Sie unversehrt erhalten haben, ist nicht zur Veröffentlichung unter meinem Namen gedacht. Ich habe sie ausschließlich für Ihre aktuellen Bedürfnisse angefertigt. Deutlich gemacht habe ich, dass die Karte die Balkanhalbinsel, Österreich-Ungarn und Rumänien umfasst – Regionen, die ich seit geraumer Zeit erforsche und die ich gut kenne. Unter meinem Namen kann lediglich eine Karte erscheinen, die auf diese Regionen begrenzt ist. Was die übrigen Gebiete bis zur Ostsee angeht, so betrachten Sie die Karte bitte nur als Hilfsmittel, welche die Mitglieder Ihrer Gesellschaft kritisch verwenden sollten. Dieser Teil der ethnografischen Karte ist noch nicht zur Veröffentlichung geeignet. Es gibt dort Details, die weitere Forschung zu slawisch-deutschen Fragen der Ethnizität und Statistik erfordern.“[69]

Solche Umstände ermöglichten es den Geografen, Einfluss auf den Verlauf der politischen Ereignisse zu nehmen: nicht indem sie Politiker überzeugten oder ihnen Munition für ihre Argumentation lieferten, sondern durch Kontakt mit anderen Geografen, Experten der Großmächte und kleineren Staaten. Ein sehr interessantes Zeugnis einer derartigen Teilnahme an der Konferenz ist das „Pariser Tagebuch“ von Eugeniusz Romer. Der Autor beschrieb darin zum Beispiel sein Verhältnis zu dem tschechischen Geografen Viktor Dvorský. Die beiden Experten, die ihre Länder zukünftig in Paris vertreten sollten, hatten sich bereits im Oktober 1918 in Lemberg getroffen, bevor das genaue Datum und der Ort der Friedenskonferenz verkündet worden waren. Einige Wochen zuvor war ein tschechischer Journalist, zugleich politischer Aktivist (und wie wir noch sehen werden, ein bulgarophiler und scharfer Kritiker von Cvijić), bei der örtlichen *Sokol*-Kundgebung erschienen: Vladimír Sis. Im Gespräch mit Romer, mit dem er sich übrigens anfreundete, kündigte er den Besuch des Prager Dozenten Viktor Dvorský an, der Informationen über Romers Forschungsmethoden zu gewinnen hoffte. Dvorský weckte bei Romer jedoch keine Sympathien, als er auftauchte:

> „Auf meine Ausführungen bezüglich der ethnografischen Grenzen und die Erläuterung der wissenschaftlichen Methoden und Kriterien, auf Grundlage derer der Verlauf der ethnografischen Grenzen festgelegt worden war, reagierte Herr Dvorský überhaupt nicht und unternahm keine Diskussion in diese Richtung, stattdessen bemühte er sich, mich von einer anderen, geografischen Begründung der tschechischen Ansprüche auf das Teschener Schlesien zu überzeugen. Dvorský führte nämlich aus, dass die geografische Kontrolle des tschechischen Staatsgebietes auf oberen Flussbecken beruhe. Derart sei nicht

[69] AGS, Directors' Files, Isaiah Bowman, Sign. dig. AGSNY_B183_F028_015.01.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> nur das Böhmische Becken, sondern auch Mähren, und auch das gesamte Gebiet der Slowakei, das nirgends die oberen Talverläufe überschritte, ein tiefes Becken von Oder und Neiße sei auch das Teschener Schlesien, dessen Zugehörigkeit zum tschechoslowakischen Staat nicht nur aus historischen, sondern auch physiografischen Gründen absolut begründet sei. Es war nicht schwer, die Ausführungen Dvorskýs zu zerschlagen [...]. Es reichte, aufzuzeigen, dass es, sobald wir Dvorskýs Kriterien zu Grunde legten und die ethnografischen Kriterien aufgäben, für den tschechischen Staat gar keine Grenzen in Europa mehr gäbe, weil Tschechien an der größten europäischen Wasserscheide liegt. Auch der Hinweis darauf, dass die bestmöglichen Verkehrsbedingungen Grundlage jeder politischen Struktur seien und den Staat zu einer wirtschaftlichen Einheit verbänden, warf Dvorskýs Konzeption sofort über den Haufen, die die territorialen Bedingungen als physiografisches Prinzip für den Staat mit möglicherweise für den Verkehr nicht förderlichen natürlichen Bedingungen zugrunde legte."[70]

Doch der tschechische Geograf war immer noch nicht überzeugt, als Romer – der wie immer mit einer eiligen Arbeit beschäftigt war – das Interesse verlor und den Gast zu seinem Assistenten Stanisław Pawłowski schickte. „Der Gesprächsverlauf zwischen den beiden jungen Geografen ist mir nicht näher bekannt," – erinnerte sich Romer an den weiteren Besuch –

> „ich erwähne nur so viel, dass mich die erhobenen Stimmen der diskutierenden Herren im Nebenraum bei der Arbeit, die ich sogleich fortsetzte, störten. Nach einiger Zeit trennte ich die streitenden Seiten, die ihrem Äußeren nach zu urteilen ernsthaft entflammt waren."[71]

Trotz des beiderseitigen Aufbrausens überzeugten Romer und Pawłowski Dvorský in diesem Streit ganz eindeutig nachhaltig von ihrer Position. In der noch im Jahr 1918 veröffentlichten Arbeit „Území českého národa" – zur Zeit ihres Treffens mag sie schon eingereicht gewesen sein – wird die Theorie des oberen Flussverlaufs hauptsächlich mit Hilfe von Karten dargestellt. Im Text gebraucht Dvorský jedoch das Argument, dessen er sich in Lemberg bedient hatte, sehr sparsam und stellt stattdessen viele andere Gründe für die Einheit der tschechischen und slowakischen Gebiete vor. Neben Geologie und Natur zählten dazu auch humangeografische Thesen, die die Kultur und Psychologie der Menschen betrafen, die in den entstehenden Staaten lebten.[72] Die Wirkung des Gesprächs mit den pol-

[70] ROMER, Pamiętnik paryski, S. 78 f.

[71] Ebd., S. 79.

[72] VIKTOR DVORSKÝ, Území českého národa, Praha 1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nischen Kollegen ist am deutlichsten in den tschechoslowakischen Memoranden sichtbar, die den Vertretern der Großmächte einige Monate später vorgelegt wurden und deren Mitautor Dvorský war. Dort tauchte die Theorie des oberen Flussverlaufs gar nicht mehr auf.

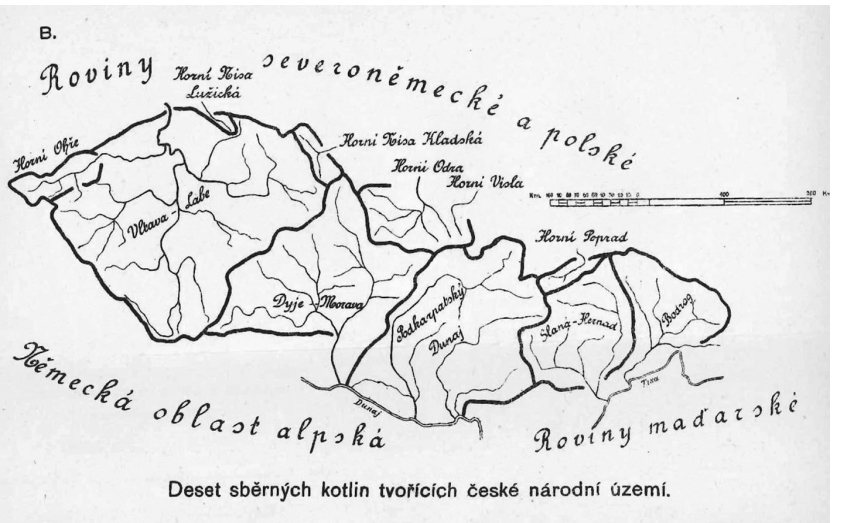



Abb. 8: Illustration der Theorie des oberen Flussverlaufs, Viktor Dvorský, 1918.

Bereits in Paris war Romer mehrmals Experten der französischen, amerikanischen und rumänischen Delegation begegnet, ab und zu auch Kollegen aus anderen Ländern. Meist geschah dies bei halboffiziellen Anlässen, wie dem bereits beschriebenen Kaffeetrinken mit Martonne und Denis, das mit dem gemeinsamen Gelächter über die ethnografische Karte von Juozas Gabrys endete. Zu einem ernsthafteren Treffen kam es Mitte Januar 1919. Kurz zuvor hatte Romer Isaiah Bowman getroffen und ihm ein Exemplar seines Atlas überreicht (und hatte sich die Bemerkungen von Bowmans damaligem Assistenten Parker Thomas Moon angehört, der voll des Lobes war). Einige Tage später kam es erneut zu einem Gespräch anlässlich eines Mittagessens auf Einladung der kolumbianischen Delegation:

> „Am Tisch saß ich auf Wunsch Bowmans neben ihm und sprach über das Thema Litauen. Ich wies auf den axialen territorialen Charakter der polnischen Mehrheiten in Litauen hin und [...] auf die Konsequenzen einer solchen Konstellation: Entweder das gesamte ehemalige Großfürstentum

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> Litauen vereinigt sich mit Polen oder Litauen bleibt nicht lebensfähig, weil Polen nicht auf sein ethnografisches Gebiet verzichten kann, und Teile des orthodoxen Weißrusslands zu Russland werden zurückkehren wollen. [...] Die Diskussion drehte sich hauptsächlich um Rumänien und die Donau. Mrazec verteidigte die rumänischen Ansprüche auf das gesamte Banat und hielt das Prinzip hoch, dass der Staat alle Schlüssel zu seinen inländischen Verkehrswegen besitzen müsse, in diesem Fall zur Mündung des Marosch in die Theiß. Ich unterstützte die Überlegung von Mrazec und wurde von [Robert H.] Lord dafür kritisiert, dass ‚ich immer über Danzig nachdenke'."[73]

Einen Monat später traf sich Romer erneut mit Bowman zum Kaffee. Diesmal präsentierte er ihm die Ergebnisse seiner vergleichenden Untersuchungen zum zivilisatorischen Niveau der Polen, Deutschen und Ukrainer. Das Projekt war zur Hochzeit der polnisch-ukrainischen Kämpfe um Lemberg konzipiert worden und Romer bewies mit Hilfe von Diagrammen, dass die Ukrainer – im Unterschied zu den Polen – noch nicht die Fähigkeit zur Gründung eines funktionierenden Staates erreicht hätten. Die logische Schlussfolgerung aus all diesen Aufstellungen war offensichtlich: Ostgalizien sollte zu Polen gehören. Bowman enthielt sich eines Kommentars zum Inhalt der Materialien und interessierte sich stattdessen für die Forschungs- und Präsentationsmethode.[74] Seine Bewunderung war anscheinend nicht vorgetäuscht. Als er ein paar Monate später seine Pariser Erlebnisse in einem Brief an Davis zusammenfasste, widmete er auch Romer einige begeistere Bemerkungen.[75] An diesen sparte er auch nicht in der direkten Korrespondenz mit dem polnischen Geografen selbst: „Ich kann die Gelegenheit, dass wir uns beide gleichzeitig für einige Zeit in Paris aufhalten, nicht verstreichen lassen," – schrieb Bowman Ende April 1919 –

> „ohne Dir zu sagen, welch große Hilfe Dein Atlas für die amerikanische Regierung bei den Vorbereitungen auf die Friedenskonferenz war. [...] Die Verwendung Deines Atlas erleichterte unsere Arbeit in vielerlei Hinsicht und ermöglichte uns die Vorbereitung von Denkschriften über viele polnische Probleme bedeutend schneller, als wir dazu andernfalls in der Lage gewesen wären. Ich muss die außerordentliche geistige Hochachtung erwähnen, in der nicht nur der Atlas gehalten wird, sondern auch die ihm beiliegenden Statistiken. Du bist gemäß einer von jungen Nationen selten angewandten Methode vorgegangen, Deine Karten stützen sich auf veröffentlichte, meist offizielle Statistiken, die Du hinsichtlich des Grads ihrer Glaubwürdigkeit beurteilt

[73] ROMER, Pamiętnik paryski, S. 114 f.

[74] Ebd., S. 194.

[75] AGS, Directors' Files, Isaiah Bowman, Sign. dig. AGSNY_B183_F031_074.01–02.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> hast. Als Geograf möchte ich Dir meine Bewunderung für Deine Arbeit ausdrücken und Dich um die Hochachtung wissen lassen, die wir alle diesem in so schwierigen Zeiten entstandenen Atlas entgegenbringen."[76]

Diese Briefwechsel sowie die halboffiziellen oder privaten Gespräche beim Mittagessen, Nachmittagskaffee oder auch ohne besonderen Anlass hatten für beide Seiten eine wichtige Funktion: Die Experten der Großmächte füllten ihre Wissenslücken auf. So korrespondierte Romer zum Beispiel im März 1919 mit Martonne und erklärte ihm die Art der Darstellung des Grundeigentums auf einer bestimmten Karte in seinem Atlas, wobei er auch erneut die Methode erläuterte, derer er sich bedient hatte, um die polnisch-ukrainischen Zivilisationsunterschiede zu messen.[77]

Dank dieses kostenlosen Repetitoriums konnten die westeuropäischen Geografen deutlich gelassener auf die Aufforderungen der Staatsmänner warten, die bei den verworrenen Grenzfragen blitzschnelle, knappe und gehaltvolle Informationen verlangten. Für die Experten der Delegationen aus den neu entstehenden Staaten wiederum war jede Möglichkeit zur Begegnung mit höher gestellten Akademikerkollegen ein Grund der Befriedigung, der die Hoffnung auf eine erfreuliche Gestalt der endgültigen Konferenzbeschlüsse nährte. Auch die Mitglieder der Delegationen, die aufgrund anderer Verpflichtungen selten an solchen Treffen teilnahmen, beschrieben die freudige Erregung der Kollegen, die in den elitären Kreis der Experten der Großmächte eingelassen wurden. „Romer stürzte strahlend und gerührt ins Büro, Bowman sei mit ganzer Seele einer von uns und könne wegen Lemberg nicht genug Bewunderung zum Ausdruck bringen", notierte der Historiker Władysław Konopczyński nach dem Treffen zwischen dem polnischen und dem amerikanischen Geografen im März.[78]

Die Kontakte der Experten der Großmächte mit Kollegen aus kleineren Staaten bestanden aber nicht nur darin, ihnen auf die Schulter zu klopfen und ihre Anerkennung für die geleistete Arbeit zum Ausdruck zu bringen. Weckte ihr Niveau kein Vertrauen, kam es zu offenen Zwistigkeiten. Romer berichtete von einem solchen Zwist, an dem sein Kollege Jan Czekanowski Anteil gehabt hatte. Der Lemberger Anthropologe nahm im Kreis der polnischen Experten die inoffizielle Rolle eines politi-

---

[76] BJ, Rękopisy, Materiały, Eugeniusz Romer, Sign. S. 24, Brief an Romer vom 30.04.1919.

[77] BJ, Rękopisy, Materiały, Eugeniusz Romer, Sign. d. 63, Brief an Martonne vom 30.03.1919.

[78] KONOPCZYŃSKI, Dziennik 1918–1921, S. 328.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schen Kommissars ein. Politisch stand er Dmowski nahe und gab sich als jemand zu erkennen, der sich bei den Intrigen der polnischen Kommission hinter den Kulissen gut auskannte. Für Romer zählte jedoch vor allem sein inhaltlicher Beitrag zur Arbeit des Kongresses. Dieser bestand in der Vorbereitung eines Konzeptes, das die ethnisch polnischen Gebiete von den nicht polnischen abgrenzen sollte. Unter methodologischen Gesichtspunkten war Czekanowskis Herangehensweise interessant, es gab gewisse Ähnlichkeiten zu Romers Isolinien. Der Lemberger Anthropologe schlug eine Aufteilung entlang der „Linie des ethnografischen Gleichgewichts" vor, die beiden Seiten Territorium proportional zu der Zahl der dort lebenden Bevölkerung einer jeweiligen Nationalität gewähren würde. Das Problem daran war, dass sich dieses Gleichgewicht als ziemlich wackelig erwies und sehr stark zur polnischen Seite ausschlug. Romer war traurig und wütend. Am 29. April 1919 notierte er:

> „Nachmittags bei Lord. Er erfasste die Haltlosigkeit der ganzen ethnografischen Kalkulation Czekanowskis, [...] gleichzeitig machte er Pawłowski einen Vorwurf, der in seiner Studie zu Ostgalizien die Farbe Rot ungerechtfertigterweise für Gemeinden mit 25-50 % Polen gebraucht hätte. Er berichtete auch, dass Martonne mit einer umgekehrt verzerrten Karte zur Kommission gekommen sei und die ruthenischen Gemeinden zwischen 25-50 % hellblau markiert gewesen seien! Unser Bild musste natürlich bei so einer Rektifikation nicht nur formell leiden.
> Ich bekam den Eindruck, dass die ersten Risse in unseren wissenschaftlichen Bauwerken zu Rissen in der Atmosphäre der persönlichen Beziehungen führten. [...] Bereits seit langem hatte ich nämlich gewisse Fragezeichen bezüglich einiger Annahmen, auf die sich die Studien Czekanowskis stützten, hielt aber bis zum letzten Moment an der Überzeugung fest, dass die Bevölkerung mengenmäßig proportional zu der von ihr okkupierten Oberfläche verteilt sei; von dieser Illusion befreite mich erst Lord auf sehr schmerzhafte Art."[79]

[79] ROMER, Pamiętnik paryski, S. 293. In einer späteren Rezension zu Pawłowskis Karte präzisierte Romer den Bericht: „Das beabsichtigte Ziel war erreicht, aber im Pariser Comité d'études, das während der Friedenskonferenz für das französische Außenministerium arbeitete, hatte man auf Grundlage des Kartenmaterials von Pawłowski zwei andere umstrittene Karten angefertigt, eine völlig objektiv, in der der Wechsel der Farben, die Polen und Ruthenen markierten, sich bei 50 % vollzog, und eine zweite, die entgegen der Karte von Pawłowski nur die stärksten polnischen Mehrheiten berücksichtigte, d. h. als polnisch wurden nur die Siedlungen bezeichnet, in denen über 75 % der Bevölkerung römisch-katholisch waren." – EUGENIUSZ ROMER, [Rezension zu] Stanisław Pawłowski, Ludność rzymsko-katolicka w polsko-ruskiej części Galicji (1919), in: Polski Przegląd Kartograficzny I (1923–1924), 2, S. 71.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Sorge um die guten Beziehungen zu den amerikanischen Kollegen, die bei der Reaktion des Geografen durscheint, illustriert sehr gut den vielschichtigen Charakter der Teilnahme der Experten an den Pariser Verhandlungen. Es ging nicht nur um das Schicksal des Vaterlandes. In der Waagschale lagen außerdem das Ansehen der heimatlichen Wissenschaft und das persönliche Prestige der einzelnen Wissenschaftler. Nicht nur Romer war sich ganz deutlich bewusst, dass man – unabhängig von den Entscheidungen der Konferenz – anschließend ins Leben und an die Arbeit zurückkehren musste. Beides sah für die Experten vielversprechender aus, denen nicht der Makel der Fälschung anhaftete.

Diese doppelte Loyalität – gegenüber dem Heimatland und gegenüber der Wissenschaft – wurde bei den Kontakten zwischen den Experten aus Ostmittel- und Südosteuropa und den Kollegen, die die siegreichen Großmächte vertraten, besonders deutlich. Ihre Korrespondenz während der Pariser Verhandlungen und direkt nach deren Ende lässt sich drei Bereichen zuordnen. Erstens Politik, die man meist als Geißel Gottes ansah, ein belastendes Hindernis bei der Rückkehr zur wissenschaftlichen Arbeit. „Mein Herzenswunsch wäre die vollständige Rückkehr zu Wissenschaft und Vorlesungen. Leider erlaubte die Entente das nicht!", beklagte sich Romer in einem Brief an Bowman, wütend über die Kompromisslösungen, die die Großmächte im Hinblick auf Danzig, Oberschlesien und Ostgalizien getroffen hatten.[80]

Der zweite, nicht weniger wichtige Bereich, betraf die eigene Arbeit. Sowohl Romer als auch Cvijić bemühten sich um englischsprachige Ausgaben ihrer Arbeiten, beschäftigten sich mit dem Vertrieb und nahmen dankbar Zuwendungen und immaterielle Anerkennungen entgegen. Am häufigsten waren das Medaillen, die von geografischen Gesellschaften an Experten, die sich durch Vorbereitungs- und Kongressarbeiten verdient gemacht hatten, verliehen wurden. Fast alle der uns interessierenden Wissenschaftler wurden damit ausgezeichnet. Eines der ungewöhnlichsten Zeichen wissenschaftlicher Anerkennung war die Benennung eines Gletschers in Alaska nach Eugeniusz Romer.[81]

Der dritte Bereich betraf nicht die persönlichen Ambitionen. Man sollte ihn meiner Meinung nach eher als Ausdruck von Patriotismus behandeln, nicht weniger wichtig als das Engagement der Geografen bei den Grenzdiskussionen. Es ging um die Anstrengungen bei der Erneuerung der Wissenschaft in ihren Heimatländern, die nicht nur vom Krieg

[80] AGS, Directors' Files, Isaiah Bowman, Sign. dig. AGSNY_B187_F035_001.01.

[81] AGS, Directors' Files, Isaiah Bowman, Sign. dig. AGSNY_B187_F035_031.03.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zerstört waren, sondern auch unter der galoppierenden Inflation, dem sich ausbreitenden Banditentum und gesellschaftlichen Konflikten litten. Pál Teleki, der im Gefolge der ungarischen Delegation nach Paris gereist war, die die Entscheidung der Großmächte anhören musste, wendete sich in genau dieser Angelegenheit an Bowman:

> „Ich schreibe Ihnen aus dem Zug, der unsere Delegation nach Paris bringt. Die American War Mission aus Budapest reist mit derselben Gruppe, ich werde die Herren also bitten, meinen Brief an Sie mitzunehmen. Sie wissen ja, wie schlimm es um unsere Währung steht. Das ist nicht nur für die Wirtschaft fatal, sondern auch für die Wissenschaft und die wissenschaftliche Arbeit. Nach der bolschewistischen Erfahrung und der rumänischen Zerstörung, verloren wir einen bedeutenden Teil unserer wissenschaftlichen Ausrüstung und Bibliotheksausstattung. Es ist sehr schwierig, all das gegenwärtig wieder aufzubauen, und noch schwieriger ist es, an neue Publikationen zu gelangen. Ich möchte Sie und die amerikanische Wissenschaftswelt auf diese Tatsachen hinweisen und Sie fragen, ob es Ihnen nicht möglich wäre, sich mit der Bitte an Autoren und Institutionen zu wenden, Kopien ihrer kürzlich veröffentlichten Publikationen nach Ungarn zu senden."[82]

Ähnliche Bitten erreichten die amerikanischen und französischen Experten von verschiedenen Seiten und meist wurden sie erhört, trotzt verschiedener Schwierigkeiten. Davon zeugt zum Beispiel das Paket mit Dubletten der „Geographical Review", die Bowman auf Bitten Romers noch im Jahr 1919 nach Lemberg schickte. Wundersamerweise erreichte das Paket trotz andauernder Kämpfe und chaotischer Staatsorganisation offensichtlich Lemberg, von wo es aber durch einen Postbeamten wieder zurück nach New York geschickt wurde.

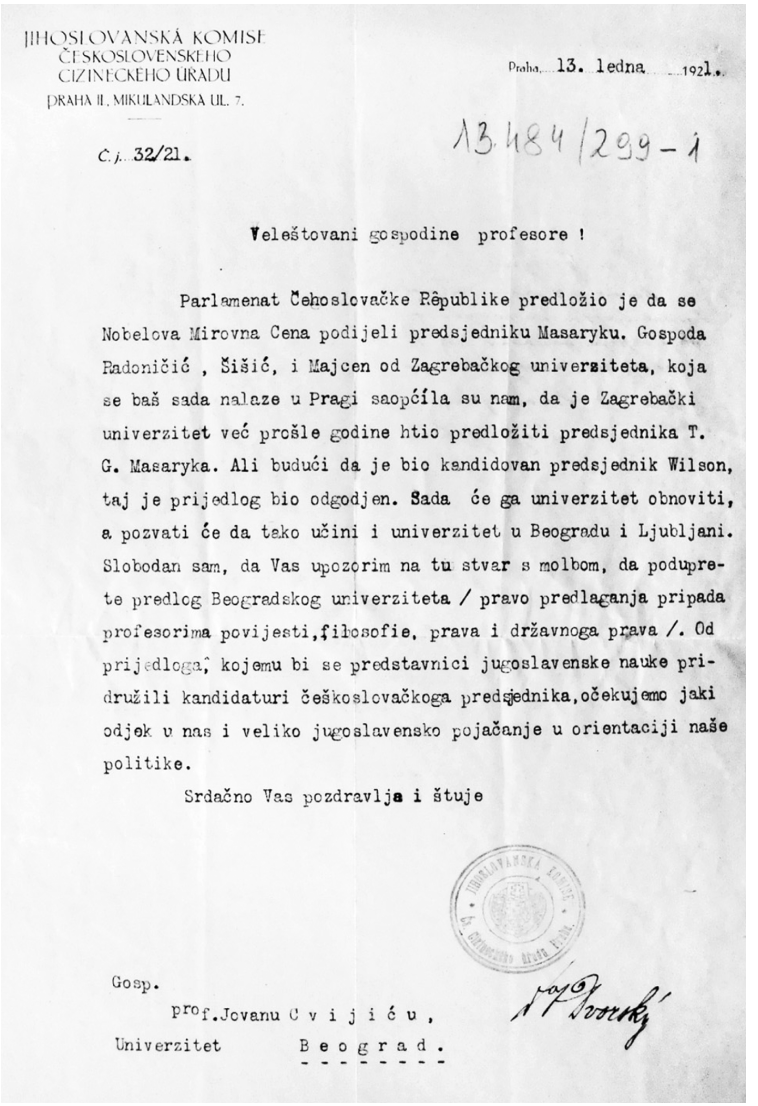
> „Gott im Himmel! Donnerwetter! Parbleu! Mon Dieu! Sacre Bleu! Carramba! Hell! Warum, lieber Freund, sind die Dienste der Post in Lemberg immer noch so fürchterlich, dass man sie wahrscheinlich nur mit New York selbst vergleichen kann, wo aufgrund des destruktiven Einflusses des Krieges und des Fokus auf andere Sachen Dienstleistungen einen so geringen Stellenwert haben, dass man beim Versand eines Briefes nicht sicher sein kann, ob er die Menschen erreicht, die auf der anderen Straßenseite wohnen. Ich flehe Dich an, lieber Freund, engagiere Dich für die Sache der Verwaltung und lass nicht zu, dass Deine neue Regierung und die neuen Beamten sich als genauso dumm erweisen, wie die, die gegenwärtig dieses Land regieren."[83]

---

[82] AGS, Directors' Files, Isaiah Bowman, Sign. dig. AGSNY_B189_F009_003.01–03, Brief vom 10.02.1920.

[83] AGS, Directors' Files, Isaiah Bowman, Sign. dig. AGSNY_B187_F035_009.02.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/



JIHOSLOVANSKÁ KOMISE
ČESKOSLOVENSKÉHO
CIZINECKÉHO ÚŘADU
PRAHA II. MIKULANDSKÁ UL. 7.

Praha, 13. ledna 1921.

Č.j. 32/21.

13.484/299-1

Veleštovani gospodine profesore !

Parlamenat Čehoslovačke Republike predložio je da se Nobelova Mirovna Cena podijeli predsjedniku Masaryku. Gospoda Radoničić , Šišić, i Majcen od Zagrebačkog univerziteta, koja se baš sada nalaze u Pragi saopćila su nam, da je Zagrebački univerzitet već prošle godine htio predložiti predsjednika T. G. Masaryka. Ali budući da je bio kandidovan predsjednik Wilson, taj je prijedlog bio odgodjen. Sada će ga univerzitet obnoviti, a pozvati će da tako učini i univerzitet u Beogradu i Ljubljani. Slobodan sam, da Vas upozorim na tu stvar s molbom, da podupre-te predlog Beogradskog univerziteta / pravo predlaganja pripada profesorima povijesti, filosofie, prava i državnoga prava /. Od prijedloga, kojemu bi se predstavnici jugoslavenske nauke pridružili kandidaturi češkoslovačkoga predsjednika, očekujemo jaki odjek u nas i veliko jugoslavensko pojačanje u orientaciji naše politike.

Srdačno Vas pozdravlja i štuje

Gosp.
prof. Jovanu C v i j i ć u,
Univerzitet B e o g r a d .

Abb. 9: Brief von Viktor Dvorský an Jovan Cvijić vom 13. Januar 1921 mit der Bitte um Unterstützung der Nominierung von Tomáš G. Masaryk für den Nobelpreis.

Auf der anderen Seite kursierten Publikationen, die in Ostmittel- und Südosteuropa herausgegeben worden waren und einen Beitrag zur Internationalisierung der Ergebnisse der dortigen Forscher leisteten: ein einfacher

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und bis heute funktionierender Austauschmechanismus, der bereits vor dem Krieg auf gut geölten Schienen lief. Der einzige Unterschied war die Zielgruppe. Vor dem Krieg hatte man Publikationen aus der Region zu allermeist an deutsche Wissenschaftler geschickt, jetzt nahmen diesen Platz Franzosen und – zum ersten Mal in solchem Ausmaß – Amerikaner ein. Auch die Beziehungen zwischen den Geografen aus Ostmittel- und Südosteuropa belebten sich. Bereits direkt nach dem Krieg kommunizierten Cvijić, Mehedinţi, Romer, Dvorský und andere völlig ohne Vermittlung miteinander. Hinter jedem von ihnen standen nicht nur eine eigene wissenschaftliche Autorität, sondern auch wissenschaftliche und politische Institutionen.

* * *

Die Friedenskonferenz hatte auf die Geografen sicherlich größeren Einfluss als diese umgekehrt auf die dort letztlich gefassten Beschlüsse. Das ist eine Vermutung, denn in Wirklichkeit sind eindeutige Antworten schwierig. Die genaue Feststellung, wer und in welchem Ausmaß über diesen oder jenen Grenzverlauf entschieden hat, scheint unmöglich. Der endgültige Text des Abkommens, das den Ersten Weltkrieg beendete, war das Ergebnis vieler unterschiedlicher politischer Interessen, Sympathien und Antipathien und auch Stereotype. Die Ignoranz der Politiker erwies sich als nicht bedeutungslos, eine Eigenschaft, für die sich weder die Vertreter der Großmächte noch Roman Dmowski schämten. Die Experten, die noch nie zuvor bei ähnlichen Beratungen so zahlreich teilgenommen hatten, verfügten über eine indirekte und eher unsicherere Position. Sie sollten Wissenslücken füllen und Fragen beantworten, die ihnen die Diplomaten stellten. Politische Entscheidungen waren nicht ihre Sache, nur ausnahmsweise hatten sie die Möglichkeit, den offiziellen Standpunkt einer Delegation zu formulieren.

Allerdings waren manche der Experten auch nicht völlig einflusslos. Parallel zur Dauer der sich in die Länge ziehenden Verhandlungen wuchs die Rolle der Experten der Siegermächte. Sie waren keine Staatsmänner und fühlten sich allgemein nicht als Politiker. Vielleicht war es genau dieser Mangel an Selbstsicherheit, der sie von den Diplomaten unterschied und sich als ihr größter Vorzug erwies. Dieser Gedanke klingt in manchen Bewertungen der Konferenz an. Taline Ter Minassian bemerkt, dass die Experten – obwohl sie nicht in der Lage waren (und es auch nicht versuchten), den Politikern entgegenzutreten – in manchen Fällen doch eine Schlüsselrolle bei der Präzisierung von bestimmten Schritten spielten,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

denen sie zustimmten.[84] Parker Thomas Moon, der Assistent von Bowman in Paris – derselbe, der von Romers Atlas so begeistert war – drückte sicherlich nicht nur seine eigene Meinung aus, als er kurz nach Abschluss der Beratungen schrieb:

> „Endlich erscheint es offensichtlich, dass auch die ‚Experten' nicht frei von menschlichen Gefühlen waren. Es handelte sich um Wissenschaftler, die eilig und manchmal unüberlegt von ihren Büchern losgerissen wurden, um neue Gesetze für eine archaische Welt zu schaffen. Manche waren darauf besser vorbereitet, andere schlechter, mit Sicherheit repräsentierten nicht alle die professionelle Elite ihrer Disziplin in Amerika. Trotzdem erwiesen sie sich meist als bessere Staatsmänner als die professionellen Diplomaten."[85]

Durch die Experten der Großmächte nahmen die Beratungen der Friedenskonferenz einen besonderen Charakter an, der sich von vorangegangenen Kongressen unterschied. Bis zu einem gewissen Grad wurden Prinzipien laut, die Lyde 1914 in seiner Londoner Vorlesung erwähnt hatte. Es entschieden nicht mehr nur die größere Verhandlungsmacht und die Kunst der Diplomatie über den Verlauf der Grenzen. Geografische Argumente durchbrachen die Mauer der Berufsdiplomatie.

Die Experten der Großmächte fühlten sich als Wissenschaftler verpflichtet, ihr Wissen zu vervollständigen, und Ostmittel- und Südosteuropa stellten für sie die größten Wissenslücken dar. Das verwundert nicht, zeigten doch selbst die vergleichsweise gut informierten deutschen Geografen auf dem Gebiet teilweise eine überraschende Ignoranz. Und in Paris waren sie nicht dabei.

Es fehlte den Experten der Großmächte und ihren politischen Vorgesetzten an nötigen Informationen, und dies lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die bedeutend besser informierten Kollegen. An dieser Stelle eröffnete sich ein Raum für die Tätigkeit der Spezialisten aus Ostmittel- und Südosteuropa. Zwei der energischsten und ambitioniertesten unter ihnen, Jovan Cvijić und Eugeniusz Romer, hatten bereits hervorragende Karten veröffentlicht, als sie nach Paris fuhren. Es stellte für sie kein Problem dar, professionelle und persönliche Kontakte mit Experten aus den USA, Frankreich und Großbritannien zu knüpfen. Sie nutzten diese und präsentierten den westlichen Kollegen ihre eigenen Interpretationen der geogra-

---

[84] TALINE TER MINASSIAN, Les géographes français et la délimitation des frontières balkaniques à la conférence de la paix en 1919, in: Revue d'histoire moderne et contemporaine 44 (1997), 2, S. 252–286, hier S. 286.

[85] PARKER THOMAS MOON, More Light on the Peace Conference, in: Political Science Quaterly 36 (1921), 3, S. 501–508, hier S. 508.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

fischen Aufteilung der Region, zusammen mit ihren Vorstellungen zukünftiger Grenzen. Später nahmen sie auch an diplomatischen Verhandlungen teil, die den Verlauf der Grenzen betrafen, deren letztendliche Gestalt nicht in Paris festgelegt worden war.[86]

Zwar müsste man die Geografie-Experten in der Entscheidungskette der Friedenskonferenz sicherlich eher am hinteren Ende verorten – offiziell spielten sie eigentlich keine Rolle. Im Vergleich mit dem politischen Teil ihrer Delegation schnitten sie jedoch zumindest nicht ganz schlecht ab. Nicht nur im polnischen Fall kam es zwischen der Gruppe der Experten und den Berufspolitikern zu Spannungen. Romer erinnerte sich an eines der weniger angenehmen Treffen mit Dmowski, bei dem er die polnischen Experten – anstatt eine sachliche Diskussion mit ihnen zu beginnen – mit einem kurzen Satz abgekanzelt hatte: „Ein Staatsmann hat keine Zeit, die Angelegenheiten zu studieren!"[87]

Der Geograf hielt fest, dass das Benehmen des „Staatsmannes" bei den versammelten Wissenschaftlern einen fürchterlichen Eindruck hinterlassen hätte. Die dynamische und aggressive Persönlichkeit Dmowskis weckte generell gemischte Gefühle unter den in Paris versammelten Diplomaten und Wissenschaftlern und gefährdete manchmal die Interessen, die er vertrat.[88] Stellt man verschiedene Berichte vom Verlauf der Beratungen nebeneinander, gibt dies Anlass zu einer eher skeptischen Bewertung der tatsächlichen Errungenschaften des anderweitig außerordentlichen Politikers. Als unterhaltsames Beispiel kann sein Buch „Die polnische Politik und der Wiederaufbau des Staates" (*Polityka polska i odbudowanie państwa*) dienen, ein Werk, mit dem Dmowski das Bild von sich als Demiurg der polnischen Unabhängigkeit effektiv festigte. Am 29. Januar 1919 hatte Dmowski Gelegenheit, den polnischen Standpunkt vor dem Obersten Rat vorzustellen:

> „Ich sprach französisch. Nach ungefähr zehn Minuten meines Vortrags unterbrach mich Clemenceau und wandte sich an den Dolmetscher, der meine Worte ins Englische übersetzte. Da fragte ich, ob ich nicht selbst übersetzen könne. Ich sprach also abwechselnd in zwei Sprachen und übersetzte mal vom

[86] BRONISŁAW PASIERB, Profesor Eugeniusz Romer jako konsultant na rokowania pokojowe w Rydze, in: Traktat ryski 1921 roku po 75 latach, hg. v. MIECZYSŁAW WOJCIECHOWSKI, Toruń 1998, S. 89–109.

[87] ROMER, Pamiętnik paryski, S. 185.

[88] KAY LUNDGREEN-NIELSEN, The Polish Problem at the Paris Peace Conference. A Study of the Policies of the Great Powers and the Poles, 1918–1919, übers. v. ALISON BORCH-JOHANSEN, Odense 1979, S. 304–306.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> Französischen ins Englische, mal umgekehrt, was dazu führte, dass mein Vortrag die doppelte Zeit dauerte."[89]

Der Auftritt, der für den Vortragenden offensichtlich ein Grund zu Stolz und persönlicher Zufriedenheit war, rief bei den Zuhörern einen völlig anderen Eindruck hervor. Bowman, ein erfahrener Wissenschaftler und an Vorlesungen gewöhnt, schrieb über Dmowskis Auftritt:

> „Als Dmowski die polnischen Prinzipien vortrug, begann er um 11.00 Uhr im 14. Jahrhundert und kam erst um 16.00 Uhr im Jahr 1919 und bei den aktuell drängenden Fragen an. Direkt nach ihm sprach Beneš und stellte die Forderungen der Tschechoslowaken vor. Wenn ich mich recht erinnere, begann er ein Jahrhundert früher und brauchte eine Stunde länger."[90]

Dmowski war keine Ausnahme. Ähnliche Probleme, sich in einer Situation zurechtzufinden, die sich von den eigenen Vorstellungen von der großen Politik unterschied, erlebte zum Beispiel auch Karel Kramář.[91] Abstrahiert man von den persönlichen Charaktereigenschaften der einzelnen Politiker, drängt sich die Frage auf, ob die unerschütterliche Selbstsicherheit und Verbundenheit mit der Kabinettspolitik im Fall von diplomatischen Vertretern wenig bedeutender Staaten noch dem Geist der Zeit entsprach. Hatten die Tiraden von Dmowski, Pašić oder Trumbić wirklich mehr Einfluss auf die Entscheidungen der Großmächte als die von den Geografen angefertigten Materialien und ihre direkten Treffen mit anderen Experten hinter den Kulissen?

Die Geografen unterschied noch ein weiterer Umstand von den Politikern. Selbst in den Wirren der Verhandlungen vergaßen sie nicht, dass sie nicht nur einem Herren dienten. Die Streitigkeiten über den Verlauf der Grenzen gingen bei ihnen Hand in Hand mit dem nicht erlöschenden Interesse an der Methodologie und der Arbeit am Aufbau der Wissenschaft in ihren Heimatländern nach den Zerstörungen des Krieges. Ihre Korrespondenz mit hochrangigen Experten der Großmächte liefert zahlreiche Illustrationen dieser gespaltenen Persönlichkeit. Noch wichtiger ist, dass es gerade die Methodologie war, die die westlichen Kollegen am meisten interessierte, und man erst aufgrund dieses Interesses überhaupt anfangen konnte, darüber nachzudenken, wie man sie von den eigenen Gebietsforderungen überzeugen könnte. Das beste Beispiel für diesen Mechanismus liefern erneut Cvijić und Romer, die nicht dafür bewundert

---

[89] DMOWSKI, Polityka polska, S. 128.

[90] Zit nach: SEEGEL, Mapping Europe's Borderlands, S. 279.

[91] MARIÁN HRONSKÝ, Boj o Slovensko a Trianon 1918–1920, Bratislava 1998, S. 206.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wurden, wie einfallsreich sie die postulierte Reichweite ihrer Staaten erweiterten, sondern für ihre Professionalität und die Neuartigkeit ihrer Arbeiten. Wenn sie nur die von Bowman erwähnten „frisierten Karten" angefertigt hätten, wären sie nie zu Gesprächspartnern geworden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

# IV. Grenzziehung: Völker

Karten bilden die Realität nicht objektiv ab. Das erscheint nach mehreren Kapiteln über verschiedene kontroverse Episoden aus der Geschichte der Kartografie Ostmittel- und Südosteuropas fast als Binsenweisheit. Vielmehr ist es so, dass es überhaupt keine objektiven Karten gibt. Jede Karte ist ein rhetorischer Akt, nicht notwendigerweise völlig bewusst. Jede hebt etwas hervor und verbirgt dafür etwas anderes. Bei der Betrachtung unterliegen wir den unterschiedlichsten Andeutungen, die sich daraus ergeben, dass Karten nur ein vereinfachtes Abbild der Wirklichkeit sind.

Die Gründe dafür, dass Karten lügen, sind so vielfältig wie die kartografischen Werkzeuge und Symbole. Bereits die Projektion, das heißt die Übertragung der Erdkugel auf eine zweidimensionale Fläche, erzwingt an einigen Stellen eine Veränderung der Proportionen. Je nach Art des verwendeten Netzes ziehen sich manche Kontinente zusammen und andere blähen sich auf. Symbole wie Punkte, Linien, Flächen, Pfeile, Farben (besonders Farben!) dienen der Hervorhebung und liegen im Ermessen des Kartografen, der entscheidet, was mehr oder weniger wichtig ist. Ähnlich verhält es sich mit Straßen, die auf Karten normalerweise proportional bedeutend breiter als in Wirklichkeit sind und so die Raumvorstellung des Betrachters durcheinanderbringen. Einfache Oberflächenkarten geben keine Höhenunterschiede wieder, die wiederum für die Einschätzung von Distanzen zwischen einzelnen Punkten entscheidend sind. Selbstverständlich ist die Reduktion unwichtiger Details für Kartografen auch eine Spielwiese.

Die Übertragung statistischer Daten auf eine Karte erfordert zahlreiche Vereinfachungen, die unvermeidlich die realen Verhältnisse verzerren. Das Bild kann sich in Abhängigkeit davon, welche Verwaltungseinheit als Grundlage für die Statistik herangezogen wird, diametral verändern: Gemeinde, Landkreis, Provinz. Das alles geschieht manchmal sogar ohne bewusste Intention der Kartografen. Ist es jedoch ihr Ziel, nicht nur die Wirklichkeit wiederzugeben, sondern auch Veränderungen darzustellen,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dann sind Werkzeugkiste und zur Verfügung stehende Manipulationstechniken fast unerschöpflich.[1]

Den Glauben an die Objektivität von Karten haben wir dank John Brian Harley, dem Pionier der kritischen Kartografie, verloren. Seiner Meinung nach sind Karten „gesellschaftliche Konstruktionen der Wirklichkeit mit Hilfe des Mediums der Kartografie".[2] Ein Historiker, der sich mit dem Thema beschäftigt, muss wachsam bleiben und die Schlüsselfrage immer im Hinterkopf behalten: Welchem Zweck dient die vorliegende Karte?

> „Eine absichtliche Verzerrung des Karteninhalts zu politischen Zwecken gab es in der Geschichte der Kartografie zu allen Zeiten, der Kartograf war jedoch nie ein unabhängiger Künstler, Handwerker oder Techniker. Hinter dem Schöpfer der Karte verbirgt sich ein Machtkomplex, der eigenen Regeln folgt. Diese unterlagen der Autorität direkter Vorgesetzter, Staatsbeamter oder auch dem Markt, und wir können diese Regeln aus den Inhalten der Karten und der Art der kartografischen Darstellung rekonstruieren. Bei einer einseitigen Darstellung, die den Maßstab manipuliert, typografische Zeichen vergrößert oder verschiebt oder auch suggestive Farben verwendet, bekennen sich die Schöpfer kartografischer Propaganda zu einer einseitigen Interpretation der geopolitischen Beziehungen. Solche Karten waren während des psychologischen Weltkriegs an der Tagesordnung – lange bevor die nationalsozialistischen Geopolitiker sie für sich entdeckten. Die europäischen Religionskriege im 17. Jahrhundert und der Kalte Krieg im 20. Jahrhundert wurden auch mit Propagandakarten ausgetragen – so wie mit jedem anderen Medium auch."[3]

Die kritische Kartografie, auch wenn sie selbstverständlich sehr (selbst-) kritisch ist, hat jedoch eine weniger eindeutige Beziehung zur Geschichte des Faches als die Worte Harleys vermuten lassen würden. Einerseits klagt sie an, andererseits nimmt sie die Schöpfer der Karten gewissermaßen in Schutz. Denn wenn jede Karte auf ihre Weise lügt, dann scheint die Schuld derer, die absichtlich lügen, etwas weniger gravierend. Diese uneindeutige moralische Bewertung hat mit technischen Schwierigkeiten der kartografischen Arbeit zu tun. Unabhängig von politischer Sympathie oder Antipathie lassen sich einige Phänomene einfach schwer so auf einer Karte darstellen, dass es allen gefällt.

---

[1] MARK MONMONIER, Eins zu einer Million. Die Tricks und Lügen der Kartographen, übers. v. DORIS GOESTNER, Basel 1996, passim.

[2] JOHN B. HARLEY, The New Nature of Maps. Essays in the History of Cartography, bearb. v. PAUL LAXTON, Baltimore / London 2001, S. 35 f.

[3] Ebd., S. 63.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Irgendeine Form des Eingriffs, am häufigsten Vereinfachung, ist unumgänglich. Ein erfahrener Kartograf ist selbstverständlich in der Lage, Methoden zu wählen, die nicht nur seinem beruflichen Gewissen, sondern auch seinen politischen Ansichten entsprechen. Das heißt jedoch nicht, dass man dieser fehlenden Objektivität eine andere Version entgegenstellen könnte, die objektiver wäre. Kartografen haben lediglich verschiedene Möglichkeiten, um die Wirklichkeit zu verformen. Statt einer einfachen Entscheidung zwischen richtig und falsch müssen sie entscheiden, welche Form der Verzerrung sie wählen wollen.

Die meisten der in diesem Buch genannten Geografen – vielleicht sogar alle – wussten ihren beruflichen Status zu schätzen. Motivation für ihre Arbeit waren nicht nur die politischen Bedürfnisse des Landes, sondern auch Wissenschaft und Karriere. Kartografie verstanden sie nicht nur als Ausführung erteilter Aufträge, sondern auch als Möglichkeit, ihre eigenen imperialistischen Vorstellungen zum Ausdruck zu bringen. Von der Verachtung, mit der sie Amateurkartografen begegneten, war bereits die Rede. Es entsprach nicht dem Ethos eines Geografen, das Vaterland in seiner historisch maximalen Ausdehnung darzustellen. Professionalität zeigte sich beim konstruktiven Umgang mit konkreten methodischen und technischen Problemen. Und davon gab es einige – die meisten bereiten Kartografen übrigens bis heute Schwierigkeiten.

Die Erfassung der ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung in Mazedonien oder Ostpreußen stellte nicht *per se* ein methodisches Problem dar. Man stritt sich eher darüber, welche Daten es erlaubten, die Bevölkerung so genau wie möglich zu bestimmen und wie man die verfügbaren Zensusdaten dann bestmöglich auf die Karten übertrug. Wie stellte man das Verhältnis zwischen Bevölkerungsdichte und Volkszugehörigkeit dar? Welche Farben verwendete man, ob und wie band man Diagramme in die Karten ein? Diese und ähnliche Fragen durchzogen auch die Kriegs- und Nachkriegsdiskussionen der Geografen. Liest man ihre Arbeiten, die sich mit der Bestimmung nationaler Gebiete, Grenzziehung und der Festlegung von Regionen beschäftigen, ist es sinnvoll, sich ins Gedächtnis zu rufen, dass es für viele kartografische Probleme, mit denen sie rangen, bis heute keine befriedigenden Lösungen gibt. Kartografie ist wirklich eine schwierige Kunst.

„Geografen wissen normalerweise genau, wenn eine Karte schlecht oder fehlerhaft ist, aber es fällt ihnen schwer, die Genauigkeit mit ähnlicher Sicherheit zu beurteilen", so die Expertenmeinung derer, die sich mit

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Perzeption von Karten beschäftigen.[4] Die Unterscheidung verschiedener Oberflächen gehört zu den schwierigsten Aufgaben überhaupt und beschäftigt die Theoretiker schon sehr lange. Versuche, eine sinnvolle Lösung zu finden, dauerten Jahrhunderte, und immer wieder gab es zwischenzeitlich angeblich endgültige Antworten. Mitte der 1920er Jahre beschrieb der deutsche Geograf Walter Geisler (er taucht in diesem Buch an anderer Stelle wieder auf, allerdings in völlig anderer Funktion), wie der Gebrauch des einst sehr beliebten Eckert'schen Punktesystems (mit dessen Hilfe man unter anderem unterschiedliche Höhen mit Punkten markieren konnte; je dichter die Punkte, desto höher gelegen das Gebiet) im Lauf seines Lebens nach und nach aus der Mode kam.

Eckerts System machte den immer populäreren Farben Platz, die wiederum auch technische Probleme mit sich brachten. Geisler verwies auf die Schwierigkeiten bei der optischen Wahrnehmung von Farben. Theoretisch werden Höhenunterschiede mit Hilfe von Farbsättigung dargestellt. Das Problem dabei ist jedoch, dass manche – vor allem kalte – Farben statt des Eindrucks einer Erhebung mit zunehmender Sättigung einen gegenteiligen Effekt hervorrufen.[5] Dieser Beobachtung verdanken wir das Aussehen unserer heutigen Karten, auf denen Landsenken mit dunklem, sattem Grün markiert werden.

Das ist jedoch nur eine von vielen Fallen für Kartografen, wenn sie gezwungenermaßen im Dunkeln durch die wenig bekannten Gebiete der Optik und Psychologie tappen. Sehr oft fußten die Regeln für die Verwendung von Farben, die sich Anfang des 20. Jahrhunderts etablierten, auf der Intuition der Geografen. Wie trügerisch dieses Kriterium sein kann, zeigt zum Beispiel die Sturheit, mit der man an die Suggestivkraft der Farbe Rot glaubte. Auf ethnischen und politischen Karten, um die es in diesem Kapitel geht, war Rot normalerweise für Dinge reserviert, die dem Herzen des Kartografen am nächsten waren: sein Volk und sein Staat.

Doch die Wahrnehmung von Farben ist ein schwieriges Feld, weil sie kulturell geprägt ist und auch überraschende Korrelationen mit Alter und Geschlecht aufweist. Ein durchschnittlicher männlicher Europäer präferiert laut neuester Untersuchungen eher die Farbe Blau, Frauen, die vor

[4] C. BOARD / R. M. TAYLOR, Perception and Maps. Human Factors in Map Design and Interpretation, in: Transactions of the Institute of British Geographers 2 (1977), 1, S. 19–36, hier S. 22.

[5] WALTER GEISLER, Das Bildnis der Erde. Ein Leitfaden und Praktikum der gesamten Kartenwissenschaft, Halle 1925, S. 177.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

derselben Wahl stehen, entscheiden sich statis-tisch häufiger für Rot.[6] Bei dieser komplizierten Materie mischt sich Ästhetik mit Biologie – die Karte ist schließlich ein Kommunikat, das vom visuellen System des Menschen gelesen wird.

> „Informationen erhält das System durch die Eigenschaften des Lichts, das vom Bild zurückgeworfen wird, dessen Zeichen wiederum als visuelle Reize vor einem Hintergrund aufgenommen werden und Reaktionen des visuellen Systems in Gestalt bestimmter Eindrücke hervorrufen. [...] [G]rundlegende Faktoren, die über die Art der aufgenommenen Eindrücke und damit über die visuellen Eigenschaften der Reize entscheiden, sind: die räumliche Verteilung des Lichts sowie die Intensität (Amplitude der Welle), die von der Helligkeit des betrachteten Objekts und der Häufigkeit (Länge der Welle) abhängt, die wiederum mit der Farbe zusammenhängt. Veränderungen bei Helligkeit und Farben rufen den Eindruck von Kontrast hervor, und dieser legt andere Eigenschaften der betrachteten Objekte wie Ortsfrequenz, Gestalt, Größe, Orientierung und Textur fest."[7]

Im Licht der kritischen Kartografie verdienen die politischen Haltungen der Geografen wohl etwas mehr Empathie als die gewöhnliche nationalistische Propaganda. Die Semiotik der kartografischen Visualisierung samt ihrem optischen Jargon zeigt, dass die Lesart von Karten nicht unbedingt mit der Intention ihrer Schöpfer korrelieren muss. Beide Einwände sollte man berücksichtigen, wenn man sich über Karten beugt, die während des Ersten Weltkriegs oder späterer kleiner Kriege in Ostmitteleuropa und auf dem Balkan entstanden sind.

## Von der Grenze zum Volk

Die Offensive Deutschlands und Österreich-Ungarns, die im Frühjahr 1915 begann, stellte nicht nur die strategische Situation an der Ostfront auf den Kopf, sondern auch die ethnischen Verhältnisse in der Region stiegen fast über Nacht von einem Nischenthema für Spezialisten in die Kategorie wichtiger und beachtenswerter Angelegenheiten auf. Die Dämme brachen und spülten eine Flut zunehmend fantastischerer und brutalerer deutscher Annexionspläne hervor. Gleichzeitig waren Stimmen sehr interessierter Autoren aus Ostmitteleuropa zu vernehmen, die die deut-

[6] Monmonier, Eins zu einer Million, S. 236.

[7] Wiesława Żyszkowska, Semiotyczne aspekty wizualizacji kartograficznej, Wrocław 2000, S. 57.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sche Politik aufklären und inspirieren wollten. In diesem Kreis durften die Schüler Albrecht Pencks natürlich nicht fehlen.

Im Jahr 1915 gaben zwei von ihnen, Stepan Rudnyc'kyj und Erwin Hanslik, gemeinsam ein Heft heraus, das sich dem östlichen Kriegsschauplatz widmete.[8] Schwer zu sagen, ob die Inkohärenz des Bändchens aus der eiligen Veröffentlichung oder eher aus inhaltlichen Unterschieden zwischen den Autoren resultierte (oder eher aus der fehlenden Kohärenz der Ansichten eines Autors), hinsichtlich der Frage der ethnischen Aufteilung Osteuropas fanden sich nämlich zwei widersprüchliche Aussagen. Rudnyc'kyj verwendete, wie immer in seinen Texten aus Kriegszeiten, klare und unstreitige Unterteilungen, die auf der Biologie fußten. Ein besonderer Körperbau, der sich mit Hilfe vieler Durchschnittswerte beschreiben ließe, charakterisiere seiner Meinung nach nicht nur Ukrainer. Sogar Weißussen, von denen man damals häufig als Volk, das es noch nicht gibt und vielleicht auch nie geben wird, sprach, waren aus Sicht des Geografen eine anthropologische Tatsache mit einer mittleren Größen von 165,1 cm, einem durchschnittlichen Brustumfang von 53,84 cm, einer Armlänge von 45,10 cm, Beinlänge von 51,70 cm und einem Schädel-Längen-Breiten-Index von 85,10.[9]

Ein anderer Teil, der von Hanslik stammte, war hingegen in einem völlig anderen Ton gehalten. Statt konkrete Daten vorzustellen, berief er sich auf die in Deutschland verfestigten Stereotype über den Osten, einer fernen Gegend, die sowohl im Hinblick auf die Kultur und das Leben der Bewohner, aber auch in ihrer ethnischen Aufteilung chaotisch sei.

> „Kurz gesagt, die Völker Osteuropas von der Adria bis zum Ural, von der Ägäis bis zum Finnischen Meerbusen, vom Weißen bis zum Schwarzen Meer haben eine gemeinsame Eigenschaft, und zwar befinden sie sich noch in einem Stadium ethnischer Ungewissheit. Zusammengenommen stellen sie eine eigenständige Gemeinschaft von Völkern dar, die sich der erst wachsenden Identität noch nicht bewusst sind und einen sehr starken Kontrast zu den sich ihrer Individualität bewussten Völkern Westeuropas darstellen."[10]

Das Gefühl der Dissonanz wurde durch die der Veröffentlichung beiliegende Karte verstärkt, die die ethnische Aufteilung Osteuropas präsentierte. Dort waren (auf entschieden eindeutigere Art als bei früheren Karten Niederles) die Gebiete, die von verschiedenen Volksgruppen bewohnt

[8] STEFAN RUDNYCKYJ, Der östliche Kriegsschauplatz, Jena 1915.

[9] Ebd., S. 67.

[10] Ebd., S. 127.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

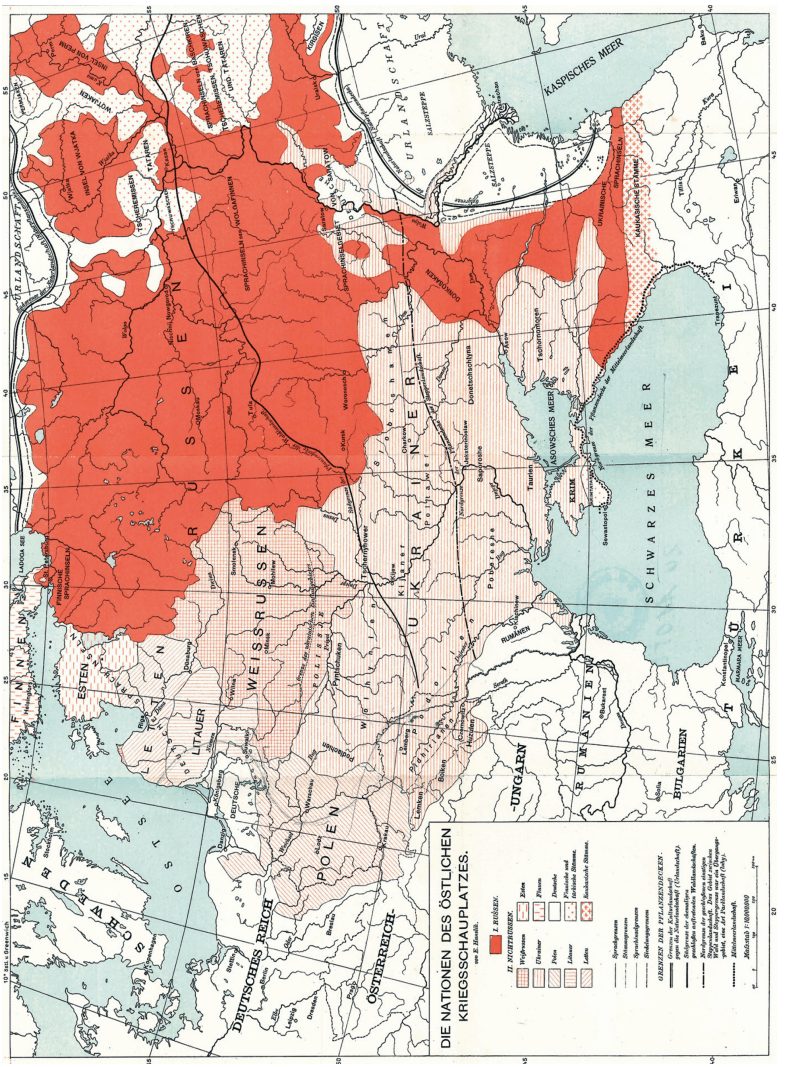



Abb. 10: Karte Erwin Hansliks aus „Der östliche Kriegsschauplatz“ (1915).

wurden, deutlich unterschieden, so als ob die Grenzen zwischen ihnen bereits gezogen seien. Die von Hanslik erstellte Karte fügte bei dieser Gelegenheit dem ukrainischen Gebiet viele umstrittene Regionen hinzu – sogar solche, die nach einhelliger Expertenmeinung noch nie ukrainisch gewesen waren. Es genügt der Hinweis, dass die Grenzen des ethnisch ukrainischen Gebiets von Prypjat’ gezogen wurden. Ein Teil davon war auch Podlachien.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Auch wenn Inhalt und Widersprüchlichkeiten des sie begleitenden Textes überraschen, ist Hansliks Karte doch eine typische Vertreterin der zu Kriegszeiten weitverbreiteten Gattung der einfachen ethnischen Kartografie. „Einfach" nicht nur im Hinblick auf die Mittel des Ausdrucks, sondern auch im Hinblick auf die Art, wie Informationen auf die Karte übertragen wurden. Das Ziel war die Legitimierung des Staates, den die Schöpfer der Karte zu schaffen hofften: in diesem Fall eine große und unabhängige Ukraine. Um eine stabile Regierung zu schaffen und den Überzeugungen der Geografen folgend, sollte der Kern eines solchen Staatsgebildes (wenn nicht in Gänze) ein geschlossenes Gebiet sein, das von der dominierenden Volksgruppe bewohnt wurde. Der Übergang von einer ethnischen zu einer politischen Karte ließ sich fast sofort vollziehen. Dies tat L'onhin Cehel'skyj auch, der dafür eine (noch stärker) vereinfachte Version der Karte von Hanslik zur Darstellung der zukünftigen Ukraine verwendete.

Abb. 11: Karte aus L'onhin Cehel'skyjs „Die großen politischen Aufgaben des Krieges im Osten und die ukrainische Frage" (1915).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Diese Art der kartografischen Argumentation hatte einen entscheidenden Vorteil: Sie war unkompliziert. Der kürzeste Weg führte ans Ziel: Ein Gebiet wurde dem Volk zugeschrieben, das dort lebte. Es gab dabei allerdings auch erhebliche Nachteile, die aus genau diesen Vereinfachungen resultierten. Hansliks Karte hatte das Problem der ethnischen Unterschiede in der Region auf sehr offensichtliche Weise umgangen. Rudnyc'kyj, der zwar präziser war, hatte aber auch einiges auf dem Kerbholz. Die Zahlen, auf die er sich berief, stimmten nie mit den von ihm postulierten Grenzen überein. Das wird auf den Karten deutlich, die den Veröffentlichungen Chvedir Vovks beilagen – ein Anthropologe, dessen den Körperbau der Ukrainer betreffende Daten auch Rudnyc'kyj nutzte.

Das Gebiet, das Vovk bei seinen Forschungen untersuchte, unterschied sich stark von dem, das Rudnyc'kyj sich unter dem Namen „Ukraine" vorstellte. Der Anthropologe beließ vor allem ein großes Stück weißrussischen Gebiets außerhalb der Landesgrenzen, auf der Karte zu dem Heft von Rudnyc'kyj und Hanslik wurde dieser Teil dem ethnischen Gebiet der Ukraine zugeschlagen. Bezog sich die mit bewunderungswürdiger Genauigkeit angegebene Beinlänge eines durchschnittlichen Weißrussen also wirklich auf einen Einwohner von Weißrussland?

All diese Probleme ergaben sich daraus, dass die Reihenfolge der Überlegungen auf den Kopf gestellt worden war. In Wirklichkeit hatten ukrainische Aktivisten zuerst eine Vorstellung des nationalen Gebietes entwickelt und dieser erst dann ihre einfachen ethnischen Karten angepasst. Entsprachen die verfügbaren statistischen Daten irgendwo nicht den Annahmen, wurden sie ignoriert. Nicht verwunderlich, dass Hansliks Karte bei den Streitigkeiten um die ethnischen Grenzen im Osten Europas nicht als Argument angeführt wurde. Die von ihm und Rudnyc'kyj gebrauchte Strategie erwies sich als Garant für bittere Enttäuschungen. Sobald eine Karte nur dem Namen nach Nationalitäten berührte, es sich im Kern aber um eine politische Karte handelte, gäbe es bei der Gegenüberstellung mit einer anderen politischen Karte nicht die geringsten Probleme. Genau so erging es gegen Kriegsende den ukrainischen Aktivisten, als ihre deutschen Verbündeten begannen, auch die Idee einer weißrussischen Staatlichkeit zu unterstützen. Die Grenzen der Weißrussischen Volksrepublik umfassten einen nicht unwesentlichen Teil der Gebiete, auf die auch die Ukrainer Anspruch erhoben hatten. Es ist also nicht verwunderlich, dass die offiziellen Karten der Weißrussischen Volksrepublik, die sich gegen Ende des Krieges in Deutschland verbreiteten, eine unangenehme Überraschung für sie darstellten.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

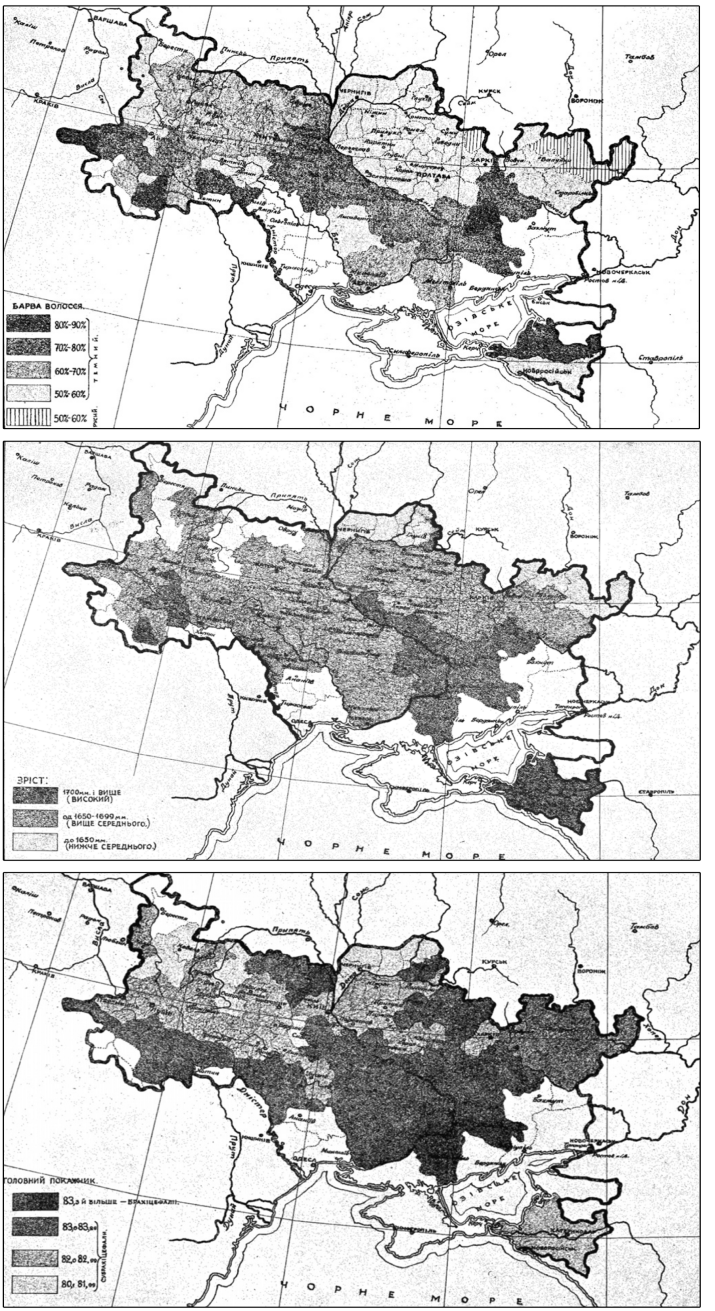



Abb. 12: Karten, die Chvedir Vovks Studie beilagen (1916).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

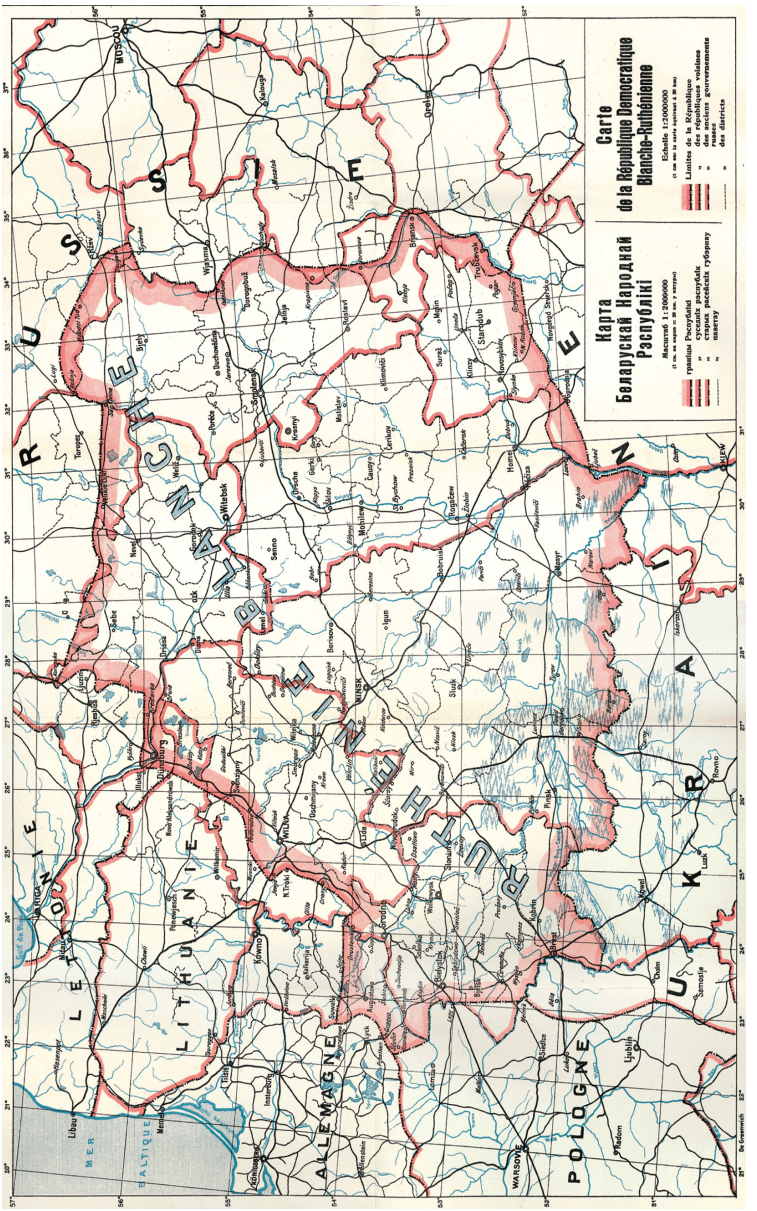



Abb. 13: Ausschnitt einer Karte der Weißrussischen Volksrepublik einschließlich einiger Gebiete, über deren Zugehörigkeit Uneinigkeit mit der Ukraine bestand (1918).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die vereinfachte ethnische Karte verfehlte nicht nur die wissenschaftlichen Anforderungen, sondern erwies sich auch als politisch erfolglos und diente lediglich der Illustration. Deutlich überzeugender waren detaillierte Arbeiten, die dem Betrachter nicht weismachen wollten, dass der Osten und Südosten Europas nur aus geschlossenen nationalen Gebieten bestehe. Diesen Weg wählte letztlich die Mehrheit der Geografen. So entwarfen beispielsweise die Bulgaren als Antwort auf die kartografischen Arbeiten von Cvijić möglichst genaue Karten der Gebiete, in denen Minderheiten lebten. Auch bedienten sie sich historischer Arbeiten der europäischen Kartografie, die recht oft zu ihren Gunsten sprachen. Im Jahr 1917 bereitete der bulgarische Botschafter in Berlin, Dimit'r Rizov, eine Veröffentlichung mit einer Auswahl einiger Dutzend solcher Karten vor.[11] Für die Bulgaren sprach sich auch ein Bekannter Romers aus, Vladimír Sís – derselbe, der 1918 extra nach Lemberg gefahren war, um den Besuch Viktor Dvorskýs anzukündigen. Sís widmete der mazedonischen Frage einen deutschsprachigen Aufsatz, in dem er Cvijić energisch angriff, er habe

> „versucht, in der Welt eine falsche Anschauung über die mazedonische Frage zu verbreiten, indem er nämlich in Mazedonien keine Bulgaren anerkennt, sondern ein neues, der Wissenschaft und der Wirklichkeit unbekanntes Volk – die ‚mazedonischen Slawen' – entdeckt. Und diese neue slawische Rasse will er als eine gestaltlose Masse bezeichnen, die fähig wäre, in jede beliebige Volksform umgewandelt zu werden. [...] Demgegenüber sage ich: Mazedonien ist ein von echten Bulgaren bewohntes Land, in dem die Serben nur fremde Kolonisten sind! Die mazedonischen Slawen sind keine formlose, halbwilde Masse, sondern sie sind längst zu nationalen Selbstbewusstsein gelangte Bulgaren, die schon ein volles Jahrhundert – getrennt von Bulgarien – um ihre geistige und politische Befreiung kämpfen."[12]

Dem Text lag eine Karte Mazedoniens bei, die die Provinz als Gebiet mit eindeutigem Übergewicht der bulgarischen Bevölkerung, aber auch zahlreichen Minderheiten zeigte. Diese Darstellung suggerierte Objektivität – ein extremer Chauvinist hätte auf jeden Fall versucht, die Zahl und Ausdehnung der Minderheiten zu minimieren. Wichtig war Sís aber vor allem

[11] Die Bulgaren in ihren historischen, ethnographischen und politischen Grenzen. (Atlas mit 40 Landkarten), Vorwort von D. RIZOFF, Königlicher Bulgarischer Gesandter in Berlin, Berlin 1917.

[12] VLADIMÍR SÍS, Mazedonien. Eine Studie über Geographie, Geschichte, Volkskunde und die wirtschaftlichen und kulturellen Zustände des Landes mit statistischen Ergänzungen, Zürich 1918, S. 93 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zu zeigen, dass es in Mazedonien keine Serben gab, womit er sich klar gegen die ethnografische Theorie von Cvijić positionierte.

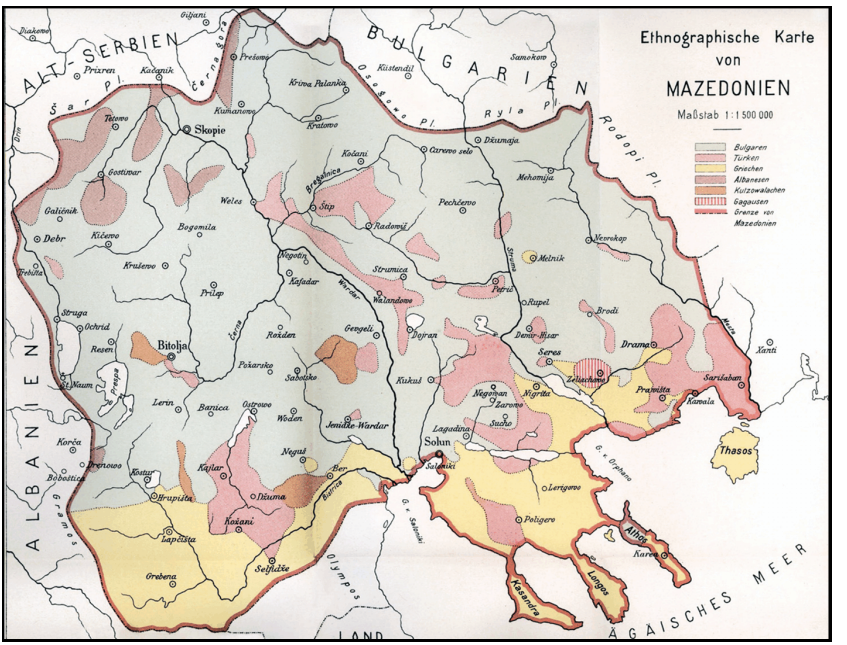



Abb. 14: Mazedonien nach Vladimír Sís (1918).

Zumindest theoretisch stellten die ethnischen Karten das Spiegelbild der verfüg- und überprüfbaren statistischen Daten dar. Meist ging es um Volkszählungen. Die einzelnen Zählungen unterschieden sich in Details voneinander, zum Beispiel stellten sie unterschiedliche Fragen. Verschieden war auch die Herangehensweise der Organisatoren im Hinblick auf methodologische sowie auch die eigentlichen technischen Fragen. Und doch gab es gewisse Gemeinsamkeiten, die den Geografen die Arbeit erleichterten, besonders wenn sie gezwungen waren, Daten aus unterschiedlichen Volkszählungen zu kombinieren.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unternahm man Anstrengungen, um die Fragebögen zu vereinheitlichen. Der Statistische Kongress in St. Petersburg gab 1872 die Empfehlung aus, die von den meisten europäischen Staaten übernommen wurde, in den Zählungen auch die von der Bevölkerung gebrauchte Sprache zu berücksichtigen. Zwar fragte man in der Praxis einmal nach der Muttersprache, ein andermal nach der am

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

häufigsten gesprochenen Sprache, auf jeden Fall kam das Streben nach einer internationalen Koordination der Fragebögen für Volkszählungen aber den Geografen zupass. Im Idealfall illustrierten die ethnischen Karten einfach die Aufteilung der Nationalitäten der in den Zählungen erfassten Bevölkerung (neben anderen darin enthaltenen Daten). Idealfälle gibt es allerdings ausschließlich in der Theorie, in der Wirklichkeit riefen die Volkszählungen – als Grundlage der ethnischen Kartografie – nicht weniger Kontroversen hervor, als die Karten selbst.

## „Arithmetische Fiktion": Nationalitätenstatistik

Es ist schwierig, nicht eine gewisse Ironie darin zu erblicken, dass die Arbeiten, die sich maßgeblich auf statistische, von Staatsbeamten vor dem Krieg gesammelte Daten stützten, das verwendete Material meist schon mit den ersten Sätzen diskreditierten. Kritik war in den meisten Fällen berechtigt, die daraus gezogenen konkreten Schlussfolgerungen unterschieden sich jedoch sehr. Sowohl polnische als auch ukrainische Autoren lehnten die russische Statistik ab. Es war sogar für Laien erkennbar, dass die zaristischen Ämter die Existenz einiger Nationalitäten einfach ignoriert hatten, zum Beispiel wurden Ukrainer und Weißrussen der ethnischen Mehrheit der Russen zugerechnet. Czekanowski bezichtigte die Russen direkt der Lüge und stimmte in diesem einzigen Punkt mit Rudnyc'kyj überein.[13] Die Meinungen über Volkszählungen im Deutschen Reich waren beileibe nicht besser. Romer schrieb im Jahr 1919:

> „[...] der Nationalitätenbewegung, die aus den Volkszählungen entspringt, fehlt es an realen Werten, sie ist eine arithmetische Fiktion, deren Quellen man in der Organisation und Technik, mit der die offiziellen Volkszählungen in Preußen durchgeführt werden, suchen muss."[14]

Die Perspektive hing von unterschiedlichen Faktoren sowie der aktuellen politischen Situation ab. Im Jahr 1919, als die amtlichen Volkszählungen des zaristischen Russlands bereits jegliche Bedeutung verloren hatten und die ukrainische Nationalbewegung die territorialen Forderungen, die die

[13] Jan Czekanowski, Stosunki narodowościowo-wyznaniowe na Litwie i Rusi w świetle źródeł oficjalnych, Lwów 1918, S. 3; Rudnyćkyj, Der östliche Kriegsschauplatz, S. 56.

[14] Eugeniusz Romer, Polacy na kresach pomorskich i pojeziernych, Lwów 1919, S. 57.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

westlichen Grenzgebiete der erträumten Staates betrafen, zu rechtfertigen suchte, setzte der Lemberger Historiker Myron Korduba den Akzent ein wenig anders:

> „Die alle 10 Jahre stattfindenden Volkszählungen in Galizien und Ungarn können als klassisches Beispiel einer amtlichen Fälschung der nationalen Statistik gelten. Im Vergleich zu ihnen ist die russische Volkszählung noch ziemlich gewissenhaft."[15]

Den Ukrainern pflichtete der Grazer Professor Raimund Friedrich Kaindl bei, der anmerkte, dass „man sich im Allgemeinen im Fall von Galizien noch nicht einmal auf die staatlichen Zählungen verlassen kann, bei denen ganze deutsche Gemeinden zu polnischen erklärt worden sind".[16] Bei der Kritik der ungarischen Nationalitätenstatistik stimmte wiederum Korduba den offiziellen Stellen der tschechoslowakischen Delegation in Paris völlig zu.

Die ungarischen Fälschungen nahmen auf der Liste der österreichisch-ungarischen Sünden, die in den den siegreichen Staaten zugestellten Memoranden beschrieben wurden, einen der oberen Plätze ein. Nach Meinung der Mitglieder der tschechoslowakischen Delegation rechnete Ungarn der eigenen Nation hunderttausende Slowaken, Rumänen und Ruthenen zu. Die Fälschungen geschahen sowohl am Schreibtisch als auch während der tatsächlichen Zählungen, bei denen man die Befragten einschüchterte.[17] Bei genauerer Betrachtung der Ergebnisse eines Ortes ergab sich, dass die Fälschungen überraschende Wirkungen zeitigten:

> „Man ersieht die Wertlosigkeit der magyarischen Statistik aus der Tatsache, daß die Gemeinden unter verschiedener Gestalt bei den verschiedenen Zählungen erscheinen; bei der einen Zählung gelten sie als slowakisch; bei der anderen als magyarisch; dann von neuem als slowakisch und hierauf wiederum als magyarisch usw. In dem Komitat Wesprim [Veszprém] ist die Gemeinde Szapar um die Mitte des Vorigen Jahrhunderts als slowakische festgestellt worden. Die magyarische Statistik von 1880, 1890 und 1900 verzeichnet dort keine Slowaken, sondern führt die Bevölkerung als magyarisch. 1910 findet man in einer Gemeinde, die vorher in der magyarischen Statistik als rein magyarisch geführt wurde, plötzlich 344 Slowaken neben 257 Magyaren

[15] MYRON KORDUBA, Territorium und Bevölkerung der Ukraine (Ein geographisch-statistischer Beitrag), Wien 1919, S. 5.

[16] RAIMUND FRIEDRICH KAINDL, [Rezension zu] E. Romer, Geographisch-statistischer Atlas von Polen (1916), in: Petermanns Mitteilungen 65 (1919), 3–4, S. 69.

[17] Die tschechoslowakischen Denkschriften für die Friedenskonferenz von Paris 1919/1920, bearb. v. HERMANN RASCHHOFER, Berlin [2]1938, S. 49.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und 55 Deutschen. In Wirklichkeit hat diese Gemeinde niemals aufgehört, slowakisch zu sein. Die magyarische Verwaltung leugnete vorher ihren slowakischen Charakter.“[18]

— 202 —

**Quelques exemples de l'infidélité de la statistique officielle magyare**

| Commune | Comitat | Année du recensement | Habitants | Magyars | Slovaques |
|---|---|---|---|---|---|
| Csernye | Veszprém | 1880 | 2.162 | 1.521 | 496! |
| | | 1890 | 2.256 | 1.122 | 1.115 |
| | | 1900 | 2.185 | 875 | 1.309! |
| | | 1910 | 2.054 | 1.832 | 219! |
| Oroszlány | Komárom | 1880 | 1.678 | 65 | 1.451 |
| | | 1890 | 1.679 | 198 | 1.407. |
| | | 1900 | 1.663 | 1.565! | 55! |
| | | 1910 | 1.644 | 1.623 | 9 |
| Bánhida | Komárom | 1880 | 1.617 | 309 | 1.147 |
| | | 1890 | 1.872 | 477 | 1.342 |
| | | 1900 | 2.220 | 476 | 1.614! |
| | | 1910 | 3.638 | 3.296! | 286! |
| Vágsellye | Nyitra | 1880 | 3.049 | 707 | 1.995 |
| | | 1890 | 3.213 | 1.779 | 1.311 |
| | | 1900 | 3.581 | 1.564 | 1.964! |
| | | 1910 | 3.812 | 3.489 | 268! |
| Nógrád | Nógrád | 1880 | 1.484 | 231 | 1.105! |
| | | 1890 | 1.507 | 1.404 | 49! |
| | | 1900 | 1.553 | 313 | 1.236! |
| | | 1910 | 1.712 | 1.193 | 512! |
| Erdoekürt | Nógrád | 1880 | 596 | 278 | 289 |
| | | 1890 | 694 | 322 | 364 |
| | | 1900 | 825 | 326 | 496! |
| | | 1910 | 919 | 800! | 108! |
| Nagytarcsa | Pest-Pilis | 1880 | 580 | 56 | 488 |
| | | 1890 | 667 | 74 | 587 |
| | | 1900 | 809 | 92! | 713! |
| | | 1910 | 988 | 849! | 129! |
| Péteri | Pest-Pilis | 1880 | 1.040 | 216 | 776 |
| | | 1890 | 1.061 | 199 | 859 |
| | | 1900 | 1.239 | 163 | 1.053! |
| | | 1910 | 1.493 | 1.431! | 60! |

— 203 —

**Einige Beispiele der Unzuverlässigkeit der offiziellen magyarischen Statistik**

| Gemeinde | Komitat | Jahr der Zählung | Einwohner | Magyaren | Slowaken |
|---|---|---|---|---|---|
| Csernye | Wesprim | 1880 | 2162 | 1521 | 496! |
| | | 1890 | 2256 | 1122 | 1115 |
| | | 1900 | 2185 | 875 | 1309! |
| | | 1910 | 2054 | 1832 | 219! |
| Oroszlány | Komorn | 1880 | 1678 | 65 | 1451 |
| | | 1890 | 1679 | 198 | 1407! |
| | | 1900 | 1663 | 1565! | 55! |
| | | 1910 | 1644 | 1623 | 9 |
| Banhida | Komorn | 1880 | 1617 | 309 | 1145 |
| | | 1890 | 1872 | 477 | 1342 |
| | | 1900 | 2220 | 476 | 1614! |
| | | 1910 | 3638 | 3296! | 286! |
| Vagsellye | Neutra | 1880 | 3049 | 707 | 1995 |
| | | 1890 | 3213 | 1779 | 1311 |
| | | 1900 | 3581 | 1564 | 1964! |
| | | 1910 | 3812 | 3489 | 268! |
| Neograd | Neograd | 1880 | 1484 | 231 | 1105! |
| | | 1890 | 1507 | 1404 | 49! |
| | | 1900 | 1553 | 313 | 1236! |
| | | 1910 | 1712 | 1193 | 512! |
| Edökürt | Neograd | 1880 | 596 | 278 | 289 |
| | | 1890 | 694 | 322 | 364! |
| | | 1900 | 825 | 326 | 496! |
| | | 1910 | 919 | 800! | 108! |
| Nagytarcsa | Pest-Pilis | 1880 | 580 | 56 | 488 |
| | | 1890 | 667 | 74 | 587 |
| | | 1900 | 809 | 92! | 713! |
| | | 1910 | 988 | 849! | 129! |
| Péteri | Pest-Pilis | 1880 | 1040 | 216 | 776 |
| | | 1890 | 1061 | 199 | 859 |
| | | 1900 | 1239 | 163 | 1053! |
| | | 1910 | 1493 | 1431! | 60! |

Abb. 15: Beweise für die Fälschungen der ungarischen Statistik, die die tschechoslowakische Delegation in Paris vorlegte.

Die an Hysterie grenzenden Anstrengungen der ungarischen Regierung, um zumindest statistisch eine ungarische Mehrheit im Gebiet Transleithaniens nachzuweisen, riefen nicht nur den Widerstand der Geografen hervor, die direkt von dem Problem betroffen waren (also Slowaken, Rumänen oder Ukrainer). Der britische Kartograf Bertie Cotterell Wallis wies bei der Besprechung ethnischer ungarischer Karten auf dieselben Fehler hin. Von den Autoren der tschechoslowakischen Memoiren unterschied ihn vor allem der Ton. Der Brite stellte unaufgeregt fest, dass „allein die Größe [Prozent der ungarischen Bevölkerung] nicht viel aus-

[18] Ebd., S. 171–173.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sagt, wenn wir annehmen, dass die amtliche Begründung jener Größe erhebliche Zweifel weckt." – „Gerade die Intensität der ungarischen Bemühungen stellt ein eigentümliches Schuldbekenntnis dar, und die Publikation im Ausland, um Ausländer in die Irre zu führen, liefert den dauerhaften Beweis für die Unrechtmäßigkeit der ungarischen Sache."[19] Ähnlich äußerte sich zur gleichen Zeit der österreichische Professor Eugen Oberhummer, der ethnische Karten des Balkans bewertete – unter anderem von Cvijić und Iširkov.

> „Eine wirklich genaue und verlässliche Völkerkarte der ganzen Halbinsel wird wohl noch auf lange hinaus ein frommer Wunsch bleiben und so lange unmöglich sein, als nicht alle beteiligten Staaten sich zu einer sorgfältigen Nationalitätenstatistik entschließen."[20]

Bei der Bewertung der Statistik des Königreichs Serbien stimmte Oberhummer George Vâlsan zu, ein Schüler Martonnes (der auch eine gewisse Zeit Pencks Vorlesungen in Berlin besuchte). Das schrittweise Verschwinden der Rumänen aus der serbischen Nationalitätenstatistik bewog den Geografen aus Bukarest zu dem ironischen Kommentar:

> „Denn abgesehen von Kriegen, in denen die Rumänen immer in die vordersten Linien gestellt worden sind – und man wird gut tun, diesen Beweis christlicher Liebe im Sinn zu halten – gab es kein anderes Unglück, das im gleichen Gebiet die Rumänen mehr als die Serben getroffen hätte. Es sind weder große Auswanderungen von Rumänen noch besondere Zuwanderungen von Serben vorgekommen, und auch die zwar mit allem Eifer versuchte Slawisierung konnte bis jetzt bei einem so konservativen Volk, wie das rumänische, nicht derartige Ergebnisse gezeigt haben."[21]

Vorbehalte gegen die Volkszählungen waren also sehr berechtigt. Die Arbeit der österreichischen, ungarischen, deutschen, polnischen, serbischen und bulgarischen Statistiker stützte sich mehrfach auf zweifelhafte Daten. Es lohnt jedoch die Frage, ob eine komplette Ausräumung jener Fehler überhaupt möglich gewesen wäre. Eine Volkszählung stellt eine besondere Form der Interaktion zwischen Bürgern und Staatsmacht dar. Selbst wenn die Kommissare, die die Registrierung durchführten, darauf verzichteten, die Bevölkerung einzuschüchtern und die Zählenden keine

---

[19] BERTIE COTTERELL WALLIS, Distribution of Nationalities in Hungary, in: The Geographical Journal 47 (1916), 3, S. 177–187, hier S. 186.

[20] EUGEN OBERHUMMER, Die Balkanvölker, Wien 1917, S. 47.

[21] GEORGE VÂLSAN, Die Rumänen in Bulgarien und Serbien (1913), Übersetzungsdienst Wien (1942), S. 6.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Daten fälschten, hatte doch die Situation als solche Einfluss auf die Befragten, die gezwungen waren, Fragen zu solch delikaten Themen wie Konfession oder Muttersprache zu beantworten. Manchmal ergaben sich die Antworten aus der Kalkulation eines möglichen Vorteils oder Schadens, ein andermal wiederum konnten sich die Befragten selbst nicht eindeutig entscheiden, wer sie eigentlich waren, denn sie rechneten sich gleichzeitig zwei Gruppen zu, die die Statistiker normalerweise trennten.

Polen und Ukrainer stritten zum Beispiel ununterbrochen über die Zugehörigkeit von Personen, die in den Zählungen die polnische Sprache und als Konfession griechisch-katholisch angaben. All diese objektiven Probleme, verbunden mit der Organisation der Zählung und der Bewertung der gesammelten Daten, waren für professionelle Geografen kein Geheimnis. Empörung über die Vorkriegspraktiken weckte eher die Tatsache, dass Fremde die Zählung durchgeführt hatten. Statistische Daten, die von einem (natürlich in unterschiedlichem Maße) fremden Staat gesammelt worden waren, standen den politischen Bestrebungen der nationalistischen Wissenschaftler entgegen.

Manchmal war der Unterschied zwischen einer ethnischen Karte, die für die Nationalbewegung politisch wichtig war, und der Darstellung der kritisierten Statistik des Imperiums überraschend gering. Dies zeigt sich am Beispiel zweier Karten, die das Nationalitätenverhältnis in Böhmen und Mähren illustrieren. Auf der im vorherigen Kapitel erwähnten Karte, die die historischen Fortschritte der Germanisierung wiedergab, unternahm Jan Kapras große Anstrengungen, um die Umkehrbarkeit dieses Prozesses zu demonstrieren. In einer Broschüre, die 1918 veröffentlicht wurde, zerstreute er Zweifel an der Lesart seiner Arbeit.

> „Acht Jahrhunderte sind vergangen, seit die Deutschen als Kolonialisten zu uns gekommen sind und in denen sie die Grenze zwischen den Nationen unaufhörlich verschoben haben. Proportional zur Größe und dem Grad der Aufklärung drängte das tschechische Element bei diesem Kampf vorwärts oder wich zurück, und das nicht nur in einzelnen Dörfern, sondern in der ganzen Gegend und den Städten. Historisch gab es also kein geschlossenes Gebiet deutschen Charakters. Das lässt sich auch nicht künstlich konstruieren.“[22]

Einige Jahre zuvor war unter dem wachsamen Auge der österreichischen Zensur eine andere ethnische Karte desselben Territoriums erschienen.

[22] JAN KAPRAS, Z historie národnostních proměn v ‚Deutschböhmen‘, in: Český živel v „Deutschböhmen”, hg. v. JAN KAPRAS, Praha 1918, S. 3.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ihre Aussage war völlig anders, sie dokumentierte die tatsächliche Situation entsprechend den Ergebnissen der amtlichen Statistik und ohne den Anspruch, die Zukunft vorherzusagen. Sie lag einer deutschsprachigen Veröffentlichung bei, deren Ziel es war, den während des Krieges wachsenden deutsch-tschechischen Konflikt zu beenden.

Bei all diesen Einwänden ist es allerdings wichtig, zu berücksichtigen, dass beide Karten – aus der Kriegs- und Nachkriegszeit – sich zu einem Großteil überschneiden. Kleine Unterschiede scheinen sich eher aus der mehr oder weniger großen Präzision bei der Anfertigung denn aus absichtlichen Änderungen zu ergeben. Die Verschiedenheit der Aussagen beider Karten ergab sich nicht aufgrund inhaltlicher Unterschiede, sondern aufgrund von Interpretation und Perspektive. Die Autoren der Karte von 1916 nahmen das historische Territorium der tschechischen Länder als Grundlage, wobei sie anerkannten, dass sie von Menschen unterschiedlicher Nationalität bewohnt wurden. Kapras behandelte dasselbe Gebiet unterdessen als Raum für die zukünftige Expansion des „tschechischen Elementes", dem die Geschichte das Recht gegeben habe, einen „eigenen" Raum auszufüllen.

Das Beispiel der ethnischen tschechischen Karten ist nicht aufgrund der völlig verschiedenen Interpretationen derselben statistischen Daten außergewöhnlich, sondern eher weil man auf größere Eingriffe in die Ergebnisse der amtlichen Zählungen verzichtete. Als Konsequenz der Kritik kam es deutlich häufiger vor, dass verschiedene Korrekturen vorgenommen wurden und Geografen planmäßig Fehler und manipulierte Statistiken korrigierten. Es ist wohl wenig überraschend, dass alle diese Korrekturen das Ziel verfolgten, die Zahl der Landsleute der jeweiligen Geografen zu vergrößern und die Zahl der Menschen aus angrenzenden Nationen zu verkleinern. Die Autoren der tschechoslowakischen Memoranden vergrößerten daher die Zahl der Slowaken um eine halbe Million, und zählten all die Personen hinzu, die sich in den ungarischen Zählungen zwar der ungarischen Nationalität zugehörig erklärt, aber auch die Kenntnis der slowakischen Sprache angegeben hatten. Andere verbesserten auch gerne die Vorkriegsschätzungen. Entsprechend den Berechnungen von Stanisław Kozicki näherte sich die Zahl der Polen 23 Millionen.[23] Korduba schätzte die Zahl der Einwohner der Ukraine auf über 46 Millionen, über 80 Prozent von ihnen zählte er zur ukrainischen Nationalität.[24]

[23] STANISLAO KOZICKI, Quanti sono i Polacchi, Sonderdruck, in: Rassegna Contemporanea VIII (1914), 2, S. 11.

[24] KORDUBA, Territorium und Bevölkerung der Ukraine, S. 22.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

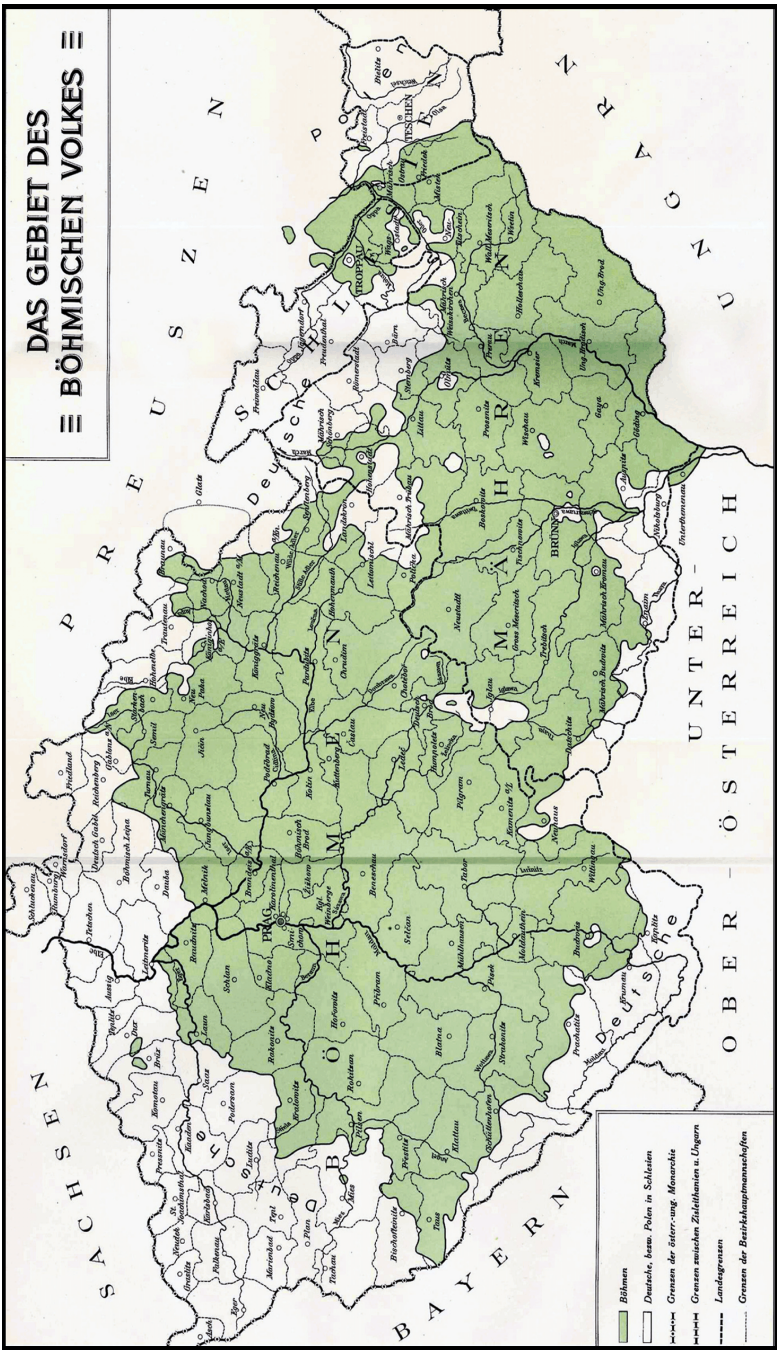



Abb. 16: Ethnografische Karte Tschechiens, die der Arbeit „Das böhmische Volk“ (1916) beilag.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Etwas bescheidener veranschlagte Rudnyc'kyj 34,5 Millionen, von denen seiner Meinung nach 32,7 Millionen auf dem von ihm definierten Gebiet der Ukraine lebten.[25] Vâlsan zählte 300.000 Rumänen zu Vorkriegsserbien hinzu.[26] Romer schätzte die Zahl der Polen 1910 auf über 26 Millionen, im Jahr 1914 auf über 28 Millionen. Der polnische Geograf fasste auch den tiefen Sinn all dieser Zählungen am geschicktesten zusammen, wie er in der Broschüre mit dem bezeichnenden Titel „Wie viele sind wir?" schrieb.

> „Wir sind in der europäischen Völkerfamilie kein kleines, sondern ein großes Volk, und wenn wir durch Einflüsse und die Rolle in der Weltgeschichte heute, im Moment großen Kampfes, kleiner sind fast als die kleinsten Völker Europas, wenn unsere Lage schlecht und erstickend ist, dann liegt das am Fehlen der vollen Unabhängigkeit; nur in dieser können die Völker ihre Schaffenskraft für ihr eigenes Wohl und das der Menschheit entwickeln."[27]

Doch wie viele große Völker konnte jener Teil Europas beherbergen? Es ist nicht verwunderlich, dass die vielen konkurrierenden Zählungen derselben Region früher oder später aufeinanderprallen und zu Streitigkeiten unter den Geografen führen mussten. Jan Czekanowski empörte sich über das anderweitig unschuldige Vorgehen Lubor Niederles, der für seine ethnische Karte Daten einer Zählung zugrunde legte, die nicht zu sehr zugunsten des polnischen Volkes sprachen. Der Anthropologe schrieb im Jahr 1918:

> „Für die tschechischen Wissenschaftler ist der Standpunkt Niederles sehr charakteristisch. Er nutzt die eintägige Zählung, um die vorher von ihm genannte Zahl von 19 Millionen Polen auf nicht ganz 18 Millionen für das Jahr 1900 zu reduzieren und ihr 9-10 Millionen Tschechen und Slowaken gegenüberzustellen."[28]

Wirklich harte Auseinandersetzungen um statistische Reinterpretationen gab es während der Kriegsjahre allerdings an einer anderen ethnischen Grenze: zwischen Polen und Ukrainern. Bei diesem Streit spielte erneut Rudnyc'kyj die Hauptrolle, Autor einer ehrgeizigen ethnischen Karte, die ganz Osteuropa umfasste. Rudnyc'kyjs Meinung nach lagen auf ukrainischer Seite der ethnischen Grenze nicht nur Lemberg und Przemyśl, son-

[25] RUDNYĆKYJ, Ukraina. Land und Volk, S. 157 f.

[26] VÂLSAN, Die Rumänen in Bulgarien und Serbien , S. 7.

[27] EUGENIUSZ ROMER, Ilu nas jest?, Kraków 1917, S. 32.

[28] CZEKANOWSKI, Stosunki narodowościowo-wyznaniowe, S. 13.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

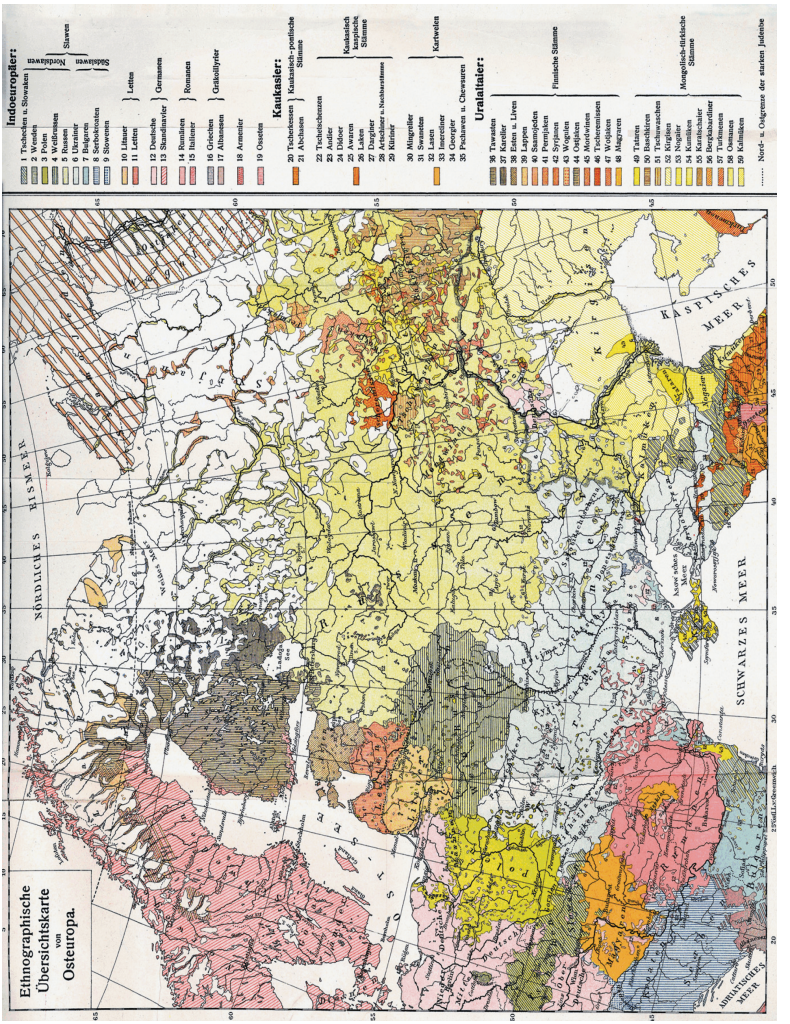



Abb. 17: Ausschnitt einer ethnografischen Karte Osteuropas von Stepan Rudnyc'kyj (1916).

dern auch Siedlce. Das von der polnischen Bevölkerung beanspruchte Gebiet war von zahlreichen deutschen „Siedlungsinseln" durchzogen, machte einen wirklich fürchterlichen Eindruck und entsprach hinsichtlich der Größe Estland, Lettland oder Litauen. Rudnyc'kyj stützte sich natürlich auf die offiziellen Zählungen und unterzog sie einer passenden Interpretation. Im Fall der galizischen Statistik befand er zum Beispiel, dass man auch den Anteil der römisch-katholischen Personen (ungefähr eine halbe Million) zu den Ukrainern rechnen sollte. Dieser statistische Eingriff half ihm, die Ukrainer in größerer Zahl zum Kreis der städtischen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bevölkerung zu zählen. In der galizischen Hauptstadt Lemberg kam der ukrainische Geograf so auf ungefähr ein Drittel Ukrainer, was natürlich unter den polnischen Fachkollegen auf Kritik stieß.[29]

Meinungsverschiedenheiten riefen auch seine Berechnungen bezüglich der Bevölkerung im Cholmer Land hervor, das während der Frühjahr/Sommer-Offensive im Jahr 1915 von den Armeen der Mittelmächte besetzt worden war. Den Schwerpunkt der Diskussion bestimmten in diesem Fall die Politiker. L'onhin Cehel'skyj, Abgeordneter des Wiener Parlaments, zitierte Rudnyc'kyjs Schätzungen und überzeugte den deutschsprachigen Leser davon, dass die polnischen Ansichten über die Struktur der Völker in den östlichen Gouvernements des Kaiserreichs von Grund auf falsch seien. „Die Anmaßungen der Herren Polen auf die ukrainischen und weißrussischen Länder wirken umso befremdender, als die Zahl der Polen in manchen von ihnen beanspruchten Gouvernements bis zu 1% (!) sinkt."[30] Nach Meinung von Cehel'skyj konnte der polnische Anspruch auf die gewonnenen Gebiete einzig durch Grundeigentum begründet werden, nicht aber aufgrund der Tatsache, dass die Schicht der Landadligen dort ununterbrochen in einem bürgerkriegsähnlichen Zustand mit den ukrainischen und weißrussischen Bauern lebe.

Die Antwort der anderen Seite ließ nicht lange auf sich warten. Stanisław Niedzielski, Abgeordneter des galizischen Landtags, kritisierte in einer deutschsprachigen Broschüre ebenfalls die Art, mit der Rudnyc'kyj und Cehel'skyj die offiziellen russischen Statistiken der Gegend geändert und im Cholmer Land fast 400.000 Ukrainer gezählt hätten.

> „Auch diese, offenbar übertriebene, Ziffer erscheint jetzt nach der Eroberung dieses Gebiets durch verbündete Armeen dem Herrn Reichsratsabgeordneten Dr. Longin Cehelskyj viel zu gering. [...] [Er] construiert [...] eine Karte, in der er das rein polnische Gebiet von Siedlce, Łuków und Radzyń, sammt diesen Städten für Ukraina konfiscirt und die Gesammtzahl der Ukrainer links des Bug ‚mindestens' mit einer halben Million annehmen zu müssen glaubt. [...] Sogar die polnisch-jüdischen Marktflecken bezeichnet Herr Cehelskyj als ukrainisch und zitiert als solche Hrubieszów, Dubenka, Włodawa [...]. Nach der für die Russen sammt Ukrainer günstigen offiziellen Zählung hatten diese Markstflecken bloss 7,4%, 11,6% und 2,4% ortodoxe Bevölkerung."[31]

[29] STANISŁAW PAWŁOWSKI, Ludność rzymsko-katolicka w polsko-ruskiej części Galicji, Lwów 1919, S. 7.

[30] LONGIN CEHELSKYJ, Die großen politischen Aufgaben des Krieges im Osten und die ukrainische Frage, Berlin 1915, S. 38.

[31] STANISLAW NIEDZIELSKI, Das erlöste Chełmland, Lemberg 1915, S. 20 und 23.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Beide Seiten richteten ihre Publikationen vor allem an ausländische Leser und unterstrichen unaufhörlich ihre guten Absichten. „Dem polnischen Volke wird von den Nachbarvölkern alles Beste gewünscht, aber nur auf seinem eigenen ethnographischen Territorium."[32] Die Gegenüberstellung konkurrierender Daten, die von zerstrittenen politischen Lagern präsentiert wurden, ließ keine Hoffnung auf einen Kompromiss aufkommen. Beobachter des polnisch-ukrainischen Streits, die versuchten neutral zu bleiben, waren aber auch nicht in der Lage, eine ideale Methode vorzuschlagen, um die Lügen der russischen Statistik zu korrigieren.

Hans Praesent, Professor der Universität Greifswald, verglich in „Petermanns Mitteilungen" Argumente der polnischen und ukrainischen Geografen miteinander, wobei er im Allgemeinen eher ersteren zuneigte. Bei der Bewertung der tatsächlichen Situation gelang es ihm jedoch nicht, über allgemeine Forderungen hinauszugehen, und er bekannte sich ständig zu seiner eigenen methodologischen Ratlosigkeit angesichts einer so gründlich vermischten Region. Zu welcher Nationalität sollte man beispielsweise hunderttausend griechisch-katholische Unierte zählen, die mit Macht zum russisch-orthodoxen Glauben bekehrt worden waren und dann, nach 1905, zur katholischen Kirche zurückkehrten, allerdings bereits mit römischem Ritus? Wie sollte man mit der Kriegsmigration der orthodoxen Bevölkerung umgehen, die massenweise vor den Deutschen und Österreichern nach Osten floh und damit das Nationalitätenverhältnis zu Gunsten der Polen veränderte, die vor Ort blieben? Wie sollte man in einer solchen Situation irgendeine annähernd präzise ethnische Grenzziehung wagen? Die Geografie erwies sich als ratlos, daher ist es nicht überraschend, dass Praesent sich Hilfe eher von einer anderen wissenschaftlichen Disziplin erhoffte:

> „Daher müßte ein des Ukrainischen und Polnischen Mächtiger Anthropologe von Dorf zu Dorf ziehen und seine Untersuchungen an der Bevölkerung anstellen. Vielleicht gelänge es ihm, eine deutlichere ethnographische Grenze zwischen Polen und Ukrainern festzulegen."[33]

Der Hoffnungsschimmer war aus Sicht des deutschen Geografen ziemlich schwach, aus Sicht der an jenen Streitigkeiten beteiligten Kollegen jedoch deutlich stärker. Für die Ukrainer, Tschechen oder Polen war es keine Frage, dass sich die Verzerrung bisheriger Statistiken korrigieren ließe und

---

[32] EUGEN LEWICKY, Osteuropäische Probleme und der Krieg, Berlin 1916, S. 5 f.

[33] HANS PRAESENT, Die Bevölkerungsgeographie des Cholmer Landes, in: Petermanns Mitteilungen 64 (1918), 3–4, S. 54–62, hier S. 62.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sie es sein würden, die das übernähmen. Selbstverständlich war die Unabhängigkeit die notwendige Bedingung für die Verwirklichung solcher Pläne. In manchen Fällen sollte die Rechnung der Geografen aufgehen, wir können daher also natürlich vergleichen, ob die Statistiken der Ämter in den unabhängigen Staaten Polen, Tschechoslowakei oder Jugoslawien ihren Vorgängern wirklich überlegen waren.

Nimmt man die Erklärung der Organisatoren der Zählungen für bare Münze, wird die Antwort positiv ausfallen. Eugeniusz Romer stellte den amerikanischen Lesern die Ergebnisse des ersten polnischen Zensus aus dem Jahr 1921 vor und verbarg seinen Stolz hinsichtlich des inhaltlichen Niveaus der Arbeit der Statistiker, aber auch im Bezug auf die Ergebnisse, nicht. Die neue Zählung dokumentierte fast überall einen – manchmal sehr starken – Anstieg der polnischen Bevölkerung. Romer führte dies auf verschiedene Faktoren zurück: Einfluss der Migration zu Kriegs- und Nachkriegszeiten (dies betraf die nicht-polnische Bevölkerung in stärkerem Ausmaß), Kriegsschäden, Korrektur früherer Fälschungen und Fehler, und auch die allgemeine Abnahme der registrierten Bevölkerung im ehemaligen russischen Teilungsgebiet (seiner Meinung nach waren die zaristischen Zählenden mit der migrierenden Bevölkerung überfordert gewesen und hätten jeweils mehrmals dieselben jüdischen Haustürverkäufer notiert; die polnische Zählung behob diesen Mangel) – all dies begünstigte „den polnischen Besitzstand". Während frühere deutsche und österreichische Zählungen im Jahr 1921 eine notwendige Korrektur erfuhren, brachte „der polnische Zensus 1921 für die großen Gebiete, die sich vorher unter russischer Verwaltung befanden, zweifellos die erste ordentliche Statistik des wirtschaftlichen Lebens sowie der Demografie".[34]

Befriedigung angesichts der vollbrachten Aufgabe verspürte auch Antonín Boháč, Hauptorganisator der tschechoslowakischen Zählung im selben Jahr. Auch in diesem Fall korrigierte die neue Zählung die Zahl der herrschenden Volksgruppen nach oben, nach unten jedoch die Zahl der Ungarn (über 300.000) und Deutschen (über 600.000), allerdings verzichtete der tschechische Statistiker im Unterschied zu Romer darauf, seiner Zufriedenheit darüber Ausdruck zu verleihen. Einige Jahre später betonte er die Anstrengungen, die in die objektive Darstellung des Verhältnisses zwischen den Völkern geflossen seien, und vor allem die Offenheit der methodologischen und politischen Diskussion, die die Zählung begleitet habe. Strittig war zum Beispiel die Einführung einer Frage nach der

[34] EUGENE ROMER, The Population of Poland According to the Census of 1921, in: Geographical Review 13 (1923), 3, S. 398–412, hier S. 412.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Volkszugehörigkeit. Die vorherige österreichische Praxis hatte sich darauf begrenzt, die Umgangssprache festzustellen, und Boháč selbst gehörte zu den Wissenschaftlern, die diese Lösung befürworteten. Diese Position wurde auch von Vertretern der deutschen Minderheit unterstützt, die richtig vermuteten, dass die Beibehaltung der sprachlichen Kategorie die Anzahl der Deutschen im Staat vergrößern würde. Schließlich gaben die tschechoslowakischen Machthaber jedoch der zionistischen Lobby nach, die darauf gedrängt hatte, die Juden innerhalb der weiten Kategorie deutschsprachiger Personen zu unterscheiden.[35]

Außer der Diskussion über methodologische Fragen riefen beide Zählungen massive Kritik hervor, die den Einwänden gegenüber der Vorkriegsstatistik zum Verwechseln ähnlich war. Boháč berichtete:

> „Die deutschen Parteien richteten überdies ein Memorandum an den Völkerbund ‚La statistique des nationalités de la Republique tschécoslovaque et le recensement du 15. février 1921', in dem sie unter anderem feststellten, dass die Einwohner mit deutscher Nationalität während der Volkszählung rechtswidrigem Druck ausgesetzt gewesen seien, viele Personen wurden als Tschechoslowaken registriert, und die tschechischen Minderheiten in den Gebieten mit deutscher Mehrheitsbevölkerung wurden künstlich vergrößert. Von ungarischer Seite wurde die Zählung am heftigsten von Béla Földes angegriffen [...], der die Volkszählungen aller Nachfolgestaaten kritisierte.
> Deutsche und ungarische Klagen hingen damit zusammen, dass es bei der Feststellung der Nationalität mancher Personen Streit mit den Zensusorganen gab, die das Recht hatten, den Wahrheitsgehalt der Aussagen zu kontrollieren. Bekanntermaßen musste in manchen Streitfällen sogar das Verwaltungsgericht entscheiden. Soweit ich feststellen konnte, ging es jedes Mal um Menschen tschechischer Herkunft, die seit längerer Zeit in deutscher Umgebung lebten und denen man die deutsche Nationalität zugeschrieben hatte, die Kommissare der Volkszählung reklamierten sie dann jedoch für die tschechische Nation; in der Slowakei ging es allerdings um die Slowaken, die sich aufgrund eines fehlenden nationalen Bewusstseins zu den Ungarn zählten. Es kam außerdem zu beidseitigen Versuchen, die Zahl der Landsmänner in bestimmten Gemeinden durch Besuche, Reisen usw. zu vergrößern. Die staatlichen Ämter versuchten immer, dies zu verhindern, sobald sie davon erfuhren."[36]

Die ersten Volkszählungen, die in Polen und der Tschechoslowakei durchgeführt wurden, weckten deshalb sehr ähnliche Kontroversen wie in der Vergangenheit. Man sollte sich ins Gedächtnis rufen, dass es sich

[35] ANTONÍN BOHÁČ, Národnostní mapa Republiky československé. Podrobný popis národnostních hranic, ostrovů a menšín, Praha 1926, S. 14 f.

[36] Ebd., S. 17.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hierbei um die verhältnismäßig objektivsten Unterfangen dieser Art in Mittel- und Südosteuropa in der Zwischenkriegszeit handelte. Spätere Zählungen riefen noch lebhaftere (und oftmals begründete) Proteste der Minderheiten hervor. Auch lieferte die Nationalitätenstatistik der übrigen Staaten der Region eher eine düstere Vergleichsfolie für die polnischen und tschechoslowakischen Anstrengungen. Morgane Labbé verglich die Zählungen in Bulgarien, Griechenland und Jugoslawien in der Zeit nach 1918. Nur bei den ersten, die jedoch auf dem gemäß dem Vertrag von Neuilly-sur-Seine zugeschnittenen Staatsgebiet stattfanden, bemühte man sich, die ethnische Realität abzubilden.

Bei den übrigen ging es nicht vorrangig darum, verlässliche Daten zu sammeln, sondern die ethnische Homogenität des Landes nachzuweisen. Daher erschien das entstehende und vergehende Dasein in ethnischen Kategorien wie Nationalität und Sprache. Mazedonier wurden in der jugoslawischen Zwischenkriegsstatistik zu dem Bevölkerungsteil gezählt, der die serbokroatische Sprache nutzte; als eigene Kategorie erschienen sie in den Zählungen erst im Jahr 1948. Zu jener Zeit gelang es ihnen jedoch bereits, aus den in Griechenland durchgeführten Zählungen zu verschwinden, wo sie ein letztes Mal im Jahr 1928 registriert wurden. In Bulgarien wurde ihre Präsenz nur kurzfristig in den Zählungen aus den Jahren 1956 und 1965 festgehalten.[37] Solche Manipulationen, denen nicht nur die Mazedonier zum Opfer fielen, beraubten die ethnische Statistik rundweg jedweden Wertes. Unabhängig von den Absichten der Kommissare und Geografen – ob sie sich um Objektivität bemühten wie Boháč oder auch dreist ganze Nationen unterschlugen, wie seine jugoslawischen oder griechischen Kollegen – konnten die Zahlen, die sich hinter ethnischen Karten verbargen, immer Kontroversen hervorrufen. Die grundsätzliche Korrektur der Inhalte, die sie präsentierten, entzog sich dem Einfluss der Kartografen und Statistiker. Daher widmeten die Geografen bei der Erstellung ethnischer Karten der Technik mehr Aufmerksamkeit.

## „Fantasie und Spekulation": Fläche und Punkte

Bis heute sind die meisten ethnischen Karten Flächenkarten. Mit farbigen Flecken bezeichnen sie das Gebiet, in dem die Mehrheit der Bevölkerung – oder der vom Kartografen gewählte Teil – zu der dargestellten Kategorie

[37] Morgane Labbé, Les nationalités dans les Balkans: de l'usage des recensements, in: Espace géographique 26 (1997), 1, S. 35–48.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gehört. Dies geht selbstverständlich mit bedeutenden Vereinfachungen einher, besonders in ethnisch gemischten Gebieten. Volksgruppen, die zu einer – wenn auch großen – Minderheit gehören, verschwinden bei diesem Vorgehen manchmal völlig von der Bildfläche. Hinzu kommt, dass die statistischen Daten, die bei der Arbeit an der Karte genutzt werden, sich immer auf irgendwelche Verwaltungseinheiten beziehen, am häufigsten auf die Ebene der Landkreise. Überträgt man diese direkt auf die Karte, führt dies zu scharfen Unterteilungen in Kreise mit dieser oder jener ethnischen Mehrheit. In Wirklichkeit unterscheidet sich die Zusammensetzung der Bevölkerung in den Gebieten beiderseits der Verwaltungsgrenze jedoch im Allgemeinen überhaupt nicht. Eine Karte, die die preußischen Statistiken für die Gebiete, die von der polnischen Bevölkerung bewohnt wurden, wiedergibt, wie zum Beispiel von Józef Kostrzewski, verwischt die realen ethnischen Beziehungen sogar dann, wenn die statistischen Daten treu übernommen werden.

Eine interessante Möglichkeit, diese „Falle" der Verwaltungsgrenzen zu umgehen, stellten Isolinien dar, die von Romer in der ethnischen Kartografie eingeführt worden waren. Die Isolinien verschoben die Grenzen einzelner auf der Karte sichtbar gemachter Kategorien in Abhängigkeit von der Besiedelungsdichte und ergaben ein Bild, das sich zugegebenermaßen im weiteren Verlauf auch als falsch erweisen sollte, aber der Realität immerhin etwas näher kam, weil es weniger abhängig von den Verwaltungseinheiten war. Auf einer in dem Atlas aus dem Jahr 1916 enthaltenen Karte, die den Anteil polnischer Kinder in den preußischen Volksschulen zeigt, werden die ethnischen Verhältnisse in der deutsch-polnischen Grenzregion deutlich fließender dargestellt als in der Arbeit von Kostrzewski. Gleichzeitig ist es wichtig zu wissen, dass sowohl Kostrzewski als auch Romer die Prozent- und Farbbereiche leicht manipulierten, so dass der optische Eindruck des Betrachters mit den politischen Interessen Polens übereinstimmte.

Interessanterweise wurde die größte Kontroverse in den deutsch-polnischen Beziehungen von einer völlig anderen ethnischen Karte hervorgerufen, die gänzlich ohne methodologische Neuerungen und frei von Manipulationen durch Farben und Prozente war. Es handelt sich um die im Jahr 1918 von dem Ingenieur Jakob Spett veröffentlichte Sprachenkarte der Ostprovinzen des Deutschen Reiches. Die Umstände ihrer Entstehung umgibt bis heute eine geheimnisvolle Aura. Der Autor trat als Kartograf weder vorher noch hinterher in Erscheinung. Anfang der 1930er Jahre von Walter Geisler durchgeführte Nachforschungen kamen mit absoluter Sicherheit nur zu dem Schluss, dass Spett jüdischer Herkunft

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

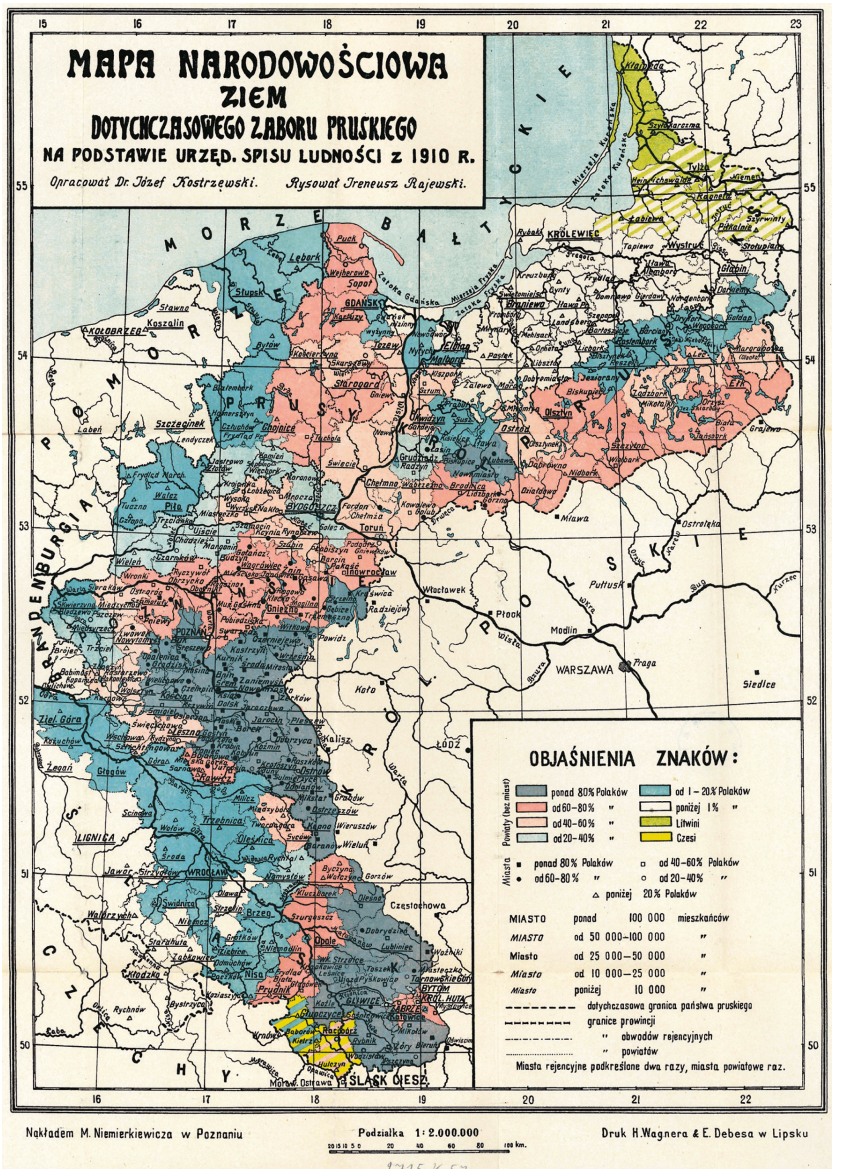



Abb. 18: Nationalitätenkarte des preußischen Teilungsgebietes von Józef Kostrzewski (1919).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

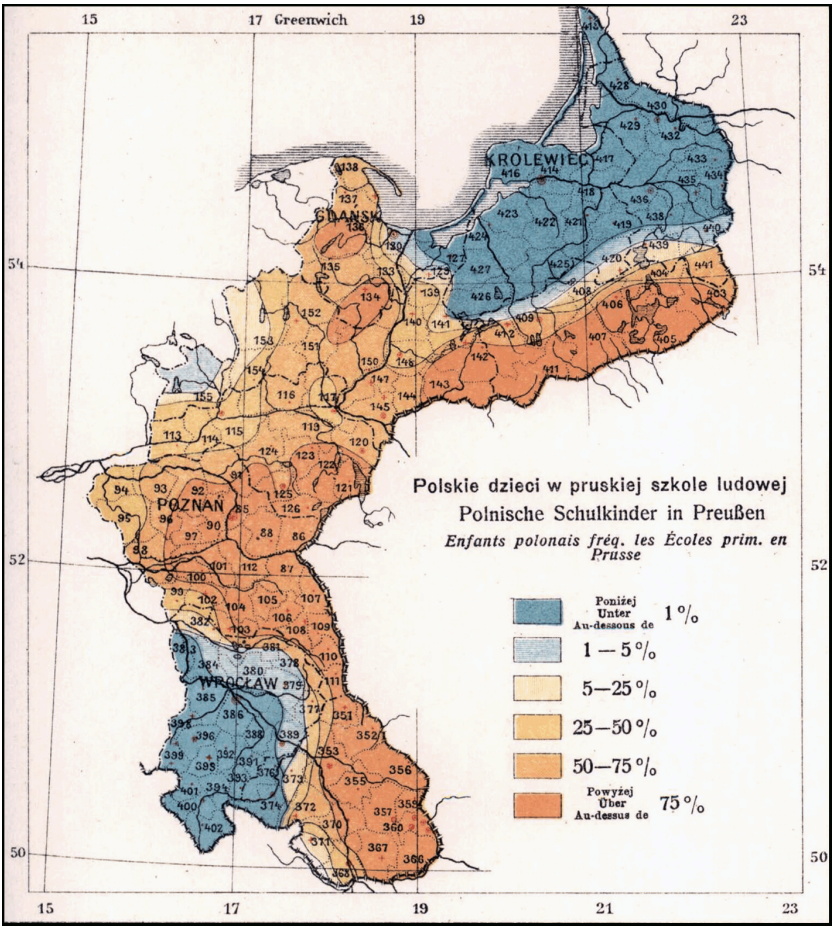



Abb. 19: Eugeniusz Romer (1916): „Polnische Schulkinder in Preußen".

war und für die österreich-ungarische Eisenbahn arbeitete. Während des Krieges wurde er zur Arbeit in die Gebiete des Polnischen Königreiches geschickt, das von den Österreichern besetzt waren. Im Jahr 1917 wendete er sich mit dem Angebot an den Gothaer Kartografieverlag Justus Perthes – das bekannteste Unternehmen dieser Art auf dem deutschen Markt –, eine Karte anzufertigen, die die Ergebnisse der preußischen Volkszählung aus dem Jahr 1910 illustrieren sollte. Perthes lehnte das Angebot zwar ab, stellte Spett jedoch eine Vorlage zur Verfügung (auf der nur die Flüsse und Eisenbahnlinien verzeichnet waren) und stimmte zu, eine Karte zu drucken, die letztendlich von dem Verlag Moritz Perles in Wien herausge-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

geben wurde. Die Militärzensur erhob gegen Spetts Arbeit keine Einwände.[38]

Die Karte verwendet die Farbe Rot, um die deutschsprachige Bevölkerung zu markieren und Grün für die polnischsprachige Bevölkerung. Die Farbauswahl entsprach den Gepflogenheiten der deutschen Kartografen, die gemeinhin Rot für die dominierende Farbe hielten. Für beide Nationen verwendete er dieselben Unterteilungen: 50, 70 und 85 Prozent. Die von Spett gebrauchten Daten stammten selbstverständlich aus der preußischen Schulstatistik und waren nicht gefälscht. Allerdings beging der Autor kleine Fehler, irrte sich jedoch zu Ungunsten beider Seiten. Was rief also die späteren Kontroversen hervor?

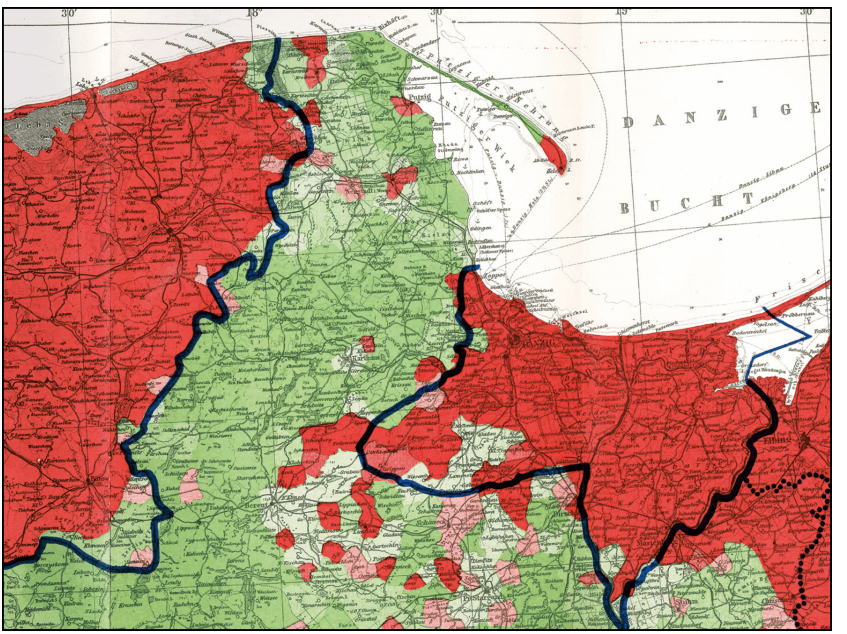



Abb. 20: Ausschnitt einer Karte des deutsch-polnischen Grenzgebietes von Jakob Spett (1918).

Die Antwort klingt philosophisch: Geschichte. Die Vorkriegsdaten, die der Amateur-Kartograf benutzte, bekamen nach 1918 eine völlig andere Bedeutung. Die deutsche Schulstatistik hatte sich keineswegs bemüht, die

[38] WALTER GEISLER, Die Sprachen- und Nationalitätenverhältnissen an den deutschen Ostgrenzen und ihre Darstellung. Kritik und Richtigstellung der Spettschen Karte, Gotha 1933, S. 13 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Zahl der polnischen Bevölkerung zu verringern. Ungeachtet anderer Gründe konnte niemand im Deutschen Reich ahnen, dass die Notwendigkeit entstehen würde, zukünftig die deutschen Ansprüche auf eigenes Gebiet zu rechtfertigen. Aus praktischen Gründen unterließ man es, zwischen Personen, die Dialekte sprachen, und dem Rest der polnischsprachigen Bevölkerung zu unterscheiden. Dieses Wissen wäre für die preußischen Schulen nicht nützlich gewesen. Auch kam in den Vorkriegsstatistiken weder die Kategorie der Kaschuben noch der Oberschlesier oder Wasserpolen vor. Die Unterteilung in Gemeinden unterschied Spetts Karte nicht von zahlreichen anderen Arbeiten, auch wenn er – und das ein Pluspunkt – dank dieser eine größere Präzision als zum Beispiel Kostrzewski erreichte. In seiner Analyse behandelte Geisler unterdessen all diese (andernorts völlig normalen) Eingriffe Spetts wie bewusste Fälschungen und listete noch zahlreiche andere Vergehen auf. Mit Argwohn betrachtete er zum Beispiel die Farben der Karte:

> „Betrachtet man jedoch die Farbwirkungen genauer, so wird man finden, daß das Rot einen nach Violett hin neigenden Ton hat und gegenüber dem leuchtenden Grün zurücktritt. Es wird also genau die gegenteilige Wirkung erzielt, als man von vornherein anzunehmen geneigt ist.“[39]

Der deutsche Geograf stellte in größter Aufregung fest, dass Spett mit dieser Farbe auch Waldgebiete markiert hatte (was in dieser Region dazu führte, dass der Anteil der polnischen Bevölkerung sich optisch vergrößerte). Ihn störte fast jeder Aspekt der Karte, und jede Entscheidung behandelte er wie eine bewusste und erfolgreiche Fälschung, die von einem geheimnisvollen Juden für polnisches Geld ausgeführt worden war. Neben seiner Kritik unternahm er auch noch einen Versuch, den verursachten Schaden zu begrenzen, indem er eine eigene Version der Karte anfertigte. Auf dieser wurde die polnischsprachige Bevölkerung mit unterschiedlichen Farben in Dialekte unterteilt, Wälder und Wildnis blieben farblos. Das wichtigste Argument Geislers war noch weiter von der Praxis der ethnischen Geografie entfernt als frühere Vorwürfe. Als Zusammenfassung seiner Anklage schrieb er:

> „Abgesehen von den methodischen Fehlern und zahlenmäßigen Fälschungen stellt Spett die Dinge so dar, als ob alle Volksgruppen, die nicht Deutsch sprechen, sich in ihrer Staatspolitischen Gesinnung als Polen zusammengefunden hätten. Das ist eine große Lüge und verhängnisvolle Irreführung der öffentlichen Meinung. Indem wir uns gegen diese Fälschungen wenden, er-

[39] Ebd., S. 54.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

füllen wir eine selbstverständliche Pflicht gegenüber der treudeutschen Bevölkerung Ostdeutschlands.“[40]

Es wird sicherlich niemanden überraschen, dass die polnischen Reaktionen auf Spetts Karte bedeutend wohlwollender waren. Im ersten Heft der von Romer redigierten Zeitschrift „Polski Przegląd Kartograficzny“ lobte ein Rezensent unter anderem die Aspekte, die Geisler später kritisierte.

„Die Karte unterscheidet sich vorteilhafter z. B. von der Karte von Langhans, wo die Wälder und staatlichen Güter mit Farben den Eindruck des Zerfalls des ethnografischen polnischen Gebietes erwecken sollten. [...] Um der Konsequenz willen sollte man Seen einheitlich mit ethnografischen Farben ausfüllen und im Namen der Unparteilichkeit gegen die Nichtüberschneidung mit der Farbe der deutschen Mehrheit des Waldgebietes, dem Sanddünengebiet im Süden von Bromberg und Thorn, eintreten. [...] Dem Druck der Gothaer Werkstatt ist nichts vorzuwerfen.“[41]

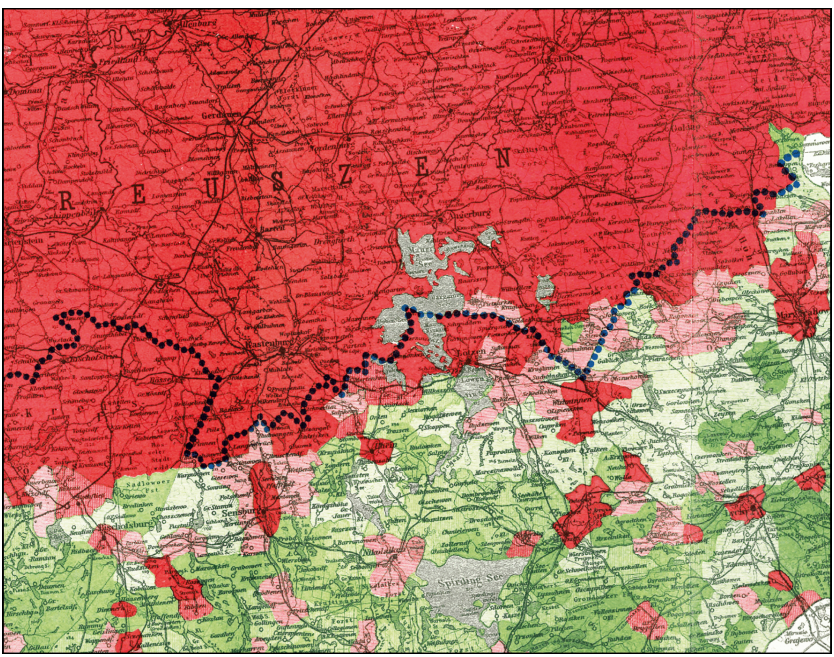



Abb. 21: Ausschnitt von Spetts Karte mit der Masurischen Seenplatte.

[40] Ebd., S. 70.

[41] Rw, [Rezension zu] Jakob Spett, Nationalitätenkarte, in: Polski Przegląd Kartograficzny I (1923–1924), 1, S. 37.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das Thema tauchte kurz nach der Veröffentlichung von Geislers Arbeit erneut in einer Fachzeitschrift auf. Józef Wąsowicz widmete den deutschen Angriffen auf Spett eine längere Abhandlung. Er stellte dabei die Schwachstellen der deutschen Argumentation heraus, vor allem ihren Anachronismus. Auch erinnerte er daran, dass der Ausschluss der polnischsprachigen Kaschuben, Oberschlesier und Masuren normalerweise eine Nachkriegserfindung sei, ähnlich wie die Idee, dass die ethnische Kartografie echtes nationales Bewusstsein der Bewohner (ausgedrückt zum Beispiel in Volksabstimmungen) widerspiegeln könne, und nicht „objektive" Daten wie die Muttersprache.

Schließlich berührte er den wundesten Punkt in der Argumentation von Spetts Widersachern und erinnerte daran, dass Spetts Karte im wichtigsten deutschen Kartografieverlag herausgegeben worden sei, derselbe, der die nationalistischen Werke deutscher Geografen veröffentlichte, und außerdem die wichtigste Fachzeitschrift „Petermanns Mitteilungen":

> „Die Tatsache, dass Spetts Karte seinerzeit von Justus Perthes gedruckt wurde, war sicherlich ein Fauxpas des Verlags. Dann sollte man aber konsequent sein. Fauxpax waren dann also auch alle preußischen Volkszählungen der Vorkriegszeit und deutsche Sprachen- oder Nationalitätenkarten und der preußische Statistikatlas und die Studien von Partsch, Sering, Albert, Weber und so vieler anderer zum Thema der polnischen Frage. Der größere Fauxpas ist jedoch die Abhandlung von Prof. Geisler, der Spetts Karte fleißig bewirbt und der schönen Reihe ‚Petermanns Mitteilungen Ergänzungshefte' ein politisches Propagandapamphlet aufdrängt. Vom deutschen Standpunkt aus wäre es hundert Mal besser und anständiger gewesen, zu schweigen."[42]

War Spett also offensichtlich ein kluger polnischer Agent, der deutsches Wissen, deutsche Technik und Naivität im politischen Kampf ausnutzte? Die Meinungen der Historiker gehen auseinander. In jüngerer Zeit neigt zum Beispiel Ulrike Jureit zur gegenteiligen Meinung.[43]

Benjamin Conrad wiederum, Autor einer sehr soliden Arbeit, die sich den Umständen der Festlegung der polnischen Grenzen widmet, unterstellt Spett böse Absichten und schreibt seinem Einfluss die Entscheidung der *Entente*-Mächte für die Volksabstimmung in Ermland und Masuren

[42] JÓZEF WĄSOWICZ, Niemiecka analiza mapy Spetta, in: Polski Przegląd Kartograficzny VI (1933–1934), 44, S. 108–121.

[43] ULRIKE JUREIT, Das Ordnen von Räumen. Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert, Hamburg 2012, S. 202.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zu.[44] Sehr wahrscheinlich werden wir nie die ganze Wahrheit erfahren. Etwas Licht in die Angelegenheit bringt jedoch die Korrespondenz von Isaiah Bowman. Im Jahr 1934 wendete sich Richard Hartshorne, Professor an der Universität von Minnesota, mit der Bitte an ihn, eine Angelegenheit, von der er durch deutsche Bekannte gehört habe, zu erläutern. Die wichtigste Frage lautete: Hatte die Karte von Spett tatsächlich, wie die Deutschen vermuteten, die Entscheidungen in Versailles beeinflusst?[45] Bowman gab zu, dass die Karte Anfang des Jahres 1919 tatsächlich in die Hände der Experten der Siegermächte gelangt sei.

> „Welchen Gebrauch andere davon während der vielfältigen Diskussionen machten, vermag ich nicht zu sagen. Ich kann Ihnen jedoch versichern, dass sie nicht benutzt wurde, als die Grenzen Deutschlands und Polens gezogen wurden. Ich kenne die Einzelheiten dieser Verhandlungen und Entscheidungen, weil ich selbst daran beteiligt war. Wir haben uns bei der Arbeit auf eine Karte gestützt, die die American Geographical Society nach langen Diskussionen und auf Grundlage statistischer Materialien vorbereitet hatte. Es handelte sich um eine Karte in einem sehr großen Maßstab, die das Verhältnis der Polen und Deutschen in den Grenzorten aufführte. Wir nutzten diese Daten und berücksichtigten natürlich auch noch andere Faktoren außer den ethnografischen. Eine wichtige Rolle spielte die Aufteilung der Transportmittel, ähnlich wie die Lage von Eisenbahnknotenpunkten, Verteidigungsmöglichkeiten usw. Es ist verständlich, dass die Deutschen angesichts des endgültigen Grenzverlaufs vermuten, dass wir uns eng an jene Karte gehalten hätten. Ich kann Ihnen jedoch versichern, dass dem nicht so war, und ich war ja damals der Vertreter der Vereinigten Staaten von Amerika in der polnischen Grenzkommission."[46]

Die Streitigkeiten um ethnische Flächenkarten durchzogen die Zwischenkriegszeit fast ohne Unterlass. Zwar betrafen sie verschiedene Gebiete, aber die technischen Probleme blieben bestehen. Die italienischen ethnischen Karten von Triest, Südtirol und Dalmatien riefen die gleichen Kontroversen hervor, wie die deutsche und polnische Kartografie. Kritiker wiesen auf vermeintliche statistische Fälschungen, verschwindende Minderheiteninseln, und auch auf die Art des Gebrauchs von Farben und

[44] BENJAMIN CONRAD, Umkämpfte Grenzen, umkämpfte Bevölkerung. Die Entstehung der Staatsgrenzen der Zweiten Polnischen Republik 1918–1923, Stuttgart 2014, S. 133.

[45] AGS, Directors' Files, Isaiah Bowman, Sign. dig. AGSNY_B185_F008_002.05, Brief vom 1.06.1934.

[46] AGS, Directors' Files, Isaiah Bowman, Sign. dig. AGSNY_B185_F008_002.06, Brief vom 11.06.1934.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Schattierungen hin. Manchmal verzichtete man wie bei der Kriegskarte von Carlo Errera aus dem Jahr 1915 ganz auf die Verwendung verschiedener Schattierungen, die ethnische italienische Mehrheit wurde in beliebigem Verhältnis zu den übrigen Einwohnern mit einer einheitlichen Farbe dargestellt.

Im Jahr 1918 veröffentlichte die Redaktion von „Petermanns Mitteilungen" eine ethnische Karte Mitteleuropas, die in der Kunst der Farbauswahl noch weiter ging. Deutsche, Niederländer und Flamen waren auf ihr in ein und derselben Farbe dargestellt, in den östlichen Grenzgebieten des Reiches waren andererseits Polen, Masuren und Kaschuben farbig unterschieden. Die polnische Rezensentin der deutschen Publikation, Kazimiera Jeżowa, eine Schülerin Romers, wies darauf hin, dass die Karte, die im Geografieunterricht am Gymnasium eingesetzt wurde, die deutschen Siedlungsflecken schamlos aufbliese und zum Beispiel Warschau als ethnisch deutsche Stadt bezeichne.[47] Selbstverständlich sollte man solch ein Bild der Verhältnisse zwischen den Nationen eher als Projektion einer politischen Idee denn als Abbild der Wirklichkeit behandeln.[48]

Einige Probleme, die im Zusammenhang mit Spetts Karte angesprochen worden waren, tauchten auch noch in anderen Zusammenhängen auf, in geringerem Maße von der Politik belastet, auch wenn man nirgends völlig frei davon war. Ethnische Flächenkarten erwiesen sich als ein sehr kompliziertes Werkzeug, vor allem im Hinblick auf die Notwendigkeit, verschiedene und manchmal gegensätzliche Ziele in Einklang zu bringen: Genauigkeit und Transparenz. Bereits einige Jahre vor dem Krieg unternahm Pál Teleki einen interessanten Versuch, um einige Probleme der ethnischen Kartografie zu lösen. Bei der Vorbereitung der *carte rouge* (so nannte man sie aufgrund der dominierenden Farbe, die der Geograf – wenig originell – für das eigene Volk reserviert hatte) ging Teleki noch einen Schritt weiter als Spetts Kritiker. Letztere protestierten dagegen, dass Waldgebiete und Wildnis als ethnisches Gebiet bezeichnet wurden, wenn in Wirklichkeit (fast) niemand dort lebte. Teleki war hingegen der Meinung, dass ein Gebiet, dessen Bevölkerungsdichte unterhalb eines konkreten, definierten Wertes lag, überhaupt nicht Gegenstand ethnischer

[47] KAZIMIERA JEŻOWA, Politische Propaganda in der deutschen Geographie, Danzig 1933, S. 67.

[48] DRAGAN UMEK, Ethnicity on the Paper. Ethnographic Mapping on the Italian-Yugoslav Border, in: 150th Anniversary of Jovan Cvijić's Birth. Proceedings of the International Conference held at the Serbian Academy of Sciences and Arts, October 12–14, 2015, hg. v. VIDOJKO JOVIĆ / ANA M. PETROVIĆ, Belgrade 2016, S. 777–793.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Unterteilung sein sollte. Seine Karte sorgte nicht nur durch das Rot der ungarischen Mehrheit (eine optische Mehrheit, die numerische blieb nämlich in höchstem Grade strittig), sondern auch durch weiße Flecken der wenig bevölkerten Gebiete für Aufmerksamkeit.

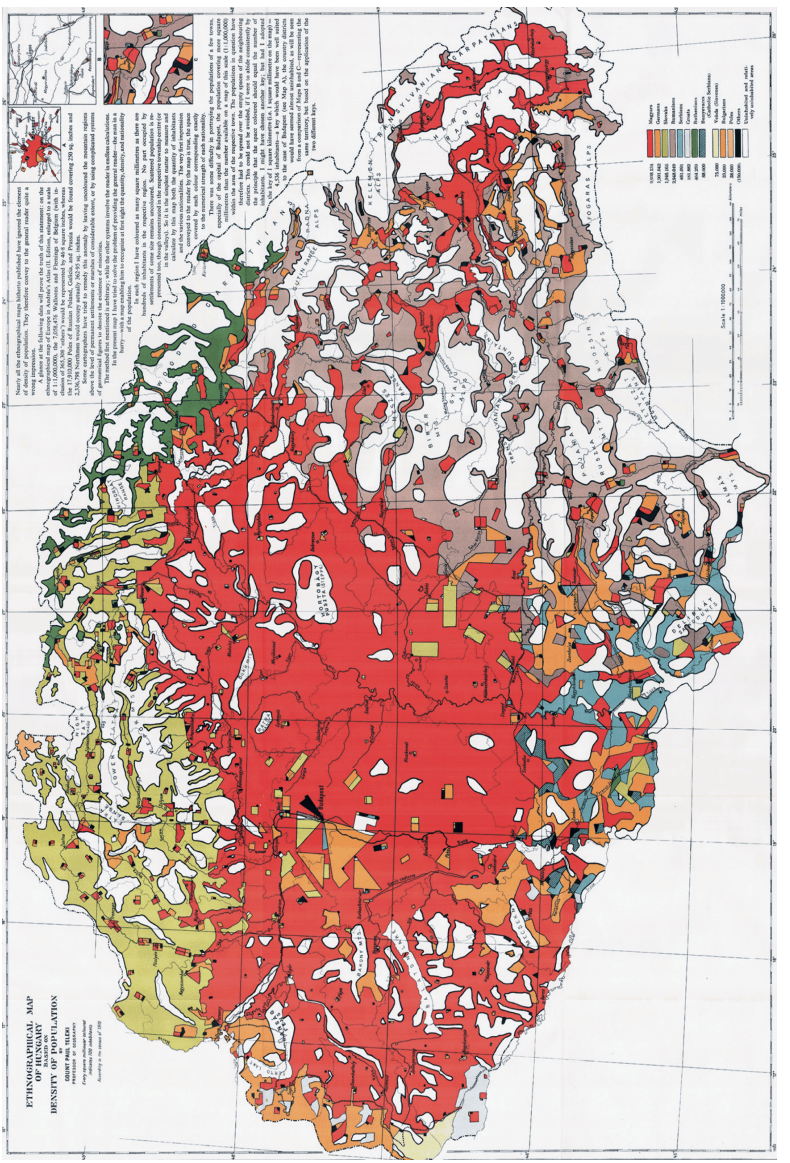



Abb. 22: Ethnografische Karte von Pál Teleki (1919).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Eine solche Lösung des Problems der Bevölkerungsdichte erwies sich als Inspiration für die internationale Gemeinschaft der Kartografen. Die ethnischen Karten, die während des Krieges in „Petermanns Mitteilungen" veröffentlicht wurden, ließen meist auch weiße Flecken in den Gebirgsregionen.[49] Teleki führte dies in seinen späteren wissenschaftlichen Arbeiten weiter, auf ähnliche Weise fertigte er zum Beispiel Karten des Nahen Ostens an, auf denen die Wüsten weiß dargestellt waren.[50] Dieser – auf den ersten Blick völlig objektiv erscheinende – Schritt illustriert auf hervorragende Weise die Ambivalenz der kartografischen Repräsentation. Indirekter Effekt der von Teleki entworfenen Lösung war nämlich eine deutliche Reduktion des Nationalgebiets derjenigen Nationen, die in der Umgebung von Bergen und Wüsten lebten. Im Fall der *carte rouge* waren das Rumänen und Slowaken. Anstelle geschlossener Gebiete in hellgrüner Farbe und Schattierungen in schmutzigem Rosa, zeichneten sich die von ihnen bewohnten Regionen Ungarns durch große weiße Flecken auf dem Gebiet der Karpaten aus.

Das, was Teleki für eine objektive Korrektur kartografischer Fehler hielt, stellte in den Augen anderer, zum Beispiel Martonnes, einen schwerwiegenden Fehler dar. Der französische Geograf war der Meinung, dass die wenig besiedelten Berge aus Sicht der Humangeografie die nationale Wiege Rumäniens ausmachten. Sie aus dem ethnischen Gebiet Rumäniens auszuschließen, sei daher keine objektive Korrektur, sondern ein politisch motivierter Angriff.[51] Darüber hinaus merkten einige Kritiker eine gewisse fehlende inhaltliche Konsequenz der ungarischen Karte an. Teleki verwendete nämlich gegenüber wenig bevölkerten Gegenden zweierlei Maß. In der ungarischen Tiefebene markierte er mit Rot auch die Gebiete, die in Wirklichkeit genauso wenig bevölkert waren, wie die rumänischen Karpaten.[52] In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre unternahm ein anderer ungarischer Geograf den Versuch, die beiden Standpunkte zu versöhnen. Auf der ethnografischen Karte von Károly Kogutowicz waren die Gebiete der ethnischen Mehrheit als Flächenkarte dargestellt, gleichzeitig zeigten

[49] Zum Beispiel PAUL LANGHANS, Der rumänische Volksboden und die staatliche Entwicklung des Rumänentums, in: Petermanns Geographische Mitteilungen 61 (1915), Tabelle 36.

[50] COUNT PAUL TELEKI / ANDREW RÓNAI, The Different Types of Ethnic Mixture of Population, Budapest 1937, S. 8–10.

[51] PALSKY, Emmanuel de Martonne, S. 115.

[52] BOGDAN ZABORSKI, Uwagi metodyczne o mapach wyznaniowych z mapą części województwa lwowskiego, Warszawa 1928, S. 12.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

jedoch dunklere Farben der Flecken die zahlenmäßige Stärke der jeweiligen Bevölkerungsgruppe an.

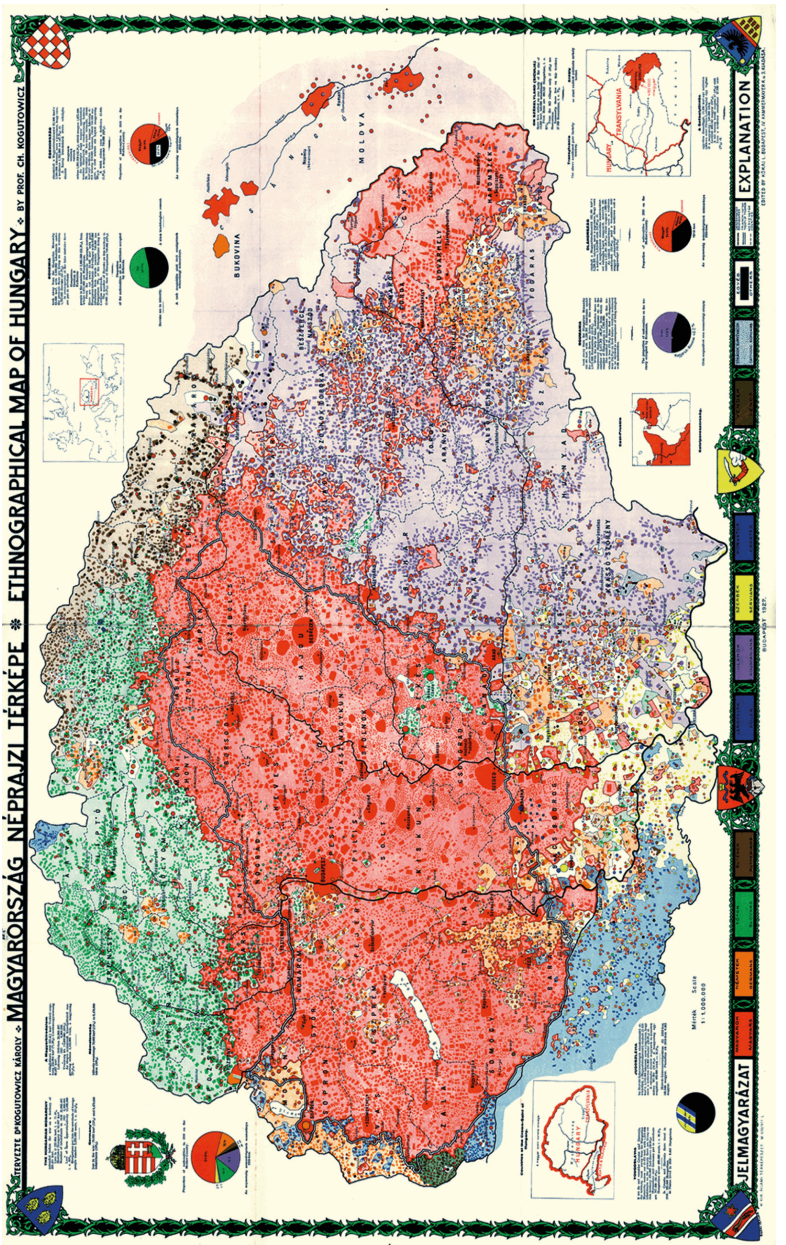



Abb. 23: Ethnografische Karte Ungarns von Károly Kogutowicz (1927).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das war kein einfacher, leicht verständlicher Eingriff. Ein polnischer Rezensent der Karte schrieb dazu:

> „Versuchen wir uns die Methode der Karte von Kogutowicz zu erschließen. Die Einheit ist für ihn die Gemeinde. Er unterscheidet dort die absolute Mehrheit der Bevölkerung und färbt das Gebiet der Gemeinde dann in der Farbe der Mehrheit ein. Gibt es in einer Gemeinde keine absolute Bevölkerungsmehrheit, so lässt er sie weiß, und deutet nur mit farbigen Kreisen die dominierende Volksgruppe an. Er unterscheidet aber auch in Gemeinden, die über eine starke Mehrheit einer Nationalität verfügen, eine größere prozentuale Konzentration anderer Nationalitäten, die er mit farbigen Kreisen darstellt. Die Größe dieser Kreise zeigt die prozentuale Stärke der Minderheit an. Diese Details verleihen der Karte jedoch noch keine Messbarkeit. Diese erreicht Kogutowicz, indem er bei jeder Gemeinde die Signatur der Mehrheit einfügt. Während die farbige Schraffierung die Mehrheit einer Volksgruppe in einem bestimmten Gebiet anzeigt, entspricht die Größe des Zeichens in voller Farbe proportional der Bevölkerungsstärke der Gemeinde. Auf diese Weise bezeichnet die Karte sowohl die Mehrheit als auch die Zahl der Bevölkerung usw. Die Methode von Kogutowicz bringt die demografische Grafik, wie wir sehen, einen guten Schritt voran, indem sie gleichzeitig sowohl einen Überblick über die geschlossenen ethnografischen Gebiete gibt als auch ihre zahlenmäßigen Unterschiede abbildet ... mit einem Wort: Sie ist qualitativ und quantitativ.“[53]

Trotz des Enthusiasmus von Józef Wąsowicz, Rezensent der Zeitschrift „Polski Przegląd Kartograficzny“, hinterließ die Karte von Kogutowicz in der ethnischen Kartografie keine neuen Spuren. Der Pole verschonte den ungarischen Kartografen auch nicht mit Kritik, die er im Hinblick auf zwei Miniaturkarten äußerte, die die eigentliche Arbeit begleiteten. Kogutowicz zeigte dort, das Siebenbürgen auch ohne direkte Verbindung (die durch Gebiete mit rumänischer Mehrheit laufen müsste) zum ungarischen Gebiet zurückkehren könne. Als Argument für seine These führte er auch das Beispiel Ostpreußens an, das Wąsowicz als „weder angebracht noch geografisch glücklich“ bezeichnete. Der polnische Geograf stellte außerdem kleine Manipulationen fest, auf die auch die ungarischen Karte nicht verzichtete: bei den begleitenden Diagrammen wurden die Deutschen den Ungarn hinzugefügt.

Die Zeitschrift „Polski Przegląd Kartograficzny“ nahm bei den Streitigkeiten um ethnische Karten generell eine besondere Rolle ein. Die Zeitschrift verfolgte konsequent eine enge Spezialisierung und widmete eth-

[53] Jw, [Rezension zu] Károly Kogutowicz, Magyarország néprajzi térképe (1927), in: Polski Przegląd Kartograficzny III (1927–1928), 22, S. 149–151, hier S. 150.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nischen Karten sehr viel Aufmerksamkeit. Des Weiteren konzentrierten sich die Redakteure vor allem auf Ostmittel- und Südosteuropa, insbesondere auf die neuen und erweiterten Staaten. Die Kritik von Seiten der deutschen revisionistischen Kartografie und die Auseinandersetzung mit dieser deutschen Kritik vervollständigten die Inhalte der Zeitung. Erwähnenswert ist, dass es sich im Allgemeinen um sachliche Kritik handelte, und schmerzhafte Seitenhiebe in alle Richtungen ausgeteilt wurden, nicht nur nach Westen. Polnische Kartografen waren genauso häufig Ziel der Kritik.

Die Rezensenten des „Przegląd" widmeten sich sowohl inhaltlichen Fragen als auch dem Aussehen der Karten. Vielfach bemängelten sie unsachgemäße Beschriftung oder auch mindere Druckqualität oder übertriebenen Schematismus. Sogar bei der Besprechung deutscher ethnischer Karten nahmen technische Fragen oft den gleichen Rang ein wie politische Kritik. Diese Verbindung zweier Ordnungen zeigt sich am Beispiel des Versuchs einer Systematisierung der Kritik gegenüber der revisionistischen Kartografie Anfang der 1930er Jahre.

> „Diese Publikation [Sprachenkarte von Friedrich Lange, M. G.] gibt wunderbar den Charakter der gegenwärtigen deutschen Sprachenkarten wider, die in Richtung einer übermäßigen Erweiterung des deutschen Sprachgebiets streben, die deutschen Sprachinseln vergrößern und sehr intensive Farbflecken sowie übermäßig viele Streifen für die deutschen Elemente gebrauchen, im Gegensatz zu sehr schwachen Farben für andere Gruppen. Damit einher geht die Neigung, fremde Gruppen in Teile zu zerschlagen und durch die Ausgliederung Dialekte, aber auch die Bevölkerung einzelner Verwaltungskreise zu verbergen. [...] Es scheint, dass die Deutschen in Wolhynien, Zips, im Banat, in Ungarn, in Siebenbürgen, der Bukowina usw. eine sehr große Gruppe darstellten."[54]

In einer konkreten deutsch-polnischen Grenzfrage endeten die Streitigkeiten der Geografen jedoch nicht mit gegenseitigen Manipulationsvorwürfen. Natürlich harrten auch Probleme einer Lösung, die sich nicht ausschließlich auf den Konflikt zwischen den Nationalismen zurückführen ließen. Flächenkarten, die die Fantasie am besten ansprechen und am einfachsten zu verstehen sind, begünstigen, objektiv betrachtet, Nationalitäten, die große Gebiete bewohnen.

Im Fall des „polnischen Korridors" oder Oberschlesiens sprach diese Technik zugunsten Polens. Die polnischen Kartografen befanden sich

[54] Jw, [Rezension zu] Friedrich Lange, Sprachenkarte von Mitteleuropa, in: Polski Przegląd Kartograficzny VI (1933–1934), 42, S. 51–53.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

daher in einer komfortablen Situation. Sie konnten die preußischen Vorkriegsstatistiken frei nutzen und auch an die Vorkriegsarbeiten der deutschen Geografen anknüpfen. Proteste der Gegenseite wehrten sie problemlos ab und wiesen darauf hin, dass sie es seien, die die wissenschaftliche Kontinuität der deutschen Kartografie repräsentierten, und eben nicht die deutschen Nachkriegsgeografen. „Wir leben wirklich in seltsamen Zeiten", schrieb Romer ironisch, „der Professor einer preußischen Universität nennt die Ergebnisse der offiziellen preußischen Bevölkerungszählung ‚Fantasie und Spekulation', die Ergebnisse deutscher Wissenschaftler eine polnisch-nationalistische Orgie."[55]

Die Suche nach Gegengewichten zu den polnischen ethnografischen Karten verlief mehrgleisig. Noch zu Kriegszeiten nahm sich Albrecht Penck des Themas an. In einer Rede anlässlich des Rektoratsantritts an der Berliner Universität im Jahr 1917 empfahl er den Griff zu noch detaillierteren statistischen Daten, um die Generalisierungen der polnischen Geografen infrage zu stellen.

> „Wo ferner die ethnographische Karte die große Fläche der Polen verzeichnet, da trifft man höchst selten rein polnische Bevölkerung, sondern letztere ist durchsetzt und durchdrungen mit zahlreichen Juden und nicht wenigen Deutschen, ganz abgesehen von den Grenzgebieten, wo deutsche Dörfer mit polnischen vielfach wechseln, so daß der polnische Geograph von Romer durch Anwendung einer dafür geeigneten Methode einen Ast polnischer Bevölkerung herauskonstruieren konnte, der sich bis zur Ostsee erstreckt, während die sorgfältige Untersuchung erweist, daß quer über jenen konstruierten Ast hinweg eine Verbindung der deutschen Bevölkerung Ostpreußens mit den westlichen Provinzen des Königreichs vorhanden ist."[56]

Der von Penck aufgezeigte Weg war jedoch holprig, so dass es nicht verwundert, dass nur wenige sich für ihn entschieden. Nach 1918 ergaben sich außerdem neue Möglichkeiten, ethnische Kartografie zu betreiben. Sie brachten die deutschen Geografen dazu, die Frage zu stellen, ob wichtige statistische Daten, die von ihrem eigenen Staat erhoben worden waren, nicht durch andere ersetzt werden konnten, die ordentlichere Ergebnisse lieferten.

---

[55] EUGENIUSZ ROMER, [Rezension zu] Wilhelm Volz, Die völkische Struktur Oberschlesiens in drei Karten (1921); Das Deutschtum in den Kreisen Rybnik und Pless (1921), in: Polski Przegląd Kartograficzny I (1923–1923), 3, S. 105–108, hier S. 107.

[56] ALBRECHT PENCK, Über politische Grenzen. Rede zum Antritt des Rektorates der Königlichen Friedrichs-Wilhelms-Universität in Berlin gehalten in der Aula am 25. September 1917, Berlin 1917, S. 19.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Eine positive Antwort lieferten die Volksabstimmungen der Nachkriegszeit, insbesondere in Ermland und Masuren sowie in Kärnten, bei denen die Mehrheit der Bevölkerung sich entsprechend für die Zugehörigkeit zu Deutschland bzw. Österreich aussprach. Die Ergebnisse der Volksabstimmungen wurden daher wie eine Art Nationalitätenstatistik behandelt, die zugunsten Deutschlands sprach. Wie wir gesehen haben, nahmen die Kritiker von Spetts Karte einen ähnlichen Standpunkt ein. Der „Polski Przegląd Kartograficzny" sah in der Maßnahme eine paradigmatische Änderung, die die deutsche Kartografie vom Rest der Welt unterschied.

> „Wir entfernen uns nicht weit von der Wahrheit, denke ich, wenn wir den Stand der Dinge auf folgende Weise zusammenfassen. Es gibt hinsichtlich der Ethnografie der deutschen Ostgebiete und der benachbarten polnischen Teile zwei Standpunkte: Einer existiert von alters her, wird allgemein akzeptiert und stützt sich auf deutsche Vorkriegsvolkszählungen, die durch polnische Nachkriegszählungen nur unwesentlich geändert wurden; der zweite ist neodeutsch und erst nach dem Krieg entstanden, er stützt sich auf den Begriff der Nationalität und nimmt als Grundlage die Ergebnisse der Volksabstimmungen, Sejm- oder Parlamentswahlen, und schließlich die deutschen Volkszählungen aus dem Jahr 1925, die, wie wir wissen, das sprachliche Gesicht des östlichen Deutschlands im Vergleich mit der deutschen Zählung von 1910 grundsätzlich änderten."[57]

Es hatte weitreichende Konsequenzen, wenn man sich auf die Ergebnisse der Volksabstimmungen stützte. Im Unterschied zu den „objektiven" Daten, die die Zählungen geliefert hatten, war eine Volksabstimmung die Willenserklärung eines Individuums, unabhängig von Sprache oder Herkunft. Unter Zensusbedingungen zog der Verdacht, dass die Angaben nicht der Realität entsprachen, eine amtliche Korrektur nach sich, so erläuterte Antonín Boháč. Bei dieser Methode wusste der Beamte besser, wer wer war.

Durch die Aufgabe des erprobten Modells begaben sich die deutschen Geografen auf neues Terrain. Das taten sie vorsichtig und eher inkonsequent, indem sie unterschiedliche Maßstäbe auf verschiedene Regionen anwendeten. Voluntarismus war im Allgemeinen für den Osten reserviert. So erklärte Wilhelm Volz, einer der aktivsten revisionistischen Geografen:

---

[57] JÓZEF WĄSOWICZ, [Rezension zu] E. de Martonne, Les nationalités de l'Europe Centrale, 1:6000000 (1931), in: Polski Przegląd Kartograficzny VI (1933–1934), 42, S. 47–51, hier S. 50 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

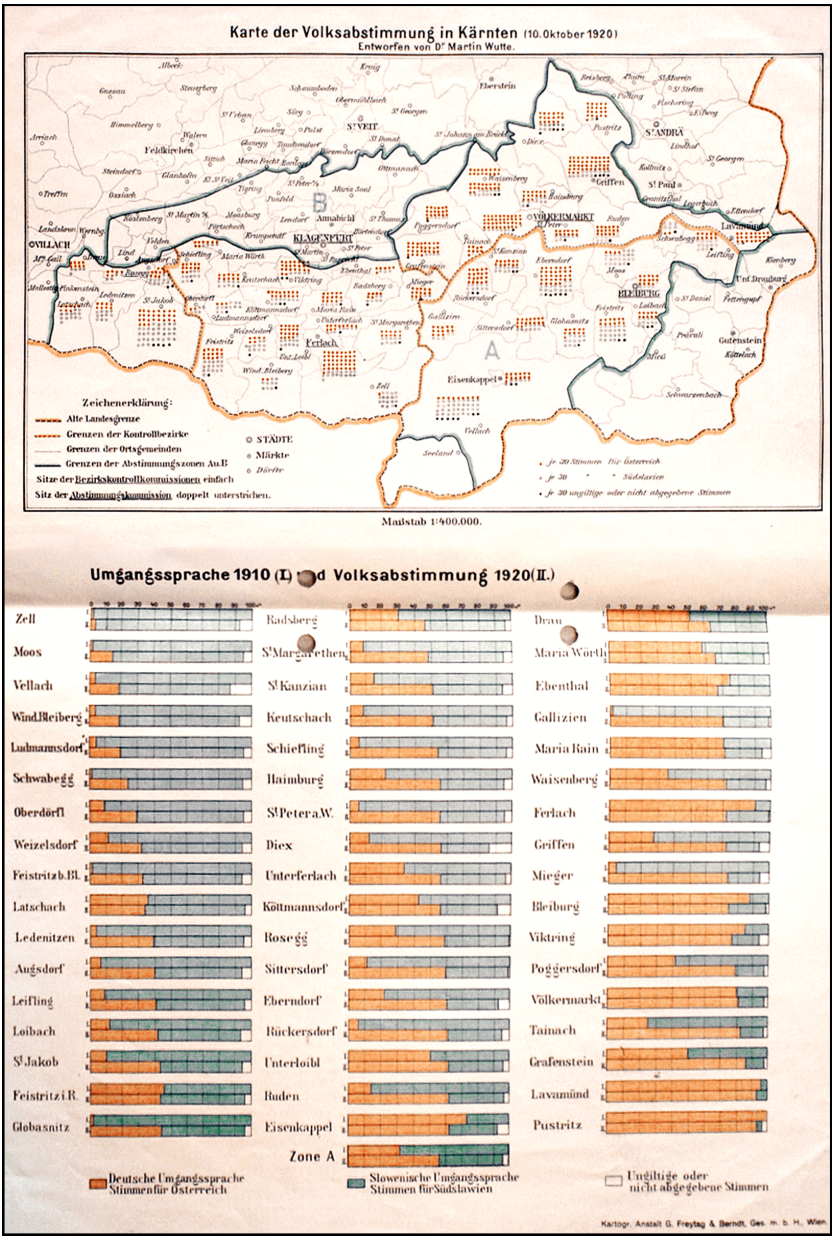



Abb. 24: Ergebnisse der Volksabstimmung in Kärnten nach Martin Wutte.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Gegen die Herstellung von Sprachenkarten für den Osten sind aus nationalpolitischen Erwägungen grosse Bedenken geltend zu machen, da hier Muttersprache und nationale Gesinnung nicht zusammenfallen. Die Sprachenkarten müssen durch Nationalitätenkarten ergänzt werden.“[58]

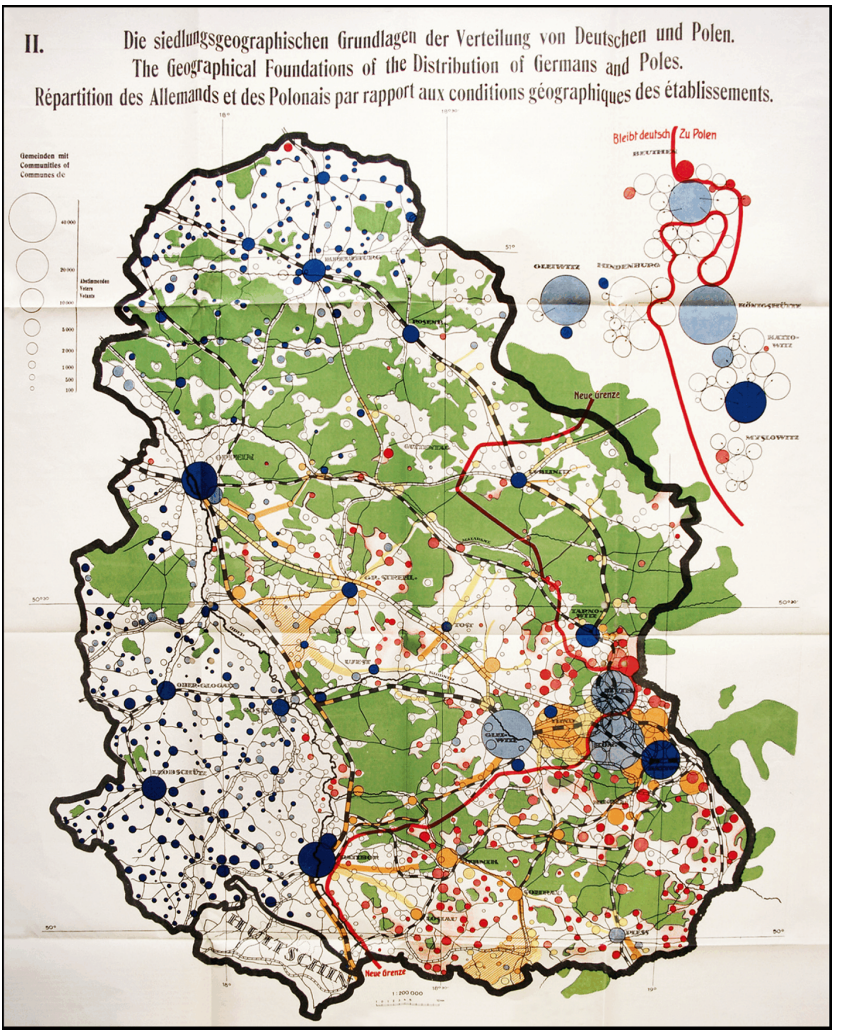



Abb. 25: Ethnografische Punktekarte Oberschlesiens von Wilhelm Volz.

[58] AfG, Nachlass Wilhelm Volz, Sign. 403/6/1, Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung. Protokoll über die Tagung in Ortelsburg, 15.–17. September 1927, Bl. 37.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Diese Handhabung der ethnischen Statistik gab den nationalistischen Geografen ein sehr effektives Werkzeug an die Hand, um eine neue Kartografie Ostmitteleuropas zu erarbeiten. In Volz' Auffassung galt dies gerade dort, wo die Nationenbildungsprozesse im Unterschied zu Westeuropa immer noch andauerten. Es wurde nichts endgültig entschieden, auch nicht die Identität der Einwohner der Region:

> „Nicht die Rasse entscheidet über das Volkstum – unterscheidet sich denn überhaupt der Wende körperlich vom Sachsen? Der wasserpolnisch sprechende Oberschlesier vom deutsch Sprechenden? – sondern der Wille und das Volksbewußtsein. So sind die Probleme im Osten ganz anders geartet als im Westen: Sprachgrenze ist *nicht* [i. Orig. unterstrichen, M. G.] Volksgrenze!"[59]

Bereits ein paar Jahre nach der Veröffentlichung dieser Erklärung änderte sich die politische Situation in Deutschland radikal, und damit einhergehend auch die offiziellen Ansichten im Hinblick auf die Frage ethnischer Identität. In der nationalsozialistischen Weltanschauung hatte der Stolz auf eine deutsche Identität unter der slavischen Bevölkerung im Grenzraum keinen Platz. Stattdessen wurden großzügige Forschungen zum Thema vermeintlich germanischer Wurzeln der Masuren durchgeführt.[60] Die Argumentation, die sich auf die Volksabstimmung stützte, wurde also schließlich nicht durch polnische oder andere Kritiker umgestoßen. Die deutschen Geografen machten selbst einen Rückzieher, sobald sie den neuen nationalsozialistischen Machthabern rechenschaftspflichtig waren.

Außer auf die statistischen Maßnahmen, die sich auf die Nutzung der Daten der Volksabstimmungen statt der Volkszählungen stützten, lenkten die deutschen Geografen ihre Aufmerksamkeit auch auf technische Mittel, die es ihnen erlaubten, die deutsch-polnischen Nationalitätenverhältnisse im Grenzland in anderem Licht darzustellen. Hilfreich war dabei die Punktemethode, die meist mit Diagrammen kombiniert wurde. Bei diesem System wurde eine gewisse Anzahl von Menschen von einem Punkt in der Farbe, die ihre Nationalität (Sprache, Konfession oder ein anderes charakteristisches Merkmal) repräsentierte, dargestellt, und diese Punkte wurden dann auf der Karte in der Zahl eingetragen, die der zahlenmäßigen Stärke der Menschen in der jeweiligen Verwaltungseinheit entsprach.

---

[59] WILHELM VOLZ, Zur Einführung, in: Der ostdeutsche Volksboden. Aufsätze zu den Fragen des Ostens, hg. v. DEMS., Breslau ²1926, S. 5 f., hier S. 6.

[60] ANDREAS KOSSERT, Grenzlandpolitik und Ostforschung an der Peripherie des Reiches. Das ostpreußische Masuren 1919–1945, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 51 (2003), 2, S. 117–146, hier S. 132–143.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Diese Technik wurde laufend zur Illustration der Ergebnisse der Volksabstimmungen genutzt.

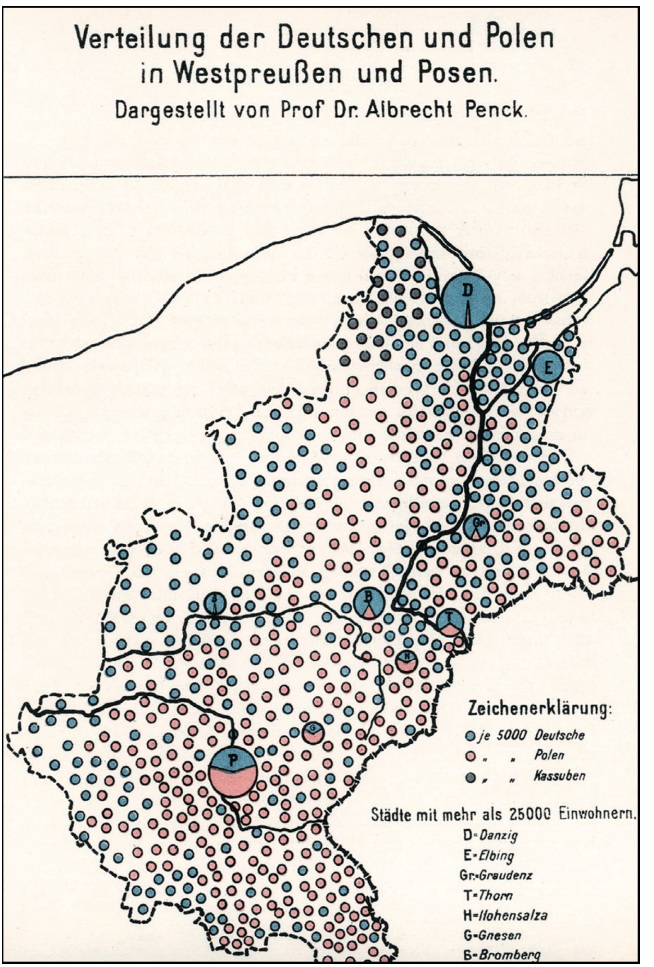



Abb. 26: Ethnografische Karte der deutsch-polnischen Grenzregion in Westpreußen und Posen von Albrecht Penck (1919).

Diagramme, die die Aufteilung der Nationalitäten in größeren städtischen Zentren darstellten, lösten eines der größten Probleme der Flächenkarten: die schwache Repräsentation der Städte und die optische Dominanz der Landbevölkerung. Dieser Methode bediente sich Penck, bei der Anferti-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gung der anschließend noch mehrfach herausgegebenen Karte Ostpreußens mit dem Posener Gebiet. Die erste Version seiner Karte, die sich ähnlich wie die Arbeiten der polnischen Geografen auf die preußische Vorkriegsstatistik stützte, verwendete als Kategorien nur zwei Nationalitäten: Deutsche und Polen. Das Außenministerium forderte jedoch Änderungen. Penck stimmte zu, die Kaschuben als weitere Kategorie einzuführen, deren Funktion auf der Karte hauptsächlich darin bestand, den polnischen Siedlungsstreifen zu unterbrechen, der sich bis zur Ostsee erstreckte. Das Vorwort zur dritten Ausgabe des Heftes, das die kleine Karte Pencks enthielt, verwies klar auf das Ziel dieses Vorgehens. Es ging darum, zu beweisen, dass es in den umstrittenen Gebieten im Allgemeinen keine größeren geschlossenen Gebiete gab, die nur von Polen bewohnt wurden.[61] Aus der Verbundenheit mit dieser oder einer anderen kartografischen Technik ließ sich aber natürlich nicht einfach die Nationalität der Geografen ableiten. Im deutsch-polnischen Kontext griffen die Polen allerdings lieber zu Flächenkarten, die Deutschen eher zu Punktekarten.

Anders stellte sich die Situation in anderen Grenzgebieten dar, besonders an der polnisch-ukrainischen Grenze. Hier nahmen die Polen in vielerlei Hinsicht den Platz ein, den die Deutschen im Westen innehatten. In wichtigen Gebieten waren sie in der Minderheit, konzentrierten sich aber in den größeren Städten. Dieselben kartografischen Methoden, die in Pommern oder Oberschlesien die Anwesenheit der polnischen Dorfbevölkerung betonten, kamen in Ostgalizien oder Wolhynien den Ukrainern zugute.

Ähnlich wie bei der deutschen revisionistischen Kartografie, inspirierte die schwierige politische Lage methodologische Reflexionen und praktische Erfindungen. Die unter anderem von Stanisław Pawłowski vorgenommene Manipulation der Prozentwerte überzeugte die Betrachter (und vielleicht auch die Geografen selbst) davon, dass die polnische Minderheit in gewissem Sinne bedeutsamer sei als die ukrainische Mehrheit. Ein interessantes Beispiel für diese Art des Denkens ist Pawłowskis Arbeit, die sich – zumindest theoretisch – der konfessionellen Struktur in Ostgalizien widmete.[62] Das „Polentum" einzelner Regionen würde nach Auffassung des Geografen sicherlich nicht weniger Zweifel hervorrufen, als seine

[61] Ist die Ostmark unbestreitbar polnisches Gebiet? Kurze zahlenmäßige Sachdarstellung mit zwei Sprachenkarten von Prof. Dr. A. Penck und sieben graphischen Tafeln von Prof. Dr. Silbegleit, Berlin [3]1919.

[62] PAWŁOWSKI, Ludność rzymsko-katolicka.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Karte, die Martonne in Paris kritisiert hatte. Pawłowski schrieb unterdessen:

> „Aus der Karte des Polentums geht deutlich hervor, dass die Ruthenen in den Bergen überwiegen, aber bereits im Vorgebirge und im übrigen, östlichen Teil Galiziens 25-50 % Polen leben, in den zwei Siedlungsinseln Lemberg und Tarnopol sind es sogar über 50 %. Auf der Karte mit römisch-katholischen Christen sieht man das Polentum Podoliens und die Verbindung des Polentums der podolischen Region mit der ethnografischen polnischen Binnenbevölkerung."[63]

Die in der Arbeit verwendeten Karten wurden selbstverständlich bei der „Wiedererlangung" des ethnischen Territoriums ziemlich weit verschoben. In diesem Fall zeigten die roten und blauen Punkte weder eine ethnische noch konfessionelle Zugehörigkeit an, sondern eine Veränderung, zu der es in der Zeit zwischen den galizischen Zählungen von 1900 und 1910 kam. Auf diese Weise erzielte Pawłowski zumindest optisch die Dominanz der römisch-katholischen Bevölkerung, auch wenn sie in absoluten Zahlen nach wie vor hinter die griechisch-katholischen zurücktrat.

Eine auf so detaillierte Weise angefertigte Karte war auch eine passende Illustration der Thesen, die Romer und Czekanowski propagierten. Beide meinten, dass Litauen und Ruthenien, im Unterschied zum polnischen Gebiet, einen Übergangscharakter hätten, besonders in ethnischer Hinsicht.[64] Dort, wo niemand eindeutig in der Mehrheit war, sollten andere Faktoren über die Zugehörigkeit entscheiden, zum Beispiel die Dynamik der konfessionellen Beziehungen oder der Charakter einer Siedlung, sesshafter in der Tiefebene, in den Bergen häufig nomadisch oder halbnomadisch. Auch diese letzte Unterscheidung diente den polnischen Geografen als Argument für das Polentum Ostgaliziens:

> „Die Widerstandsfähigkeit des polnischen Elements steht nicht in einfacher Beziehung zur Zahlenstärke, sondern scheint eher mit dem Acker (der Bodenqualität) verbunden, auf was die Tatsache der größten Erträge [d. h. der Anstieg der polnischen Bevölkerung, M. G.] in Podolien und der Verluste in den Karpaten hinzudeuten scheint."[65]

---

[63] Ebd., S. 7.

[64] CZEKANOWSKI, Stosunki narodowościowo-wyznaniowe, S. 41.

[65] ADAM DUDZIŃSKI, Zmiany narodowościowe (wyznaniowe) na terenie trzech województw wschodnich Małopolski w świetle urzędowych spisów 1910–1921, in: Pokłosie geograficzne. Zbiór prac poświęcony Eugenjuszowi Romerowi przez jego uczniów i przez Książnicę-Atlas, Lwów / Warszawa 1925, S. 15–28, hier S. 26.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

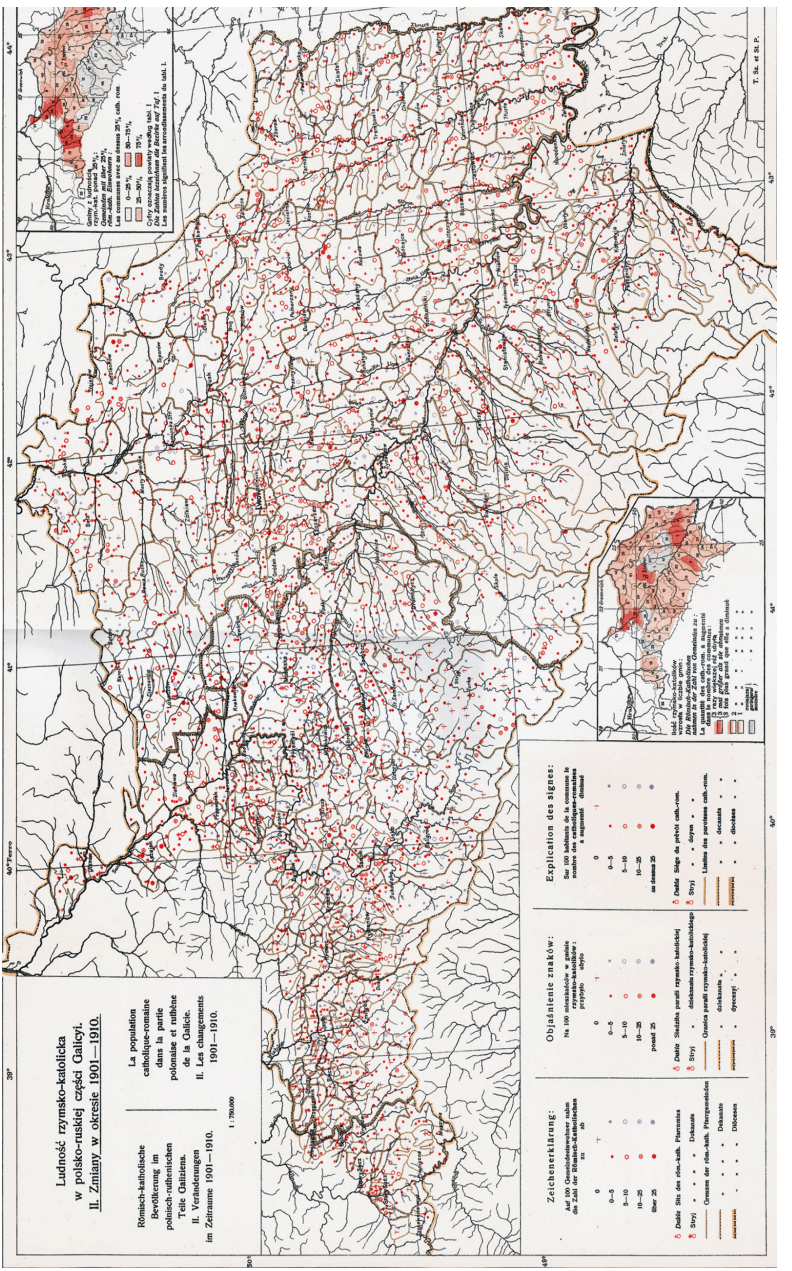



Abb. 27: Konfessionskarte Ostgaliziens von Stanisław Pawłowski (1919).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Aussichten, die sich mit der Zeit vor den polnischen Geografen, die die östlichen Gebiete der *Rzeczpospolita* untersuchten, auftaten, gaben immer weniger Anlass für ähnlichen Optimismus. Weißrussen und Ukrainer wurden nicht weniger, sondern mehr. Eine Reaktion auf diese Entwicklung war paradoxerweise der Fokus auf das eigene Volk. Einige polnische Veröffentlichungen aus den 1930er Jahren erwecken den Eindruck, als ob sich die Geografen allesamt den Ausspruch des Statistikers und Geografen Władysław Wakar aus den ersten Monaten des Ersten Weltkriegs zu Herzen genommen hätten: „Jedes Land muss sich auf ein Volk und eine Kultur stützen."[66] Andere Völker und andere Kulturen begannen von den polnischen Karten zu verschwinden.

Praktisch ergab sich aus dieser Hinwendung zur ethnischen Kartografie, die nun nur auf das eigene Volk fokussiert war, eine wachsende Faszination der Geografen für Fragen des Bevölkerungswachstums.[67] In Staaten mit zahlreichen und wachsenden Minderheiten, so wie Polen, bekam diese Frage eine politische Bedeutung. Gegen Ende der 1930er Jahre widmete ihr auch Eugeniusz Romer seine Aufmerksamkeit. In dem kleinen Werk, das der „Biosoziologie" der *Rzeczpospolita* gewidmet war, warnte er:

> „Während noch im Jahr 1927 in mehr als 50 % des Gebietes der Anstieg der polnischen Bevölkerung die Zunahme der ruthenischen Bevölkerung im Durchschnitt um fast 30 % übertraf, verloren wir Jahr um Jahr auf 4.000 Quadratkilometern die biologische polnische Überlegenheit, und das polnische Übergewicht in diesen stark reduzierten Gegenden fiel im Jahr 1930 auf den sehr geringen Wert von 6 %, während das ruthenische Übergewicht kontinuierlich auf 31 % anwuchs! [...] Diese Zahlen sagen alles. Sie sind Ausdruck der offiziellen Nachsicht gegenüber der ruthenischen Eigenmächtigkeit, Ausdruck der politischen Bekämpfung der polnischen Bauernparteien und Abrechnung mit der ganzen offiziellen staatlichen Wirtschaft – politisch, ökonomisch und gesellschaftlich."[68]

Kartografischer Ausdruck dieser demografischen Sorgen und Hoffnungen waren Karten, auf denen die Bevölkerungsdichte sich nur auf eine, in diesem Fall die polnische Nation beschränkte. Jerzy Smoleński stellte einige von ihnen während des internationalen geografischen Kongresses in

---

[66] WŁODZIMIERZ WAKAR, Ludność polska. Ilość i rozprzestrzenienie, Warszawa 1914, S. 5.

[67] Für den polnischen Kontext vgl.: MORGANE LABBÉ, Reproduction as a New Demographic Issue in Interwar Poland, in: A World of Populations. Transnational Perspectives on Demography in the Twentieth Century, hg. v. HEINRICH HARTMANN / CORINNA R. UNGER, New York / Oxford 2014, S. 36–57.

[68] EUGENIUSZ ROMER, Z biosocjologii Rzeczypospolitej Polskiej, Lwów 1937, S. 12–14.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Warschau im Jahr 1934 vor. Es ist bemerkenswert, dass die Aussage seiner Arbeit, die sich auf die Zählung von 1931 stützte, immer noch optimistischer war als die späteren Anmerkungen Romers.

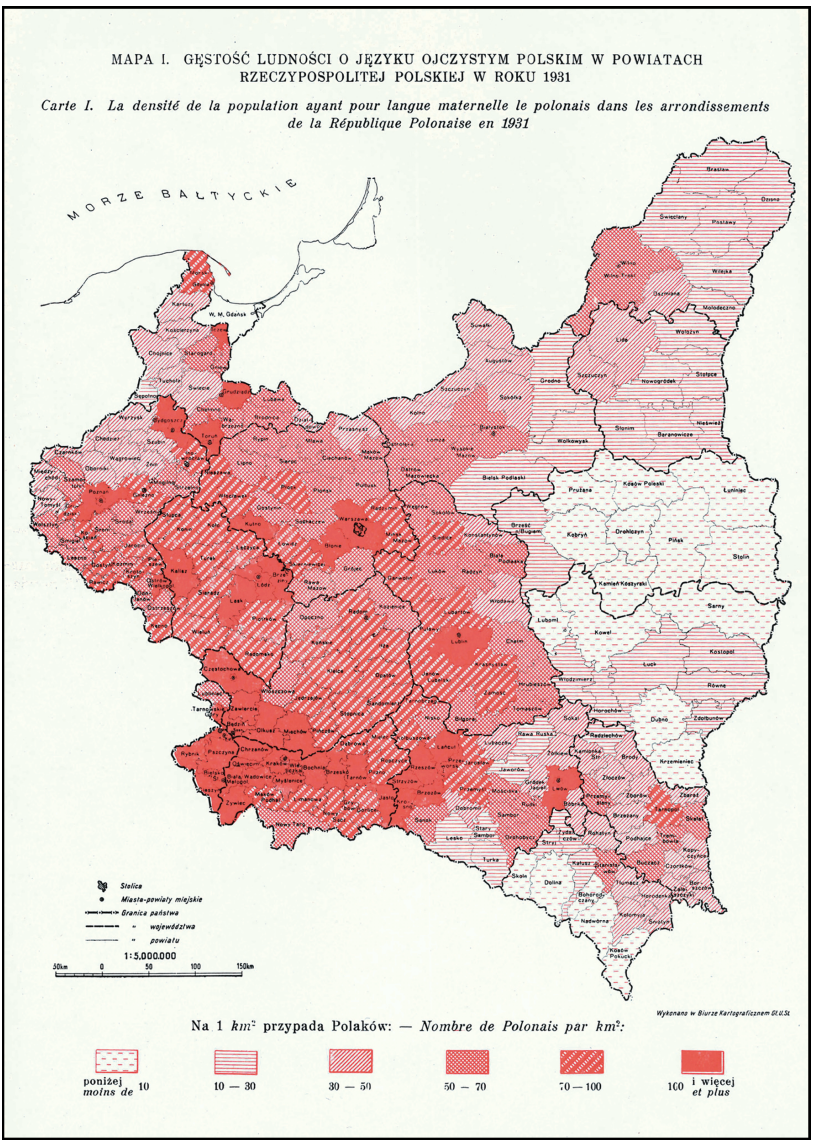



Abb. 28: Karte der Bevölkerungsdichte der polnischen Bevölkerung von Jerzy Smoleński (1934).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Aus diesem Blickwinkel verloren manche offensichtliche Fakten zumindest vorübergehend an Bedeutung. Wie Smoleński bemerkte, hingen die Zukunftsaussichten vom demografischen Potenzial der polnischen Bevölkerung ab, und das wiederum musste in Gebieten mit einem ethnischen polnischen Übergewicht überhaupt nicht das größte sein:

> „Zum Vergleich ist es sinnvoll zu betonen, dass der Kreis Tarnopol eine ebensolche Dichte an Polen hat, wie der Landkreis Płock, und dass die Dichte in den Kreisen Skałat und Trembowla (also genau an der Ostgrenze) größer ist als in den Landkreisen Sochaczew, Pułtusk oder Rawa, und dass schließlich in manchen Kreisen in Podolien, in denen die Polen in der Minderheit sind, ihre Bevölkerungsdichte nicht derjenigen in fast rein polnischen Kreisen nachsteht, wie zum Beispiel Przasnysz oder Kolno, in denen es über 90 % Polen gibt, allerdings bei dünner Besiedlung."[69]

Letztlich ging es jedoch darum, auch wenn man das nicht direkt zugab, das zahlenmäßige Übergewicht gegenüber den nationalen Minderheiten in einem bestimmten Gebiet zu erreichen. Daher war Smoleńskis Hauptinteresse das „Übertreffen" (das heißt das Übergewicht) der polnischen oder nicht-polnischen Bevölkerung und Tendenzen, die sich daraus ablesen ließen. Dabei kam der polnische Geograf an einen Punkt, an dem der Historiker, der sich mit Wissenschaftsgeschichte beschäftigt, am liebsten die Augen schließen würde. In seinen Überlegungen zur Bevölkerungsdichte der Polen überschritt Smoleński nämlich die Grenze zwischen Wissenschaft und politisch engagierter Analyse der Wirklichkeit einerseits (wie die oben angeführte Aussage Romers) sowie einem Eingriff in das Leben konkreter Menschen andererseits. Bei seiner Analyse des „Übertreffens" und der Defizite der polnischen Bevölkerung wies er auf die Kreise hin, in denen die Polen zwar in der Minderheit waren, ihnen jedoch nicht viel zur Mehrheit fehlte. Gegen Ende seiner Überlegungen appellierte er an die staatlichen Stellen:

> „Es lässt sich leicht kalkulieren, dass [...] die Ansiedlung von rund 100.000 Polen in 14 Minderheiten-Kreisen das Übergewicht der nicht-polnischen Bevölkerung in einem Gebiet von circa 30.000 Quadratkilometern aufheben würde; das wären 20 % der Fläche des gesamten Gebietes, in dem dieses Übergewicht heute existiert."[70]

---

[69] Jerzy Smoleński, Ludność o języku ojczystym polskim na obszarze Rzeczypospolitej Polskiej, Warszawa 1934, S. 3.

[70] Ebd., S. 9.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

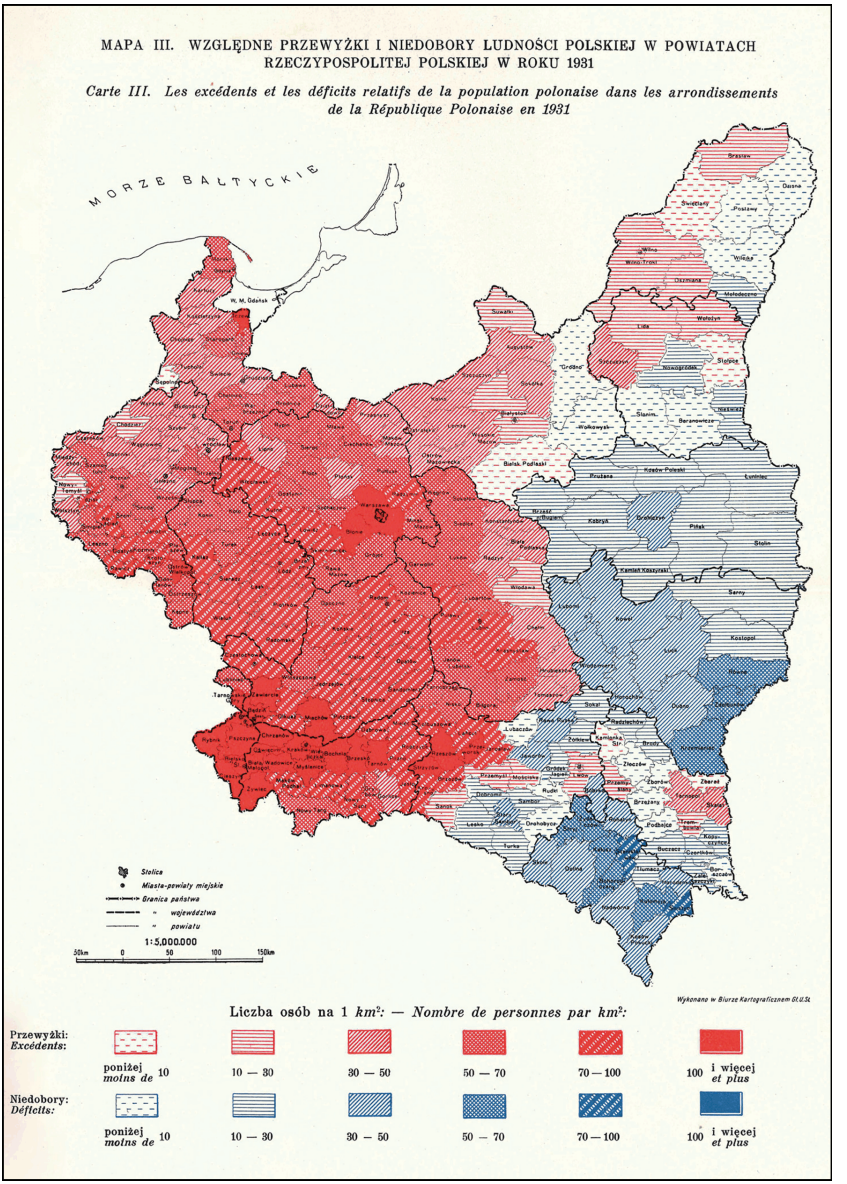



Abb. 29 „Übertreffen“ und „Defizite“ der polnischen Bevölkerung nach Jerzy Smoleński.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Nicht nur der polnische Geograf war von der Kalkulation des Übergewichts und der Defizite seiner Landsleute fasziniert. Drei Jahre später erschien in Lemberg ein ambitioniertes kartografisches Werk, der „Atlas der Ukraine und ihrer Nachbarländer", herausgegeben von Volodymyr Kubyjovyč. Eine ähnliche, aber bedeutend besser gestaltete Karte zeigte die Besiedlungsdichte der Ukrainer unter Nichtbeachtung der übrigen Bewohner des Landes. Der die Karte begleitende Kommentar erweckte fast den Eindruck, als sei er eine Kopie der demografischen Überlegungen von Smoleński.[71]

Smoleński äußerte seine politischen Forderungen zu einem Zeitpunkt, als massenhafte Umsiedlungen nicht mehr nur bloße Hirngespinste von Fantasten waren, sondern tatsächlich Wirklichkeit wurden. Auch wenn seine Botschaft absurd erscheinen mag (es ging ja schließlich nur darum, die Migration so zu steuern, dass der Geograf einen etwas größeren Teil der von ihm erstellten Karte in der Farbe Rot einfärben konnte), betraf die ethnische Kartografie ja letztendlich nicht nur in diesem Fall lebendige Menschen, die zu Bauern auf dem Schachbrett wurden. Der Staat mischte sich so oder so bereits in ihr Leben und ihre Identität ein, zum Beispiel indem er die individuelle Erklärung der nationalen Zugehörigkeit korrigierte. Der Vorschlag Smoleńskis ging allerdings noch weiter als die Praxis der Kommissare bei den Volkszählungen. Dort, wo eine Veränderung der ethnischen Identität von oben keinen Erfolg zeitigte, konnte man schließlich immer noch die Bewohner austauschen …

Bei der Präsentation einiger ausgewählter Karten des genannten Atlas an der Universität in Berlin war Kubyjovyč gezwungen, auch demografische Veränderungen zu berücksichtigen. Grund dafür war jedoch kein Mensch mit geografischer Ausbildung, sondern der „geniale Sprachwissenschaftler" Josef Stalin:

> „Wir stellen die Verteilung der Bevölkerung und ihre Veränderungen bis zum Ende des Jahres 1931 dar […]. Wie wir sahen, brachten die ersten Jahre des Fünfjahreplanes eine große und rasche Änderung im Stande sowie in der Verteilung der Bevölkerung mit sich. Noch größere und für die Ukraine sehr traurige Veränderungen erfolgten nach dem Jahre 1931 durch die Hungersnot und die gewaltsame Übersiedlung von hunderttausenden von ukrainischen Bauern über die Grenzen ihres Heimatlandes durch die bolschewistischen Machthaber. […] Der hier dargestellte Stand bezieht sich auf die letzte Zeit einer mehrweniger [sic] stabilen Bevölkerungszahl und zugleich eine Zeit des

[71] Atlas Ukrajiny i sutežnych kraïv, hg. v. VOLODYMYR KUBYJOVYČ, L'viv 1937, S. XIX.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

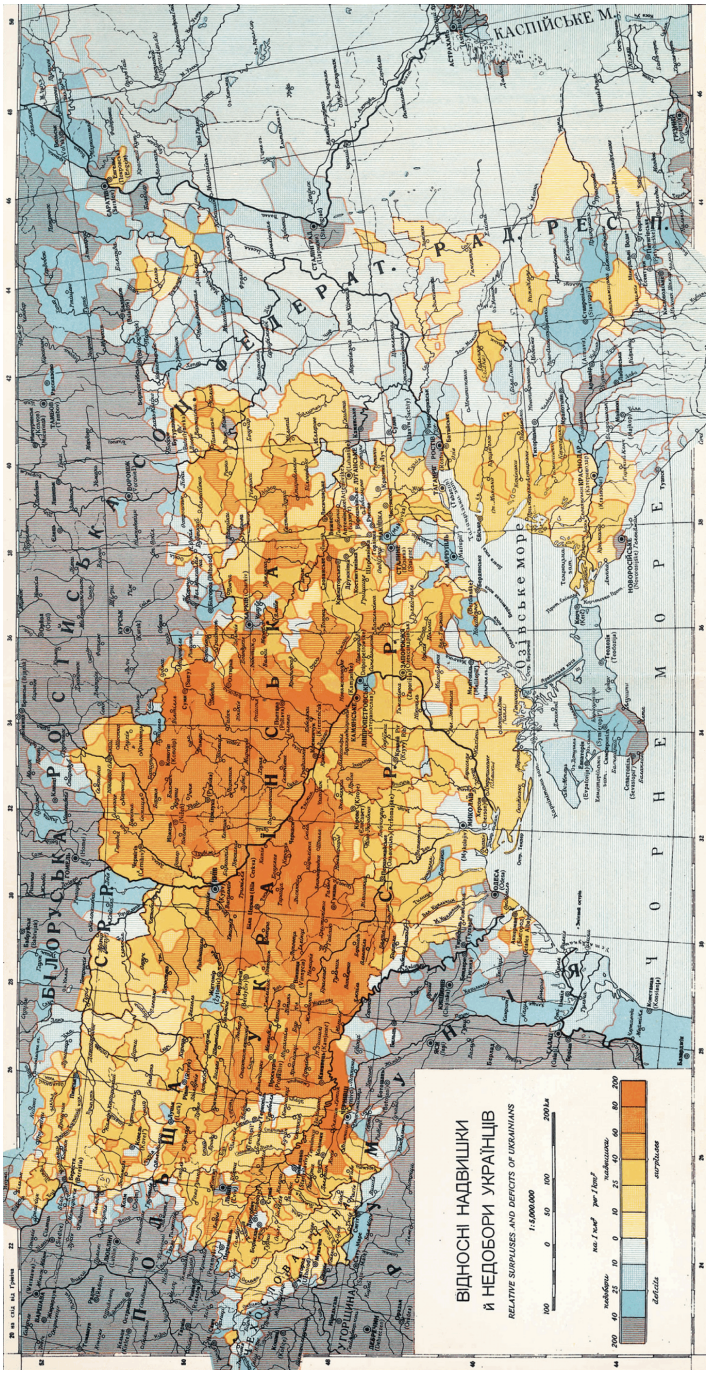



Abb. 30: „Überschüsse“ und „Defizite“ der Ukrainer auf der Karte von Volodymyr Kubyjovyč (1937).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

größten optimalen Bevölkerungszustandes der Ukraine, auf welchen ein plötzlicher Verfall folgte."[72]

* * *

Die ethnische Kartografie erwies sich nicht nur aufgrund der politischen Kontroversen, die sie begleiteten, als schwierige Kunst. Auch Technik und Methodologie bereiteten den Geografen Probleme. In der Theorie erschien alles recht einfach und eher offensichtlich. Bogdan Zaborski, ein Warschauer Humangeograf, rekapitulierte im Jahr 1928 die Prinzipien, auf die sich alle Kartografen verpflichten sollten:

„Das Bild, das uns die Nationalitätenkarte liefert [...], sollte treu sein, das heißt eine korrekt ausgewählte Skala an Symbolen besitzen. Ist die Skala farbig, so sollten die einzelnen Farben sich voneinander in dem Grad unterscheiden, wie es die bezeichneten Phänomene tun. Gegensätzliche Fakten sollten mit völlig unterschiedlichen Symbolen bezeichnet werden, ähnliche jedoch einander angenähert. [...] Den oben erwähnten Vorzügen der Treue entgegen steht die optische Tendenz, die bei den Nationalitätenkarten breite Verwendung findet."[73]

Beide Methoden, Flächen wie auch Punkte – schrieb Zaborski weiter – hätten ihre Schwächen. Die Oberflächenkarte verlöre Fragen wie die Bevölkerungsdichte aus dem Blick. Das Punktesystem wiederum ließe die wirtschaftlichen Abhängigkeiten zwischen Mensch und Boden außer Acht, wie zum Beispiel die Schäferei in den Karpaten, zudem sei sie weniger eindeutig und schwieriger zu verstehen. Beide Arten von Karten stülpten oft die administrative Unterteilung über die ethnischen Verhältnisse und verzerrten so die Wirklichkeit. Die Isolinien, die Romer verwende, bewährten sich ausschließlich zur Darstellung eines abgestuften Phänomens. Es sei fast unmöglich, sie bei der Karte eines Gebietes, das von vielen verschiedenen Nationalitäten bewohnt werde, zu gebrauchen.[74]

Das theoretische Wissen, wie man eine möglichst objektive ethnische Karte anfertigte, war anscheinend nicht sehr verbreitet. Die ansonsten ehrgeizigen Geografen verletzten häufig diese und andere Grundsätze, die sie andernorts auf einem allgemeineren Niveau vertraten. Das begann bereits bei der Auswahl der Daten, die ihnen als Ausgangspunkt dienten.

---

[72] WOLODYMYR KUBIJOWYTSCH, Die Verteilung der Bevölkerung in der Ukraine, Berlin 1934, S. 33.

[73] ZABORSKI, Uwagi metodyczne, S. 3.

[74] Ebd., S. 6–9.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Sie wählten Statistiken, deren Aussagen ihre eigene Nationalität begünstigten. Es war sicherlich kein Zufall, dass Romer seine ethnischen Karten des deutsch-polnischen Grenzgebietes auf die Sprachenstatistik der allgemeinen preußischen Schulen, und nicht auf die Volkszählungen stützte. Die Kunst der Selektion günstiger Daten trieben die deutschen Geografen, die statt der amtlichen Statistik Ergebnisse der Volksabstimmungen nutzten, noch weiter voran. Weitere folgenschwere Entscheidungen mit politischen Auswirkungen waren die Wahl des Kartentyps, die Farben der einzelnen ethnischen Gruppen sowie die Skalen und Techniken der Ausführung.

All diese Faktoren verliehen der Kartografie einen sehr subjektiven Charakter. Tatsächliche Fälschungen und ernsthafte Fehler kamen dabei überraschend selten vor. Trotz donnernder Verurteilung und ernsthafter Vorwürfe, die sich gegen Spetts Arbeit richteten, kann man nicht behaupten, dass seine Karte in größerem Maße „log" als andere ethnische Karten der damaligen Zeit. Die Vorwürfe, die die deutschen Kritiker so inbrünstig vorbrachten, wiederholten die Pioniere der kritischen Kartografie in gewissem Sinne mehrere Jahrzehnte später. Allerdings ohne heilige Entrüstung, sondern als ruhiger Abschied vom Traum der objektiven Karte.

Die sich jahrelang hinziehenden Streitigkeiten der Geografen aus Mittel- und Südosteuropa mussten früher oder später grundlegende Zweifel im Hinblick auf Sinn und Nutzen ethnischer Kriterien in der Kartografie und der internationalen Politik hervorrufen. Es bedurfte nicht erst der methodologische Wende der 1990er Jahre, um kritische Stimmen zu vernehmen:

> „Die Zahl der Regionen, in denen eine Nationalität allmählich in eine andere übergeht, ist in Ostmitteleuropa deutlich größer als die Zahl der klar gezogenen Sprachgrenzen. Diese engeren oder breiteren durchmischten Streifen verunmöglichen die Entstehung von Staaten reiner Nationalität. Deshalb entstehen hier immer – egal, wie die Grenzen aussehen mögen – Regionen, die von gemischter Bevölkerung bewohnt werden, in denen man dem Problem der Minderheit die Stirn bieten muss. Die Staatsgrenzen lassen sich nicht im Einvernehmen mit den Sprachgrenzen ziehen, weil letztere in gewissem Sinne theoretisch sind und Veränderungen unterliegen. Solche Veränderungen zeigen sich insbesondere über einen längeren Zeitraum."[75]

Die Autoren dieser Zeilen – Pál Teleki und sein Schüler András Rónai – waren der Meinung, dass in diesem Teil der Welt die ethnischen Struktu-

[75] TELEKI / RÓNAI, The Different Types, S. 16.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ren nicht Grundlage der zwischenstaatlichen Grenzen sein sollten. Übrigens nicht nur aufgrund des schwer zu lesenden Mosaiks der Nationalitäten. Manche Bemerkungen der ungarischen Geografen klingen geradezu wie ein postmodernes Manifest:

> „Das 19. Jahrhundert war das Jahrhundert der Statistik. Dieser Faktor ist auch für die Vereinfachung und das Verbiegen jener [ethnischen, M. G.] Frage verantwortlich. Die Volkszählungen erzwangen Erklärungen und schrieben Personen konkrete Zugehörigkeiten zu, die unter anderen Bedingungen als Bindeglieder zwischen verschiedenen Volksgruppen hätten dienen können – insbesondere zwischen den Nationalitäten, mit denen sie familiäre Beziehungen verbanden."[76]

Statt sich auf die ethnische Struktur zu stützen, schlugen die ungarischen Autoren eine Kombination anderer Faktoren vor: die gemeinsame historische Vergangenheit einer Region, die Wirtschaftsbeziehungen, die eine konkrete Region mit einer anderen verbanden, der zivilisatorische Zustand, die rassische Abstammung der Bewohner, ihre Konfession und viele Elemente, die der Statistik entgingen.

Fast all diese Postulate (fast, weil Rasse aus dem wissenschaftlichen Fragebogen über den Menschen verschwunden ist) scheinen auf den ersten Blick echter Sorge um ein objektives Bild der Region und dem Wunsch nach Grenzen, die das individuelle Zugehörigkeitsgefühl der Bevölkerung achten, entsprungen zu sein. In Wirklichkeit konnte man der Welt der ethnischen Kartografie jedoch nicht entkommen. Auch Teleki und Rónai waren Teil davon. Der liberale und individualistische Standpunkt, den sie vertraten, führte sie zu der Überzeugung, dass die in Paris beschlossenen Grenzen nicht natürlich seien und der Veränderung bedürften. Die Faktoren, die sie bei der nächsten politischen Aufteilung Europas zu berücksichtigen planten, zählten zu den typischen Argumenten zugunsten der Wiederherstellung Ungarns in den Grenzen vor 1920.

Im Jahr nach der Veröffentlichung der gemeinsamen Arbeit trat Teleki 1938 in die Regierung ein und wurde anschließend ungarischer Premierminister. Rónai wiederum nahm als Experte an den Verhandlungen über die Revision der ungarisch-slowakischen und ungarisch-rumänischen Grenze zugunsten Ungarns teil. Die theoretischen Argumente, die die beiden Geografen im Jahr 1937 angeführt hatten, wurden zum ungarischen Standpunkt bei den Verhandlungen. Der Historiker Franz Sz. Horváth, der die weitere Karriere Rónais beschrieb, wies insbesondere auf

[76] Ebd., S. 28.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die Verbindung zwischen wissenschaftlicher Theorie und Politik hin, die in seinen kartografischen Arbeiten aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs sehr deutlich wurde.[77] Ähnliches ließe sich über jeden der in diesem Kapitel erwähnten Geografen sagen. Jeder von ihnen verband sein politisches Engagement mehr oder weniger problemlos mit der professionellen Wissenschaft.

Das wäre an sich nicht sonderlich originell oder bemerkenswert, bestünde nicht ein gewisses Paradoxon: Normalerweise nimmt man an (meist zur Recht), dass Voreingenommenheit der Wissenschaft schade und ihr Niveau senke. Im Fall der ethnischen Kartografie geschah allerdings nicht selten etwas genau Entgegengesetztes. Politische Motive brachten die Geografen dazu, neue methodologische Lösungen zu suchen und öffneten ihnen die Augen für bisher nicht genutzte technische Möglichkeiten und statistische Informationen. Und manchmal führten sie sogar zu tieferer Reflexion über die menschliche Natur und Identität. Die Kraft, die diesen kollektiven Denkprozess in Gang setzte, war der Nationalismus. In Verbindung mit Professionalität zeitigte er Ergebnisse, die sowohl der politischen Geschichte wie auch der Wissenschaftsgeschichte zuzurechnen sind.

[77] FRANZ SZ. HORVÁTH, Karten als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. András Rónai und sein Mitteleuropa-Atlas, in: Osteuropa kartiert – Mapping Eastern Europe, hg. v. JÖRN HAPPEL u. a., Münster 2010, S. 187–200.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

# V. Grenzziehung: Boden

Der US-amerikanische Präsident Woodrow Wilson war allgemein nicht dafür bekannt, dass er Massen begeisterte. Von Zeit zu Zeit hatte er jedoch auch Sternstunden. Eine davon ereignete sich während eines Krisenmoments bei den Beratungen der Friedenskonferenz in Paris. Bereits als die Vereinigten Staaten in den Krieg in Europa eintraten, hatte Wilson unter Beweis gestellt, dass er die öffentliche Meinung sehr effektiv gewinnen konnte. Zweifellos besaß er die Fähigkeit, die Gesellschaft für höhere Ziele zu mobilisieren und gleichzeitig das zu sagen, was die kriegsmüden Menschen hören wollten. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker – ein Schlagwort, das er prägte, als die USA in den europäischen Krieg eintraten – wirkte bei ihm erfrischend. Es schien, dass die Zeiten der Kabinettspolitik dank der Amerikaner endlich vorbei waren und geheime Absprachen und Entscheidungen, die ohne das Wissen und die Zustimmung der einfachen Leute getroffen wurden, der Vergangenheit angehörten. Wilson war die symbolische Bedeutung des Schlagworts bewusst. Während der Friedenskonferenz benutzte er es im Gespräch mit Vittorio Orlando, dem italienischen Premierminister. Vor Kriegseintritt hatte das Königreich Italien in London einen Geheimvertrag geschlossen, der ihm Gebietsgewinne auf Kosten Österreich-Ungarns garantierte. Die von der Vereinbarung betroffenen Gebiete reichten bis nach Dalmatien, die Umsetzung hätte demnach bedeutet, dass Italien sich Gebiete einverleibte, in denen hunderttausende Slowenen und Kroaten lebten. Orlando und sein Außenminister Sidney Sonnino sahen keinen Anlass, nach dem siegreichen Kriegsende auf diese Forderungen zu verzichten. Auch die italienische Presse, die größtmögliche Annexionen erwartete, bestärkte sie in dieser unnachgiebigen Haltung. In Rom wartete man ungeduldig auf die endgültige Entscheidung der Großmächte.

Eine umso größere Enttäuschung bereitete Wilson den Italienern, als er die Umsetzung der Forderungen aus der Londoner Vereinbarung grundsätzlich ablehnte. Im April 1919 wandte sich der Präsident, der die italienische Delegation in Paris nicht von seinen Gründen überzeugen konnte, über die Köpfe der Politiker hinweg direkt an die italienische Bevölkerung. In dem Manifest, das zuerst in „Le Temps“ erschien und dann in

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

italienischen Zeitungen abgedruckt wurde, erklärte er seine Gründe. Italien – schrieb er – fände sich im Lager der Sieger und trüge Verantwortung für die neue Ordnung in Europa. Genau deshalb solle man sich mit den bisherigen territorialen Errungenschaften zufriedengeben. Zur Annexion der von den Südslawen bewohnten Gebiete hätten die Italiener moralisch kein Recht. Egoismus solle der Gerechtigkeit weichen.[1]

Wilsons Manifest stieß überall auf ein positives Echo, nur in Italien nicht. Orlando und Sonnino verließen aus Protest Paris, die italienische Presse wetterte über den Verrat nationaler Interessen, und in der öffentlichen Debatte tauchte immer häufiger der Ausdruck *vittoria mutilata*, verstümmelter Sieg, auf.[2] Im September 1919 besetzte eine bewaffnete Gruppe italienischer Veteranen eine der umstrittenen Städte – Rijeka (Fiume). Als Wilson bereits aus der aktiven Politik ausgeschieden war, kamen das Königreich Italien und das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen schließlich zu einer Einigung. Fiume wurde für einige Jahre zur freien Stadt, Dalmatien blieb bei Jugoslawien, Istrien und Zadar gelangten unter italienische Herrschaft. Die Bedeutung dieses Kompromisses ging über einzelne territoriale Sonderinteressen hinaus. Er wurde auch zum Symbol für die großen Veränderungen, die die internationale Politik innerhalb weniger Jahre durchlaufen hatte. Im Jahr 1915 hatte man hinter verschlossenen Türen über Annexionen entschieden, genau wie hundert Jahre zuvor. Im Jahr 1919 neigte sich das Pendel in die andere Richtung – hin zu ethnischen Grenzen. Schließlich schwang es jedoch zurück und pendelte sich in der Mitte zwischen den beiden Strömungen ein.

Diese beiden Standpunkte wurden nicht nur von Politikern, sondern auch von Wissenschaftlern gestützt: Geografen, Ethnografen und Statistiker. Wir wissen bereits, wie sie sich um die Festlegung ethnischer Grenzen bemühten, also um das Fundament, auf das sich die Umsetzung der Ideen stützten konnte, die von Wilson in die Politik der Großmächte eingebracht worden waren. Nicht weniger Energie widmeten sie jedoch der Entwicklung konkurrierender Theorien, die das Territorium der zukünftigen Staaten definieren sollten, indem sie sich auf Faktoren wie den geologischen Aufbau des Gebietes, die Vegetation, Kulturlandschaft oder Psyche der Einwohner stützten. Diese Strömung der Geografie war

[1] HOLGER AFFERBACH, '... nearly a case of Italy contra mundum?' Italien als Siegermacht in Versailles 1919, in: Versailles 1919. Ziele – Wirkung – Wahrnehmung, hg. v. GERD KRUMEICH / SILKE FEHLMANN, Essen 2001, S. 159–173.

[2] LANSING, Die Versailler Friedens-Verhandlungen, S. 167–174.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

reich an faszinierenden und manchmal auch völlig fantastischen Ideen. Das überrascht nicht: In diesem Bereich profitierte man voll und ganz von verschiedenen Richtungen der Geografie und bediente sich eines deutlich reicheren Instrumentariums als das, was die ethnische Kartografie zur Verfügung stellte.

## ETHNIZITÄT UND KULTUR

Die Bindung an ethnische Grenzen, wenn auch allgemein verkündet, war jedoch nicht bedingungslos. Abhängig von der konkreten Situation nahmen Geografen verschiedener Nationalität wichtige Korrekturen an diesem Standpunkt vor und verwarfen ihn zeitweise sogar völlig. Ein Teilnehmer der Pariser Verhandlungen fasste seine frischen Eindrücke ganz unsentimental zusammen:

> „Die breite Masse naiver Doktrinäre wird sich langsam bewusst, dass die Frage von Nationalitäten nur dann hervorgeholt wurde, wenn es zu den Absichten der Entscheidungsträger passte, die genug Argumente in der Hinterhand hatten, um die ‚unbegründeten Forderungen' zu übergehen und zur Tagesordnung zurückzukehren."[3]

Jan Czekanowski tanzte sicherlich etwas aus der Reihe, wenn er die Idee des Selbstbestimmungsrechts so scharf verurteilte. Er war mit seiner skeptischen Einstellung gegenüber ethnischen Kriterien aber keineswegs allein. Auf der ständigen Suche nach einem Gegengewicht zu der ethnischen Argumentation ging er auch über geografische Faktoren hinaus. In offensichtlichster Konkurrenz zu den ethnischen Grenzen standen natürlich die historischen Grenzen, die aus der politischen Kultur Europas erwachsen waren. Auf den Karten, die aus der Zeit des Krieges und der Friedensverhandlungen stammten, arbeitete man gerne damit; man berief sich immer dann auf sie, wenn sie dem Benutzer zupasskamen. Keiner der tschechischen Geografen war geneigt, auf die historischen Grenzen der Wenzelskrone zu verzichten, obwohl die ethnischen Karten eindeutig zeigten, dass das Gebiet, das von einer tschechischen Mehrheit bewohnt wurde, bedeutend kleiner war. „Die tschechoslowakische Republik" – schrieb Jan Kapras – „ist kein neues Gebilde des Weltkrieges und des Pariser Kongresses, sondern nur ein wiedergeborener und wieder-

[3] JAN CZEKANOWSKI, Wschodnie zagadnienia graniczne Polski i stosunki etniczno-społeczne, Lwów 1921, S. 63.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

erweckter früherer tschechischer Staat, der jahrhundertelang in Mitteleuropa Bestand hatte und nie völlig verschwand.“[4] Eugeniusz Romer bediente sich in seinem Kriegsatlas sogar dann der Grenzen der polnischen *Rzeczpospolita* von 1772, wenn die Daten, die auf der Karte präsentiert wurden, diesen Schritt in keiner Weise rechtfertigten. Zwar ließ sich für die Struktur des Großgrundbesitzes eine Dauerhaftigkeit von über 100 Jahren nachweisen, andererseits gab es in den polnischen Gebieten aber erst seit der Teilungszeit in größerer Zahl eine industrialisierte Bevölkerung.

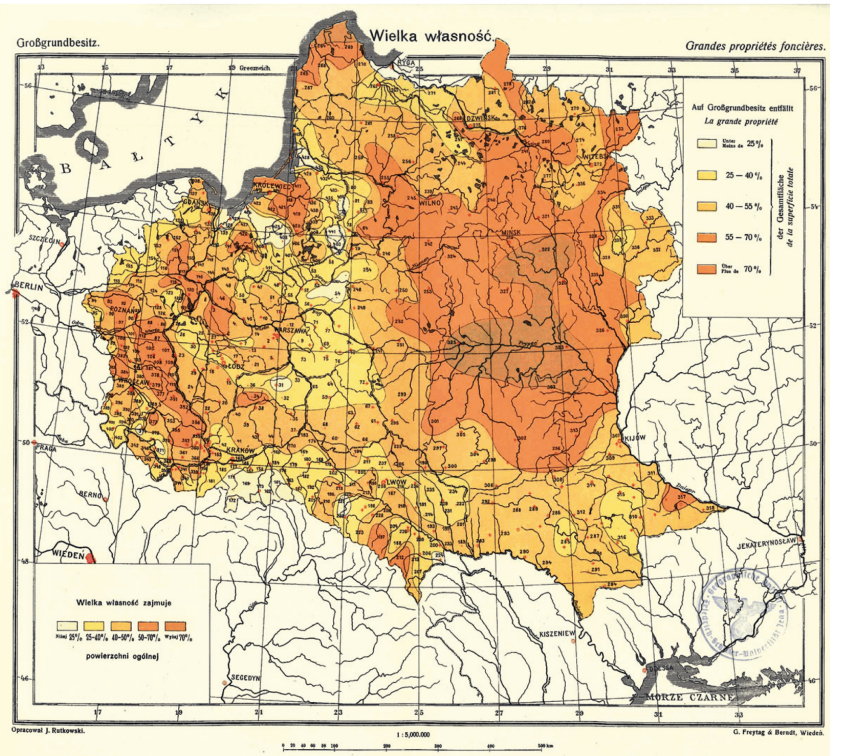
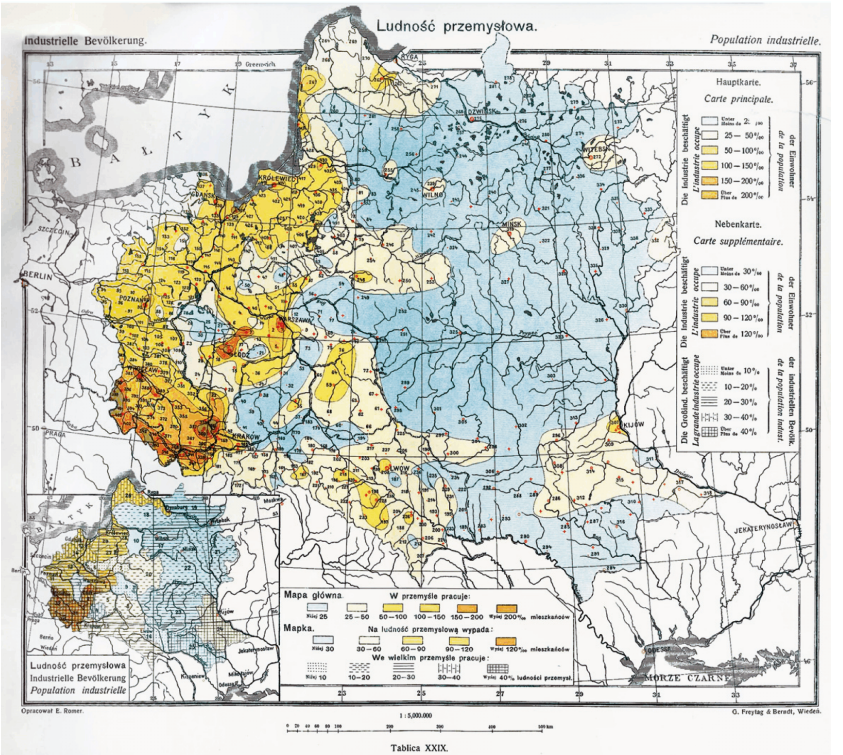



Abb. 31 a) und b): Struktur des Grundeigentums und der Industriebevölkerung in den polnischen Gebieten nach Eugeniusz Romer (1916).

[4] JAN KAPRAS, Český stát v historickém vývoji a dnešní podobě dle ustanovení kongresu pařížského, Praha 1920, S. 3.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/




Romer rechtfertigte diesen Schritt und schrieb 1920, dass die zumindest symbolische Wiederherstellung der Grenzen vor der ersten Teilung schlicht ein Akt der Gerechtigkeit sei. Erst wenn man sich für das Eigene eingesetzt habe, könne man den Ansprüchen anderer Nationen, die auf demselben Gebiet lebten, nachgeben.[5]

Die größte Kraft des historischen Argumentes – das heißt seine Begründung in der Tradition – wurde jedoch in der politischen Atmosphäre der Nachkriegszeit zu einer Schwäche. Kaiser und Könige stürzten einer nach dem anderen vom Thron, einige – wie Wilhelm II. – schadeten dabei nicht nur sich selbst, sondern auch der Monarchie als Institution. Die Atmosphäre war einer konservativen Argumentation nicht förderlich. Um sich dem ethnischen Prinzip effektiv entgegenzustellen, galt es, modernere Argumente zu gebrauchen. Dass es daran nicht fehlte, stand außer

[5] EUGENIUSZ ROMER, Po zwycięstwie (1920) Wolna i potężna Polska, in: DERS., Ziemia i państwo. Kilka zagadnień geopolitycznych, Lwów 1939, S. 131–147, hier S. 132.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Frage. Noch während der Pariser Verhandlungen stellte Romer autoritär fest: „Wie unnatürlich wäre das staatliche Gebiet, dessen Grenzen sich sklavisch an die Linien hielten, in denen eine der dort lebenden ethnischen Gruppe gegenüber einer zweiten Gruppe das arithmetische Übergewicht erlangt hätte."[6] Der erste Faktor, der die Überbetonung ethnischer Grenzen korrigierte, war die Kultur.

Die zivilisatorische Mission – so ließe sich das Argument nennen – verlangte eine klare Unterteilung in Gebende und Nehmende, in mehr und weniger stark kultivierte Völker. Nicht nur in dieser Hinsicht erinnerten desbezügliche Aussagen der Geografen aus Ostmittel- und Südosteuropa sehr stark an „koloniale" Standpunkte ihrer deutschen Kollegen, die während des Ersten Weltkriegs die besetzten Länder erforscht hatten. Romer wies nach, dass die zivilisatorische Grenze, die Russland von Polen trenne, so hermetisch geschlossen sei, dass dort der „große geistige und kulturelle Austausch" ende.[7] Alles, was westlich dieser Grenze liege, gehörte seiner Meinung nach zum polnischen Kulturkreis. In einer Präsident Wilson im Oktober 1918 zugesandten Denkschrift stellte Dmowski fest, dass „die Polen [...] ein Kulturelement und die ökonomische Hauptkraft des gesamten Territoriums der Ostprovinzen [darstellen]".[8] Für die Zugehörigkeit zu Polen sprachen nicht nur der prozentuale Anteil der polnischen Bevölkerung, sondern auch politische Notwendigkeiten:

> „Die Schaffung eines unabhängigen litauischen und ukrainischen Staates würde entweder Anarchie oder eine ausländische Regierung bedeuten, Deutsche. Die Rückkehr dieser Gebiete zu Russland zöge nicht weniger Anarchie und Stagnation auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiete nach sich."[9]

Der misslungene Versuch, eine unabhängige Ukraine zu schaffen, lieferte Argumente und erleichterte die Ausarbeitung eines überparteilichen Konsenses. Leon Wasilewski, der Dmowskis Ansichten hinsichtlich der Nationalitäten sonst gar nicht teilte, bemerkte, dass

---

[6] EUGENIUSZ ROMER, Wstęp, in: EUGENIUSZ ROMER u. a., W obronie Galicji Wschodniej, Lwów 1919, S. 5–12, hier S. 11.

[7] EUGENIUSZ ROMER, Przyrodzone podstawy Polski historycznej, Lwów 1912, S. 44.

[8] Denkschrift geschickt von Dmowski an den Präsidenten der USA Wilson am 8.10. 1918 in Washington zusammen mit vier Karten, in: Akty i dokumenty dotyczące sprawy granic Polski na Konferencji Pokojowej w Paryżu 1918–1919 zebrane i wydane przez Sekretariat Jeneralny Delegacji Polskiej, T. I: Program terytorjalny delegacji, Paryż 1920, S. 64 f.

[9] Ebd., S. 66 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> „der Versuch, auf den Trümmern Österreichs eine ‚Westukrainsche Republik' in Ostgalizien zu erschaffen, einerseits die absolut fehlende Vorbereitung der wenig zahlreichen ruthenischen Intelligenz auf die Führung des Landes [offenbart], andererseits aber eine große Kraft des polnischen Elements, das mit der Waffe in der Hand nicht zulassen wird, dass das Land von den Ruthenen beherrscht wird."[10]

In einer früheren Veröffentlichung suchte er die deutschsprachigen Leser zu überzeugen, dass

> „[i]ndem Polen die ihm angegliederten nichtpolnischen Gebiete gegen äussere Feinde schützte, beschenkte es diese Gebiete zugleich mit den Errungenschaften seiner Kultur, deren Träger einerseits die in Scharen im Osten sich niederlassenden polnischen Einwanderer, andererseits aber die sich polonisierenden führenden Schichten der einheimischen Bevölkerung wurden. Die aus Byzanz entlehnte Kultur der Ruthenen [...] erwies sich im Wettkampf mit der abendländischen Kultur der Polen als der schwächere Teil."[11]

Normalerweise gingen die polnischen Autoren nicht so weit, den Ukrainern grundsätzlich das Selbstbestimmungsrecht abzusprechen. Eher ging es darum, diesen Moment so lange wie möglich in die Zukunft zu verschieben. Dies konstatierte auch die Juristin Irena Pannenkowa, Autorin einer Broschüre, die Romer für die beste polnische Arbeit über die Situation in Ostgalizien hielt: „Die Ruthenen [...] sind den Anforderungen, die das Leben und die kulturell-wirtschaftlichen Notwendigkeiten einer modernen Gesellschaft stellen, heute noch nicht gewachsen."[12] Während der polnisch-ukrainischen Kämpfe um Lemberg hatte der Geograf sich selbst mit dem quantitativen Vergleich der statistischen Daten im polnisch-ukrainisch-deutschen Dreieck beschäftigt. Die Botschaft seiner bereits in Paris in französischer Sprache veröffentlichen Publikation war klar: Die Polen schnitten bei der zivilisatorischen Rivalität mit den Deutschen bestens ab, einziges Hindernis auf ihrem Weg zum Fortschritt seien germanische Schikanen, die Ukrainer hingegen hätten ihre wirtschaftliche und kulturelle Zurückgebliebenheit einzig sich selbst zu zuschreiben.[13]

---

[10] LEON WASILEWSKI, Granice Rzeczypospolitej Polskiej, Warszawa 1926, S. 8.

[11] LEON WASILEWSKI, Die Ostprovinzen des alten Polenreichs (Lithauen u. Weissruthenien – die Lanschaft Chełm – Ostgalizien – die Ukraina), Kraków 1916, S. 16 f.

[12] IRENA PANNENKOWA, Punkty Wilsona a Galicja wschodnia, Warszawa / Lwów 1919, S. 27.

[13] EUGENIUSZ ROMER, Études de civilisation comparée (Polonais, Ruthènes et Allemands), Paris o. D.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der Schutz vor Feinden und innere Kolonialisierung – Fundamente der kulturellen Argumentation – verbanden sich in polnischen Publikationen oft mit dem uralten Motiv *antemurale christianitatis*, dem Bollwerk der Christenheit. In einer modernisierten Version wurden Türken und Tataren problemlos zu Bolschewiken. Komme was wolle, bemerkte Wincenty Lutosławski, die einen wie die anderen bedrohten oder bedrohen die europäische Zivilisation.[14] Ein modernes Element wurde durch die Überlegungen der Geopolitik eingeführt. Kulturschaffende Völker, wie eben die Polen, seien aus dieser Sicht zur Expansion bis zum Erreichen „natürlicher" Grenzen verurteilt, deren endgültige Definition selbstverständlich umstritten war. Konflikte mit anderen Nationen, die auf dem Gebiet lebten, waren unvermeidlich. Dmowski erklärte das folgendermaßen:

> „Man befreite sich von fremden Einflüssen und erbaute das nationale Dasein von neuem einzig auf sprachlicher Grundlage, in dem Gebiet, in dem die Muttersprache erhalten geblieben war. Deshalb wurde das nationale Gebiet in diesem Verständnis mit dem ethnografischen, sprachlichen Gebiet identifiziert. Wir hatten daher eine Vorstellung von einem nationalen Gebiet, eigen allen größeren Völkern, deren eigenständiges zivilisatorisches Dasein nie unterbrochen gewesen ist und deren Zivilisation nie einer anderen hatte Platz machen müssen. In diesem Verständnis endet das nationale Gebiet nicht an den Grenzen des ethnografischen Gebiets, sondern dort, wo die Herrschaft, das Übergewicht der nationalen Zivilisation endet. Es war für andere Slawen sehr schwierig, unseren Standpunkt zu verstehen, besonders wenn es um ein Volk ging, das keinen Staat besaß und keine starke Großmacht war."[15]

Nach der Stellung einer Großmacht strebten jedoch nicht nur die Polen. Andere Anwärter konnten sich sogar auf eine noch deutlich frischere Tradition der kulturellen Dominanz über benachbarte Völker berufen. Dazu zählten vor allem die besiegten oder vom Kriegsergebnis Enttäuschten: Ungarn, Deutsche und Italiener.

Das zivilisatorische Argument war am offenkundigsten und im Fall der italienischen Gebietsforderungen an der Adria-Küste einigermaßen verständlich. Paólo Revelli meinte, die Erde gehöre schlicht dem Volk, das dort als einziges die Zivilisation repräsentiere.[16] Schluss, aus, Ende, könnte

[14] WINCENTY LUTOSŁAWSKI, Lithuania and White Ruthenia, Paris 1919, S. 28.

[15] ROMAN DMOWSKI, Polityka polska i odbudowanie państwa, Bd. I, Warszawa 1988, S. 143.

[16] PAÓLO REVELLI, Una questione di geografia: l'Adriatico e il dominio del Mediterraneo orientale, in: Rivista Geografica Italiana 1916, S. 91–112, zit. nach: LUCIO GAMBI, Geography and Imperialism in Italy. From the Unity of the Nation to the 'New' Roman

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

man sagen. Eine ähnliche Aussage aus dem Mund ungarischer Autoren verlangte bereits etwas mehr Begründung. Die Geografen, allen voran Pál Teleki, spielten bei der Ausarbeitung eine entscheidende Rolle.

Die Idee, die Einheit der Länder der Stephanskrone zu erhalten, wurde bereits im Oktober 1918 intensiv propagiert. Ab Februar 1919 begann die „Liga zum Schutz der territorialen Integrität" unter Leitung von Teleki ihre Tätigkeit. Der Geograf war der Meinung, dass die ungarischen Publikationen einfache propagandistische Tricks vermeiden und sich lieber an etwas anspruchsvollere Leser wenden sollten.[17] Bei der Kritik an den zentrifugalen Bewegungen berief man sich auf die zivilisatorische Reife des ungarischen Volkes und versprach eine liberale Lösung der Nationalitätenfrage im Nachkriegsungarn.[18] Die von den führenden ungarischen Geografen angefertigten Karten und statistischen Aufstellungen unterstrichen, dass die Nationalitätenstruktur den Erhalt der territorialen Integrität Ungarns erfordere. Die Zerteilung des Landes – so meinte man – würde zu einem Niedergang der Kultur (weil die Eliten ausschließlich ungarisch seien) und der Wirtschaft führen. Das Karpatenbecken stelle nicht nur einen Wirtschaftsraum dar, sondern sei als Gebiet auch durch die Natur begrenzt, durch „natürliche" Grenzen. Die Forderungen nach einer territorialen Revision änderten sich jedoch: von der Wiederherstellung aller verlorenen Provinzen hin zu der Forderung nach Rückgabe nur derjenigen, in denen die ungarische Bevölkerung die Mehrheit stellte.[19] Es fehlte unter den ungarischen Materialien, die bei der Pariser Konferenz kursierten, nicht an Abhandlungen, die die historischen Rechte der Ungarn auf den Erhalt eines unverändert großen Territoriums betonten.[20] Die Ungarn seien das zivilisatorische Bindemittel des Landes, weil nur sie über eine entwickelte Kultur westeuropäischen Typs verfügten.[21]

---

Empire, in: Geography and Empire, hg. v. ANNE GODLEWSKA / NEIL SMITH, Oxford 1994, S. 74–91, hier S. 83.

[17] ABLONCZY, Pál Teleki, S. 109.

[18] ANIKÓ KOVÁCS-BERTRAND, Der ungarische Revisionismus nach dem Ersten Weltkrieg. Der publizistische Kampf gegen den Friedensvertrag von Trianon (1918–1931), München 1997, S. 45–49.

[19] MACIEJ KOŹMIŃSKI, Mniejszości narodowościowe w basenie Dunaju a węgierski rewizjonizm terytorialny, in: „Ład wersalski" w Europie Środkowej. Konferencja naukowa w IH PAN w Warszawie, 2–3 grudnia 1969 r., Wrocław 1971, S. 151–167.

[20] MARIÁN HRONSKÝ, Boj o Slovensko a Trianon 1918–1920, Bratislava 1998, S. 239–252.

[21] RÓBERT KEMÉNYFI, Grenzen – Karten – Ethnien. Kartenartige Konstituierungsmittel im Dienst des ungarischen nationalen Raums, in: Osteuropa kartiert – Mapping Eastern Europe, hg. v. JÖRN HAPPEL u. a., Münster 2010, S. 201–214, hier S. 205.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die endgültige Entscheidung der Großmächte bremste die ungarische Informationskampagne nicht, und im Winter 1920 erschien eine neue Welle von Publikationen.[22] Ob sie effektiv für die ungarische Sache warben? Daran ließe sich ernsthaft zweifeln. Im Falle Ungarns war das zivilisatorische Argument nämlich zweischneidig. Gegner der ungarischen Staatsräson führten an, dass die Völker vor 1918 einer außergewöhnlich brutalen Politik der Entnationalisierung unterworfen gewesen seien, der Staat habe ihre Kultur bekämpft, die Sprachen verdrängt und die nichtungarische Intelligenz schikaniert. Unter diesen Bedingungen liefere die kulturelle ungarische Dominanz einen weiteren Beweis, wie brutal die Bestrebungen aller übrigen Nationalitäten unterdrückt würden. Einige nicht sonderlich glückliche Publikationen der Liga für Integrität schadeten dem Bild Ungarns weiter. Aggressive Megalomanie ist nicht die beste Art, um Sympathie zu wecken und Menschen für die eigene Sache zu gewinnen. Von genau dieser Megalomanie zeugten viele der Broschüren. Die ungarischen Autoren waren in der Hinsicht aber wohlgemerkt keine Ausnahme:

> „Der Slawe ist dem Ungarn hinsichtlich des Charakters deutlich unterlegen. [...] Den größten Teil dieser großen Familie stellen die Slowaken. Es ist eine arme, nicht alphabetisierte, dreckige und degenerierte Rasse, der es an jedem nötigen Verstand fehlt, um die Situation, in der sie sich befindet, richtig einzuschätzen und der nötige Geist, um den Versuch der Selbstkorrektur zu unternehmen. [...] Die Dominanz, die die Ungarn schon immer aufrechterhalten haben und die für ewige Zeiten aufrechterhalten werden muss, stützt sich in Gänze auf ihren Charakter, [...] ein echter Ungar verfügt über ein größeres Arsenal männlicher und herrschaftlicher menschlicher Eigenschaften als zehn Vertreter anderer Nationen. [...] In einem der Südstaaten unseres großen Staates treten die Neger im Verhältnis vier zu eins zur dominierenden Bevölkerung auf. In Ungarn ist das Verhältnis von Untertanen zu Herrschenden nur zwei zu eins (heute eins zu eins); wohingegen der Unterschied zwischen einem Ungarn und der Mehrheit der übrigen Einwohner des Landes fast genauso groß [ist] wie zwischen einem Amerikaner und einem Neger.“[23]

Diese von der Liga für Integrität vorgebrachte rassistische Tirade aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist selbstverständlich ein extremes Beispiel für unbeholfene Propaganda. Sie überzeugte vor allem die bereits Überzeugten. Peter Haslinger betrachtet sie zu Recht als eine Art patrioti-

[22] HRONSKÝ, Boj o Slovensko, S. 255–257.

[23] B. T. TEFFT, Hungary and Kossuth or an American Exposition of the late Hungarian Revolution (1852), in: Truth about Hungary, Budapest 1919.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sches Ritual, das sich entgegen einer elementaren Logik eher nicht nach außen, sondern nach innen, an die ungarische Gesellschaft richtete.[24] Im Laufe der Zeit stieg das Niveau der ungarischen Argumentation deutlich an, besonders nachdem Teleki die Koordination der revisionistischen Propaganda übernommen hatte. Der unglückliche Vergleich nicht-ungarischer Nationen mit „Negern" illustriert jedoch tatsächliche Probleme, denen die ungarischen Autoren bei der zivilisatorischen Argumentation begegneten. Das war sicher der Grund, warum sich viele von ihnen, darunter Teleki, rasch anderen Fragen zuwandten, mit denen sich die ethnische Argumentation schwächen ließ.

Unterdessen entwickelte sich die Idee der zivilisatorischen Mission dort am besten, wo sie bereits vor dem Krieg floriert hatte: in Deutschland. Polen und die Tschechoslowakei – zwei Staaten, die nach 1918 starke deutsche Minderheiten hatten – wurden Ziel empörter Tiraden wie auch ironischer Seitenhiebe, die ihnen intellektuelle Unreife vorhielten. Der unversöhnliche Standpunkt der deutschen Seite hatte ganz und gar offiziellen Charakter. Der 20. Deutsche Geographentag in Leipzig im Jahr 1921 beschloss feierlich:

> „Der Geographentag erklärt es für eine nationale Notwendigkeit und Pflicht, daß bei dem Deutschen Reich durch den Vertrag von Versailles *entrissenen Gebieten* [i. Orig. unterstrichen, M. G.], einschließlich der Kolonien, im Zusammenhang mit dem Deutschtum in Atlanten und Kartenwerken *deutlich erkennbar* [i. Orig. unterstrichen, M. G.] bleibt, und tritt dafür ein, daß nur die Werke, in denen das der Fall ist, im Unterricht aller Stufen Verwendung finden."[25]

Einer der ersten deutschen Geografen, die damit begannen, diese Idee in die Tat umzusetzen, war Wilhelm Volz. Anfang der 1920er Jahre stammten viele Broschüren und Karten, die die kulturelle Überlegenheit der Deutschen in den umstrittenen Gebieten beweisen sollten, aus seiner Feder. Volz war in der deutschen Wissenschaft der am höchsten dekorierte Vertreter des geografischen Determinismus. Er war der Meinung, dass die deutsche Zivilisation und die deutsche Kulturlandschaft die Kraft

[24] PETER HASLINGER, Der ungarische Revisionismus und das Burgenland 1922–1932, Frankfurt am Main 1994, S. 16.

[25] Zit. nach: HEINZ-PETER BROGIATO, ‚In schwerem Kampfe um die Geltung der Geographie'. Die Schulgeographie im Spiegel der Deutschen Geographentage 1881–1948, in: Kontinuität und Diskontinuität der deutschen Geographie in Umbruchphasen. Studien zur Geschichte der Geographie, hg. v. UTE WARDENGA / INGRID HÖNSCH, Münster 1999, S. 51–79, hier S. 70.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hätten, fremde ethnische Gruppen zu assimilieren. Daher rührte auch der gegen Ende der 1920er Jahre anwachsende Konflikt, unter anderem mit Penck. Die neuen Zeiten kamen nämlich den Befürwortern der Rassentheorie entgegen, nicht den sich zur kulturellen Assimilation Bekennenden. Das Konzept einer kämpfenden, aber trotz allem offenen deutschen Kultur, das Volz repräsentierte, passte nicht zu der nationalsozialistischen Weltanschauung.[26]

Die methodologische Grundlage für diese Strömung der deutschen revisionistischen Geografie lieferte kein geringerer als Albrecht Penck. Im Jahr 1925 erschien einer seiner Aufsätze unter dem Titel „Deutscher Volks- und Kulturboden".[27] Der erste Begriff („Volksboden") war gleichbedeutend mit dem deutschen ethnischen Territorium. Der zweite („Kulturboden") bezeichnete Gebiete, in denen die deutsche Kultur auf sichtbare Weise ihren Abdruck hinterlassen hatte. Penck lieh sich sowohl die Idee als auch den konkreten Verlauf der Zivilisationsgrenze bei seinem Schüler Hanslik, auch wenn er diese Tatsache meist schweigend überging und der österreichische Geograf sein geistiges Eigentum auch nicht einforderte.[28]

Im Osten überstieg dieser Bereich die Ausdehnung der deutschen Siedlungen deutlich. Er wurde von Deutschen und Vertretern anderer Völker gemeinsam bewohnt. Manchmal, wie im Fall Tschechiens oder Lettlands, umfasste der deutsche Kulturboden das gesamte Land. Die Einordnung dessen, was zur Sphäre der deutschen Kultur gehörte und was nicht, stützte sich in bedeutendem Maß auf ästhetische Eindrücke:

> „Aber soweit die Durchdringung mit Deutschen reichte oder reicht, herrscht deutscher Kulturboden. Zwar konnte man unschwer in Polen die sauberen deutschen von den oft recht dürftigen polnischen Dörfern unterscheiden; aber die intensive deutsche Bodenkultur und die sie begleitenden guten Wege und Straßen reichten bis zur russischen Grenze. Hier war die große Kulturgrenze, die die deutschen Soldaten nur zu deutlich fühlten, als sie nach Osten marschierten. Sie ist so eindringlich, daß man sie selbst von der Eisenbahn sehen kann. Es hören die schmucken Steinhäußer [sic] in den Ortschaften auf. Der Anbau wird weniger sorgfältig, der Wald sichtlich schlecht bewirtschaftet.

[26] JUREIT, Das Ordnen von Räumen, S. 247–249.

[27] ALBRECHT PENCK, Deutscher Volks- und Kulturboden, in: Volk unter Völkern, hg. v. K. E. LOESCH, Breslau 1925.

[28] NORMAN HENNIGES, ‚Naturgesetze der Kultur'. Die Wiener Geographen und die Ursprünge der „Volks- und Kulturbodentheorie", in: ACME. An International E-Journal for Critical Geographies 14 (2015), H. 4, S. 1309–1351.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> Dasselbe nahm derjenige gewahr, der die ostpreußische Grenze gegen Litauen überschritt."[29]

Penck hoffte, dass seine Theorie dazu dienen würde, den Nationalstolz unter der deutschen Jugend zu fördern. Großen Anteil an der Umsetzung dieses Ziels hatte die Energie, mit der er und seine Kollegen sich an die organisatorische Arbeit machten. Die Verbreitung von Pencks Konzept übernahm eine Stiftung, deren Name sich auf dessen programmatischen Aufsatz bezog: die Deutsche Stiftung für Volks- und Kulturbodenforschung. Mit finanzieller Unterstützung des Innenministeriums organisierte sie Vortragsreihen, Publikationen und unterstützte auch wissenschaftliche Forschungsprojekte, die die Entdeckung und Popularisierung der deutschen Vergangenheit in Ostmitteleuropa zum Ziel hatten. Natürlich gehörten die deutschen Siedlungsinseln, die sich nach dem Versailler Vertrag außerhalb der Landesgrenzen befanden, zu den Lieblingsthemen dieser Untersuchungen.[30]

Die auf diese Weise wachsenden Strukturen der deutschen Ostforschung umschlangen sich in der Zwischenkriegszeit in mörderischer Umarmung mit ihren Pendants auf der polnischen Seite der Grenze. Publikation um Publikation, Vortrag um Vortrag, Institut um Institut – das Ringen hielt bis zum Ausbruch des nächsten Krieges an. Die deutsch-polnischen Kontakte im Rahmen dieser interdisziplinären Forschungsrichtung sind in der Geschichtswissenschaft kein gänzlich neues Thema. Bisher hat sich die Forschung dazu allerdings auf den Vergleich zwischen der deutschen Ostforschung und den polnischen Untersuchungen der Westgebiete in der Zwischenkriegszeit konzentriert.[31]

Am konsequentesten hat Markus Krzoska diese Gegenüberstellung betrieben. Bei den Ähnlichkeiten beider Wissenschaftsströmungen erwähnte er unter anderem ihr politisches Engagement, die Übereinstimmung bei der Infragestellung des Ideals der wissenschaftlichen Objektivität, Interdisziplinarität (im Einzelnen die Zusammenarbeit von Historikern, Geografen, Archäologen und Sprachwissenschaftlern), erfolgreiches

---

[29] PENCK, Deutscher Volks- und Kulturboden, S. 65.

[30] MECHTILD RÖSSLER, „Wissenschaft und Lebensraum". Geographische Ostforschung im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Disziplingeschichte der Geographie, Berlin / Hamburg 1990, S. 51–56; WOLFF-POWĘSKA, Doktryna geopolityki, S. 161–175.

[31] Vgl. vor allem den Konferenzsammelband: Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik. Disziplinen im Vergleich, hg. v. JAN M. PISKORSKI u. a., Poznań / Osnabrück 2002. Kürzlich ist zum Beispiel erschienen: BRIESEWITZ, Raum und Nation.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Streben nach In-stitutionalisierung und wechselseitige Faszination von dem Vorgehen der Kollegen auf der anderen Seite der Grenze. Die skizzierte Konstellation war nicht partnerschaftlich: Eher folgten die Polen den deutschen Trends und organisatorischen Lösungen als umgekehrt. Berief man sich in anderen europäischen Ländern und in den Vereinigten Staaten rhetorisch auf das „deutsche Modell", so führte das jedoch keineswegs zu einer direkten Übernahme, in Polen folgte man dem deutschen Beispiel aus organisatorischen Gründen, aber auch bei bestimmten methodologischen und ideologischen Fragen, auch wenn man das nicht öffentlich zugab.[32]

Die polnischen Reaktionen auf die Aktivitäten der Ostforschung blieben in großem Maß Widerschein der deutschen Theorie. Das ist insofern verständlich, als polnische Autoren doch zeitgleich auf ähnliche Weise den polnisch-ukrainischen Grenzraum beschrieben. In jenem Fall hielten sich die Polen für die Schöpfer und Träger der höheren Kultur, das polnische Dorf unterschiede sich vorteilhaft vom ruthenischen Dorf und die polnische Einflusszone überschritte die Grenze der polnischen Siedlungen bedeutend. Gleichermaßen nutzten die polnischen Geografen jedoch auch die Gelegenheit, eine völlig andere Gegenargumentation zu verfolgen, die zwar auch auf kulturellen Faktoren basierte, allerdings aus einem anderen Bereich als die, die Penck vor Augen hatte. Die Taktik berief sich auf dasselbe Wertesystem, auf das sich auch die Gegenseite stützte. Nicht nur sie beschritten diesen Weg. Ähnliche Gedankengänge verfolgte auch der rumänische Biologe Grigore Antipa. In seinen Publikationen aus Kriegszeiten erinnerte er unermüdlich an die Rolle, die die Donau für das rumänische Volk spiele, das durch wirtschaftliche Verbindungen und symbolisch durch Volkslieder und -bräuche mit dem Fluss verbunden sei.[33] Den Besitzanspruch auf die Donau leitete er jedoch weder aus der mystischen Sphäre noch dem Volksbrauchtum ab, sondern aus Fortschritt und Modernität:

> „Der beste Masstab [sic] für die von einem Volke erreichte Kulturstufe ist die Hingabe, die es für die Kenntnis und das möglichst vertiefte Studium der Heimat an den Tag legt. [...] Hierdurch wird das Band zwischen Land und

[32] MARKUS KRZOSKA, Deutsche Ostforschung – polnische Westforschung. Prolegomena zu einem Vergleich, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 52 (2003), 3, S. 398–419, hier S. 410.

[33] GRIGORE ANTIPA, Die Donau. Ihre politische und wirtschaftliche Bedeutung im Leben des rumänischen Volkes, Bukarest 1941, S. 42 f. (ein Fragment des Textes wurde ursprünglich 1919 auf Rumänisch veröffentlicht).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> Volk immer enger gezogen und sein Wille, eine dauernde Civilisation hierselbst zu schaffen, mit Nachdruck bekräftigt."[34]

Wie eine Alternative zur zivilisatorischen Argumentation aussehen könnte, zeigen die Kriegsveröffentlichungen von Emmanuel de Martonne, Stepan Rudnyc'kyj und Jovan Cvijić, aber auch spätere Arbeiten, die von ihnen beeinflusst waren. Martonne veröffentlichte 1917 eine Zusammenfassung seiner früheren Studien zu den Karpaten und lenkte die Aufmerksamkeit auf den besonderen Charakter ihres südlichen Teils. Die Berge seien nicht nur die Wiege der rumänischen Nation, sondern hielten auch erfolgreich die ungarische Siedlungsexpansion auf. Die enge Verbindung mit den Bergen sorge dafür, dass – so Martonne – in Siebenbürgen die Assimilationsprozesse gerade die Rumänen und nicht die Magyaren verstärkten. Neben dem spezifischen Charakter des geografischen Gebiets trüge die Kultur die Verantwortung für dieses Phänomen:

> „Jeder, der Gelegenheit hatte, mit den Hirten in den Bergen zu leben, machte die Beobachtung, wie sehr das Hirtenleben den Erhalt alter Sitten und besonderer Traditionen begünstigt. Es ist dank dessen einfach zu verstehen, wie es dazu kam, dass die Rumänen ein eigenes Volk blieben, das sich einer romanischen Sprache bedient, während die Ebenen am unteren Donaulauf über viele Jahrhunderte von Wellen barbarischer Invasion überschwemmt wurden."[35]

Die rumänischen Geografen folgten dem Vorbild des Franzosen, vor allem Simion Mehedinţi. Die kulturstiftende Macht der Karpaten sollte sie noch lange beschäftigen. 1929 verglich Mehedinţi ihre Rolle mit der des Nils im Leben der Ägypter.[36] Der renommierte Soziologe Dimitrie Gusti nährte sich der Frage ethnografisch und soziologisch. Völker, die erst relativ spät zu ihrem heutigen Vaterland gekommen seien, bildeten sich in seinem Verständnis unter dem Einfluss anderer geografischer Beziehungen aus und es fehle ihnen an intimer Verbindung mit dem Raum.

Das war natürlich ein Seitenhieb in Richtung der Ungarn, die erst im frühen Mittelalter in die ungarische Tiefebene eingewandert waren. Gusti prangerte aber noch eine andere Art der Entfremdung des Volkes vom Raum an. Grund für diesen Prozess sei seiner Meinung nach gerade die

---

[34] GR[IGORE] ANTIPA, Wissenschaftliche und wirtschaftliche Probleme des Donaulandes, Bukarest 1915, S. 5.

[35] EMMANUEL DE MARTONNE, The Carpathians. Physiographic Features Controlling Human Geography, in: The Geographical Review III (1917), 6, S. 417–437, hier S. 426

[36] S[IMION] MEHEDINŢI, Le pays et le people roumain. Considérations de géographie physique et de géographie humaine, Bucarest [2]1937, S. 3.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Zivilisation, die organische Verbindungen zwischen Menschen und Boden durchtrenne. Die Rumänen betrafen diese unglücklichen Nachteile aber natürlich nicht: „Die Rumänen sind ein Karpatenvolk, und die Karpaten sind die rumänische Welt. Ohne diese Verbindung, gleichzeitig tief und organisch, zwischen dem Boden und unserem Volk, verstehen wir nichts von der gegenwärtigen Geschichte und Zivilisation des rumänischen Volkes."[37] Die Abtretung eines Teils von Siebenbürgen zugunsten Ungarns am Vorabend des nächsten Weltkrieges verlieh diesem Gedanken ein langes Leben.[38]

Genauso antwortete Rudnyc'kyj auf die Forderungen der polnischen Geografen. Die Ukrainer hielt er für Autochthone in allen von ihnen bewohnten Gebieten, was von der These der besonders starken Verbindung zwischen Menschen und Boden gestützt wurde. Aus historischer Sicht betrachtete er das Fortschreiten der Polonisierung als verschwindend gering. Zeugnis dafür sei, so meinte er, die ethnische Grenze, die sich zwar nach Osten verschoben habe, aber nur mit einer Geschwindigkeit von etwas mehr als drei Kilometer in hundert Jahren.[39] Gleichzeitig sei es den Ukrainern gegeben, die Rolle von Pionieren der Zivilisation zu übernehmen: „Das Kosakentum als Produkt der geographischen Lage findet seine Analogie höchstens in den bekannten nordamerikanischen Hinterwäldnern, Steppenjägern und Pioneers, welche die Vorhut der dortigen europäischen Zivilisation bildeten."[40]

Die Volkskultur lieferte auch den bereits an früherer Stelle besprochenen Thesen von Cvijić Argumente, der sie als wichtiges Element der von ihm erforschten psychischen Typen auf dem Balkan behandelte. Aus Sicht einiger Humangeografen waren die Argumente von Penck wertlos. Ihrer Meinung nach stützte sich die kulturelle Hierarchie der Völker nicht auf ästhetische Kriterien. Bedeutete die Tatsache, dass Deutsche und Ungarn in Siebenbürgen in Städten und ordentlichen Dörfern lebten, dass ihr Zivilisationsniveau höher war als das der rumänischen Hirten? Für letztere sprachen bedeutend wichtigere, geradezu mystische Argumente: die Verbindung mit dem Boden, die Dauerhaftigkeit der archaischen Kultur und die Volkstradition. Der ordentliche Vorgarten vor einem gemauerten

---

[37] (1937), zit. nach: VINTILA MIHAILESCU, Autochtonism and National Ethnology in Romania, in: CAS Working Paper Series 1 (2017), S. 3–26, hier S. 19.

[38] S[IMION] MEHEDINŢI, Der Zusammenhang der rumänischen Landschaft mit dem rumänischen Volke, Jena / Leipzig 1936, S. 27.

[39] RUDNYĆKYJ, Ukraina. Land und Volk, S. 234.

[40] Ebd., S. 238.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Häuschen besaß aus dieser Perspektive definitiv weniger Anmut als die einfache Hütte eines Schäfers.

## GEOLOGIE, KLIMA, VEGETATION

Albrecht Penck, auch einer der Pioniere der Geomorphologie, begrenzte seine Interessen aber nicht auf ethnische oder zivilisatorische Grenzen. Mit derselben Energie nahm er sich Themen vor, die seiner ursprünglichen Spezialisierung deutlich näher waren. Er verband die beiden Bereiche Politik und Bodenrelief bereits während des Krieges in einer Arbeit, die sich der österreichisch-italienischen Grenze in den Alpen widmete.[41] Die Publikation war als gelehrte Streitschrift zu den italienischen Territorialforderungen gedacht, die Carlo Errera und Olinto Marinelli verkündet hatten, entwickelte sich aber zu einer recht großen Abhandlung über die natürlichen Grenzen im Allgemeinen und die Grenzziehung in Berglandschaften im Besonderen. Tirol stellte nach Meinung von Penck eine typische Übergangslandschaft dar und es sei ein Fehler, sie zu durchtrennen, indem man eine Grenzlinie von Gipfel zu Gipfel zöge:

> „Rein geographische Züge bestimmen den Zusammenhang des Landes, und ihre einende Kraft ist eine so starke, daß, wie in anderen Paßländern, Menschen verschiedener Zunge in einem Lande zusammengefaßt worden sind."[42]

Er stellte fest, dass die Berge relativ leicht von Norden zugänglich seien, und die Gründung der von dort herannahenden Siedlungen durch die Ähnlichkeit der Natur an den nördlichen und südlichen Abhängen erleichtert werde. Die Schlussfolgerung, die Penck aus diesen Beobachtungen zog, war die praktische Umsetzung der Idee einer biologischen Grenze. Das hieß, dass Österreich so weit nach Süden greifen sollte, bis die südeuropäische Natur begann. „Wer nach dem Süden reist, begrüßt Italien nicht auf dem Alpenkamm, sondern erst viel weiter südwärts", stellte er poetisch fest.[43] „Organisch" sei daher die Grenze entlang der Linie, die die Alpenfichten von den italienischen Olivenbäumen trenne. In der Version, die den italienischen Territorialforderungen am ehesten entgegenkam, war der Geograf geneigt, möglicherweise bereits die Zypressen als Vorhut der

[41] ALBRECHT PENCK, Die österreichische Alpengrenze, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1915, Stuttgart 1916, S. 329–368 und 417–448.

[42] Ebd., S. 365.

[43] Ebd., S. 334.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wirklich italienischen Natur anzuerkennen (was die Grenze zwischen den beiden Ländern nach Norden verschöbe).

Charakteristisch ist, das Penck ethnische Argumente in dieser Arbeit verwarf. Die Tatsache, dass auch auf österreichischer Seite der Grenze italienischsprachige Menschen lebten, bedeutete andererseits nicht, dass die Nachbarn aufgrund von Naturgesetzen auf das Territorium eindrangen, das eigentlich zu Italien gehörte. Im Gegenteil, die italienischen Siedlungen ragten in ein Gebiet, das man gerade aufgrund dieser Gesetze unbestritten als österreichisch anerkennen müsse. Die letzten Überlegungen von Pencks Überblick über die Grenzlinien zwischen zerstrittenen Nachbarn berührten die Zukunft von Triest. Diese sah in Pencks Plänen für die dort lebenden Italiener nicht rosig aus:

> „Soll Triest das werden, wozu es durch die Größe seines Hinterlandes bestimmt ist: ein Hafen ersten Ranges im Mittelmeergebiete – so wie es einst Venedig gewesen ist –, so muss das korrupte Italienertum aus ihm entfernt werden."[44]

Pencks Standpunkt wurde von seinen deutschen und österreichischen Kollegen gut aufgenommen. Karl Sapper unterstrich, dass Berge einen Organismus darstellten und es wider die Natur und Kultur der dort lebenden Bevölkerung sei, sie durch Grenzen zu trennen. Die österreichisch-ungarischen Erfolge in den Isonzoschlachten seien der beste Beweis dafür, wie viel Kraft ein Staat aus einem ungeteilten Berggebiet ziehen könne.[45] Der logische Schluss, zu dem Sapper kam, betraf eine analoge Überlegung bezüglich der deutsch-französischen Grenze in den Vogesen, die man zu ihrem westlichen Abhang verschieben solle.[46]

Pencks Initiative war seitens der deutschsprachigen Wissenschaftler bei der wissenschaftlichen Begründung der natürlichen Grenzen der Monarchie eine seltene Aktivität. Andere Versuche dieser Art endeten normalerweise damit, dass ein Teil in politischer, geografischer und wirtschaftlicher Hinsicht als weniger wichtig bewertet wurde, so peripher, dass der Verlust die Einheit eher stärken als schwächen würde. Der österreichische Geograf Robert Sieger hielt die Gebiete am mittleren Donaulauf für den Kern des Staates. Galizien war in diesem Schema ein Fremdkörper: im

---

[44] Ebd., S. 448

[45] KARL SAPPER, Über Gebirge und Gebirgsgrenzen. Eine anthropogeographische Skizze, in: Geographische Zeitschrift 24 (1918), 4, S. 115–129, hier S. 128.

[46] K[ARL] SAPPER, „Die Vogesengrenze", in: Geographische Zeitschrift 24 (1918), 7, S. 220–222.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Falle eines Sieges wäre es eine separate Provinz, der mögliche Verlust bei einer – damals noch hypothetischen – Niederlage Österreich-Ungarns erschien dem Geografen nicht allzu dramatisch.[47] Auch auf dem Feld der Geografie fehlte es zunehmend an Personen, die der Monarchie in der Gestalt verbunden waren, die sie zu Kriegsbeginn gehabt hatte: ein Vielvölkerstaat, der nicht durch Nationalismus als Bindemittel zusammengehalten wurde.

Eine von wenigen Ausnahmen war Erwin Hanslik. Während des Krieges veröffentlichte er einige kleine Propagandaarbeiten, darunter eine Broschüre mit dem Titel „Österreich. Erde und Geist". Der Autor, den man bisher mit Forschungen über deutsche Siedlungen in slawischen Gebieten in Verbindung gebracht hatte, warf während des Krieges seinen früheren ethnonationalistischen Standpunkt über Bord. Hanslik hielt den „Österreicher" für einen speziellen westeuropäischen psychischen Typus, der Grund für die Existenz des Staates war für ihn jedoch die politische Organisation der Region, in der die Einführung gerechter Grenzen zwischen Nationen einfach nicht möglich war.[48] Da die Aufteilung der Monarchie nichts Gutes verhieß, schien es logisch, sich auf die Idee „Mitteleuropas" zu berufen – manchmal unter Bezugnahme auf Naumann, manchmal ohne direkten Verweis –, als große, natürliche Region, deren Zentrum die österreichischen Gebiete seien.[49] Die Grundlage für die Einheit zwischen Boden und menschlicher Psyche sei die Landschaft der wichtigsten Provinzen der Monarchie. Ihr Skelett bildeten, wie Hanslik schrieb, zwei wirklich österreichische Völker, Deutschösterreicher im Westen und Ukrainer im Osten:

> „Die einen längs der Ausläufer der Alpen bis dort, wo das Gebirge nur mehr am fernen Horizont sichtbar ist, die anderen längs der Wälder der Karpathen bis dort, wo die Steppe beginnt. Deutsche und Ukrainer werden immer Österreicher sein, nicht bloß Glieder eines einzigen Reiches."[50]

Nicht zu Unrecht war der österreichische Geograf der Meinung, dass alle Nationen, die die Monarchie bevölkerten, von der Idee eines eigenen Nationalstaats, der sie mit ihren Landsleuten jenseits der österreichisch-

[47] ROBERT SIEGER, Die geographischen Grundlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihrer Außenpolitik, in: Geographische Zeitschrift 21 (1915), 1, S. 1–22 und 2, S. 83–105.

[48] ERWIN HANSLIK, Österreich. Erde und Geist, Wien 1917, S. 19 f.

[49] Ebd., S. 11.

[50] Ebd., S. 26.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ungarischen Grenze verbinden würde, Abstand nehmen müssten, um die Einheit zu erhalten. Dieser Standpunkt stand somit nicht nur den maximalistischen polnischen Programmen oder den italienischen und ukrainischen Aktivisten entgegen, sondern auch vielen Deutschösterreichern, die von einer Vereinigung mit dem Deutschen Reich träumten. Bei Hanslik war auch nicht die Rede davon, dass man auf Galizien verzichten solle. Seine Position unterschied sich sowohl vor als auch nach dem Zusammenbruch der Monarchie von der seiner österreichischen Fachkollegen. Jener Zusammenbruch war deutlich früher in Kategorien geografischer Notwendigkeit analysiert worden, also völlig anders als die territorialen Verluste des Deutschen Reiches. Hans Simmer bemerkte im Jahr 1920:

> „Die Aufteilung eines Staates in Landschaften geht gewöhnlich nicht restlos vor sich. Es bleiben Gebiete übrig, die physisch, organisch nicht zu ihm, sondern zu benachbarten Landschaften gehören, dann oft als lose Anhängsel, als zerrissene Landschaften, ihn eher schwächen als stärken. Ihre Angliederung ist meist das Werk ländergieriger Politiker. So besaß Österreich-Ungarn in der Poebene und in Galizien sowie der Bukowina Länder, die mit seiner Lebensader in keiner organischen Verbindung standen und daher dem Staate zur Last fielen. Eine ähnliche geographische Unnatürlichkeit bildete und bildet jetzt wieder das französische Elsaß und eine ähnliche Stelle besitzt Frankreich in Französisch-Flandern. Hier zeigt sich deutlich, wie unnatürlich die von den Franzosen geforderten ‚natürlichen' Grenzen sind."[51]

Der resignierte Ton, der in den Aussagen der österreichisch-ungarischen Experten sowohl während des Krieges als auch danach vernehmbar war, unterschied sie deutlich von ihren Kollegen aus anderen Ländern. In Mode war nämlich die Expansion, nicht der Verzicht auf „unorganische" Teile des eigenen Staates. Genau in diesem Geist beriefen sich die italienischen Geografen auf natürliche Phänomene und forderten die Annexion Dalmatiens. Der Geologe und Geograf Giotto Dainelli tat dies auf ungewöhnlich einfallsreiche Weise:

> „Dalamtien ist vielleicht physisch ein Teil der Balkanhalbinsel [...], aber [...] es bildet eine eigenständige Region, deren natürlicher Charakter eng mit dem nahe gelegenen Italien verbunden ist. [...] Der enge Landstreifen, der Dalmatien ausmacht und die steile Bergkette als Abschluss sind geologisch – man könnte auch sagen: morphologisch – eine Fortsetzung, ohne die geringste Unterbrechung, der Berglinie oberhalb Venedigs. [...] Entlang der ganzen öst-

[51] HANS SIMMER, Weltpolitische Fragen mit besonderer Berücksichtigung der geographischen Grundlagen und des Deutschtums, Nürnberg 1920, S. 19, zit. nach: ¿Geographie?, S. 97.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> lichen Küste Italiens, Dalmatien gegenüber gelegen, gibt es zahlreiche Felsen [...], die man als Überbleibsel des Dalmatischen Vorgebirges verstehen kann, das zum Großteil vom Meer bedeckt wird. In diesen Regionen finden wir bis nach Santa Maria di Leuca in Apulien dieselbe Landschaft, dieselben geologischen Eigenheiten und Strukturen, denselben Mangel an Oberflächenwasser, dieselben Flüsse, die hier an der Meeresküste zum Vorschein kommen."[52]

In diesem Fall ließen sich die Argumente des italienischen Forschers nicht mit dem Standpunkt von Jovan Cvijić vereinbaren, der die ganze Balkanhalbinsel einschließlich Dalmatiens als einheitliche „dinarische" Region betrachtete. Der Konflikt zwischen den beiden Staaten, die zumindest formal auf derselben Seite standen, schwelte unter der Oberfläche sowie in der meinungsbildenden Presse in Großbritannien und Frankreich.[53] Kurz nach Ende der Kriegshandlungen kam es zu einer offenen Auseinandersetzung zwischen den beiden Seiten in der US-amerikanischen „Geographical Review" und dem britischen „Geographical Journal". Noch im Mai 1918 erschien ein Artikel von Cvijić, der nachweisen sollte, dass jedes der Balkanvölker in genau seinem natürlichen Umfeld lebe.[54] Cvijić zerschlug die italienischen Forderungen, indem er mit Nationalitäten argumentierte und an den gesunden Menschenverstand appellierte: „Es ist sogar für den laienhaften Beobachter völlig klar, dass dieses Meer eine natürliche Grenze zwischen der Balkanhalbinsel und Italien darstellt."[55] Geologie und physische Geografie sollten die Basis bilden, aus der die ethnischen Beziehungen entstünden.[56]

In seiner Erwiderung warf Giovanni Roncagli Cvijić vor, dass er die Aktivitäten der deutschen Geografen kopiere. Der Seitenhieb saß, erinnern wir uns doch, dass Cvijić Pencks Lieblingsschüler war. Dessen Arbeiten lieferten Roncagli farbige Illustrationen für die Kritik, die mit frischem Blick das Problem der Grenzziehung betrachtete. Der italienische Autor bezeichnete den Standpunkt von Penck und seinen Schülern als „futuristische Geografie", ein findiges Fälschertum, dessen sich jetzt

---

[52] GIOTTO DAINELLI, La Dalmazia, in: Pagine geografiche della nostra guerra, Roma 1917, S. 123–145, zit. nach: GAMBI, Geography and Imperialism, S. 84; vgl. SANDRA PUCCINI, Le immagini delle razze balcaniche nell'antropologia italiana tra le due guerre, in: La Ricera Folklorica 34 (1996), S. 59–70, hier S. 61 f.

[53] HANAK, Great Britain and Austria-Hungary, S. 81–89.

[54] JOVAN CVIJIĆ, The Geographical Distribution of the Balkan Peoples, in: Geographical Review V (1918), 5, S. 345–361.

[55] Ebd., S. 359.

[56] JOVAN CVIJIĆ, Frontière septentrionale des Yougoslaves, Paris 1919, S. 30.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

auch der Serbe bediene. Cvijić solle seiner Meinung nach die geologische Einheit Dalmatiens und Ostitaliens völlig ignorieren und – ähnlich wie Penck – nach einer wissenschaftlichen Begründung streben, um den Italienern die Gebiete hinter dem Fluss Po wegzunehmen.[57] In seiner Antwort wehrte der Serbe all diese Vorwürfe ab, insbesondere verwehrte er sich gegen Vergleiche: „Nicht ich, sondern Roncagli" – schrieb Cvijić – „folgt der Methode der deutschen Geografen, wobei er sich der Geologie und Botanik im vergeblichen Bemühen um die Begründung bedient, dass das östliche Ufer der Adria ein integraler Teil des westlichen Ufers sei." Die Diskussion ging noch einige Zeit weiter, allerdings ohne neue Argumente.[58]

Ungewöhnlich interessante Veröffentlichungen mit ähnlichen Gedankengängen stammen von einem anderen Penck-Schüler: Rudnyc'kyj. In seinen geografischen Arbeiten bediente sich Rudnyc'kyj eines ganzen Arsenals von Argumenten, die fast jeden Aspekt der belebten und unbelebten Natur betrafen:

> „In Osteuropa werden die natürlichen Regionen und die anthropogeografische Einheit nicht durch Meere oder Berge getrennt, sondern durch morphologische Nuancen, hydrographische und klimatische Grenzen, pedologische Beziehungen und die Geografie der Pflanzen."[59]

Jedem dieser Faktoren widmete Rudnyc'kyj längere Abschnitte in seinen zahlreichen Kriegsveröffentlichungen. Allen gemeinsam war jedoch eine Schlussfolgerung: Die Ukraine kann man sogar mit geschlossenen Augen an der Temperatur, Luftfeuchtigkeit oder dem Geruch der Pflanzen erkennen. So schrieb er zum Beispiel über das Klima:

> „Die mitteleuropäische Klimazone endet an der Westgrenze der Ukraine. Ähnlich kühles osteuropäisches Kontinentalklima, wie es im ganzen Gebiet von Belarus und Russland herrscht, betrifft einzig unbedeutende Grenzgebiete im Norden des ukrainischen Territoriums. Das ukrainische Klima ist von völlig eigenständiger Art. Es ist stärker kontinental als das mitteleuropäische Klima, vom großrussischen unterscheidet es aber die größere Feuchtigkeit. Der Ukraine und Frankreich ist der gleiche glückliche Umstand gemeinsam, dass sich auf ihrem Gebiet der Übergang vom gemäßigten osteuropäischen Klima zum Mittelmeerklima Südeuropas vollzieht. [...] Die große Einheit des

[57] GIOVANNI RONCAGLI, Physical and Strategic Geography of the Adriatic, in: Geographical Journal LIII (1919), 4, S. 209–223, hier S. 211–214.

[58] Briefe an die Redaktion von Cvijić und Roncagli, veröffentlicht im Geographical Journal LIV (1919), 1, S. 65–68.

[59] RUDNYĆKYJ, Ukraina. Land und Volk, S. 5.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Abb. 32 a) und b): Tektonische und geologische Karte der Ukraine nach Stepan Rudnyc'kyj (1916).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> ukrainischen Klimas brachte kürzlich den französischen Geografen de Martonne dazu, es als einen der eigenständigen Klimatypen der Erde anzuerkennen.“[60]

Sogar an der Tektonik sollte sich die Besonderheit der Ukraine im Vergleich zu den benachbarten Ländern ablesen lassen. Rudnyc'kyj war der Meinung, dass das Land auf einer separaten Platte liege und auf eine völlig außergewöhnliche geologische Geschichte zurückblicke. Um diese Besonderheit zu unterstreichen, führte er neue, eigene Namen für geologische Gebilde ein.[61] Auch hinsichtlich der Hydrografie handele es sich um ein einheitliches und deutlich abgetrenntes Gebiet.[62] Blickt man weiter zurück, dann ließe sich die ukrainische Eigentümlichkeit darauf zurückführen, dass die Ukraine nicht Teil der letzten Vergletscherung gewesen sei.[63]

Der ukrainische Geograf musste mit Protest von Wissenschaftlern aus anderen Ländern rechnen. Besonders schmerzhaft war für ihn vermutlich die Position des renommierten deutschen Forschers Alfred Hettner, der in seiner Russland gewidmeten Monografie die Arbeit von Rudnyc'kyj als übermäßig politisiert einstufte. Am wichtigsten war vermutlich Hettners Zweifel, ob überhaupt objektive Daten existierten, die eine vernünftige Abgrenzung der Nationalitäten des russischen Imperiums erlaubten. Eine Tatsache kritisierte er besonders stark:

> „Der Versuch, die politische Selbständigkeit der Ukraine auf Einheitlichkeit des inneren Baues des Landes zu begründen, scheint mir doch bei den Haaren herbeigezogen zu sein.“[64]

Es scheint, dass bei dem Streit auch persönliche Gründe eine gewisse Rolle spielten: Die beiden Herren mochten sich nicht.[65]

Rudnyc'kyjs Theorien kollidierten außerdem mit dem Standpunkt seines Lemberger Kollegen Romer. Bereits kurz vor dem Krieg war es zu einer Diskussion zwischen Romer und Wacław Nałkowski gekommen,

---

[60] Ebd., S. 94 und 108.

[61] Vgl. HAUSMANN, Das Territorium der Ukraine, S. 145–158, hier S. 150

[62] RUDNYCKYJ, Ukraina. Land und Volk, S. 10.

[63] HAUSMANN, Das Territorium der Ukraine, S. 149.

[64] ALFRED HETTNER, Rußland. Eine geographische Betrachtung von Volk, Staat und Kultur, Berlin [3]1916, S. 304.

[65] Vgl. A[LFRED] HETTNER, [Rezension zu] Stephan Rudnyćkyj, Ukraina. Land und Volk. Eine gemeinfassliche Landeskunde, Wien: Verlag des BBU, 1916, in: Geographische Zeitschrift 22 (1916), 4, S. 230.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der die polnischen Gebiete für einen Durchgangsbereich ohne deutlich ausgebildete Grenzen hielt.[66] Der Konzeption stellte Romer die These von den polnischen Gebieten als „Territorium von größter politischer Notwendigkeit" entgegen.[67] Diese Theorie war den Visionen des Ostens, die die deutschen Geografen während des Ersten Weltkriegs entwarfen, völlig entgegengesetzt. Fritz Braun stellte Deutschland, das über natürliche Grenzen („von den Bergen bis zum Meer") verfüge, Polen gegenüber, dem es an solchen fehle. Außerdem hatten seiner Auffassung nach die Flüsse in Polen – anders als im Westen – weder eine wirtschaftliche noch eine kulturstiftende Bedeutung. Auch das Klima zeuge vom Übergangscharakter des Landes, die „Brücke zwischen dem germanischen Westen und dem slawisch-finnisch-tatarischen Osten".[68] Romer verortete die polnischen Gebiete währenddessen in klimatischer Hinsicht in Westeuropa. Sie seien mit zahlreichen Wasserwegen in einem System – „Zwischenmeer" *(międzymorze*) – verbunden und vom völlig anderen russischen System deutlich verschieden:

> „Es gab nicht eine künstliche Straße, die einen der russischen Flüsse mit einem der polnischen Flüsse des alten Polens verband, weil es in der Natur keine Stelle gibt, durch die man eine solche Straße nützlicherweise führen könnte ... Das ist kein Zufall!"[69]

Der Übergangscharakter, der nach Auffassung deutscher Geografen (auch derjenigen, die in Warschau bei der Landeskundlichen Kommission angestellt waren) seinen Grund darin hatte, dass die polnischen Gebiete seit ewigen Zeiten Objekt fremder Expansion gewesen seien, bekam in Romers Argumentation einen völlig anderen Inhalt. Welchen starken Einfluss dieser Standpunkt hatte, sieht man am Beispiel eines Aufsatzes des Mediävisten Kazimierz Tymieniecki aus dem Jahr 1916. Dessen Überlegungen über die territoriale Entwicklung des alten Polens bekamen dadurch eine gewisse Pikanterie, dass die Arbeit von der deutschen Zensur im besetzten Warschau zum Druck zugelassen wurde.

---

[66] JÓZEF BABICZ, Two Geopolitical Concepts of Poland, in: Geography and National Identity, hg. v. DAVID HOOSON, Oxford 1994, S. 212–220.

[67] ROMER, Przyrodzone podstawy, S. 2.

[68] FRITZ BRAUN, Die geographischen Bedingungen der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Polens, in: Geographische Zeitschrift 23 (1917), 12, S. 561–573, hier S. 561–567.

[69] ROMER, Polska. Ziemia i państwo, S. 29.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> „Die Armut der natürlichen Grenzen schlug sich während der ganzen historischen Entwicklung Polens, sowohl zu Zeiten größter Expansion wie auch völligen politischen Zusammenbruchs, nieder. [...] Das historisch entstandene Territorium Polens ist jedoch dank des guten Flusssystems nicht ohne innere Kompaktheit. Die Achse des Systems bildet die Weichsel, mit deren Einzugsgebiet die bergigen Teile des Einzugsgebiets der angrenzenden Flüsse aufs engste verbunden sind; infolgedessen wurden nicht nur die Warthe mit der Netze und die obere Oder, sondern auch Memel und Dnister mit dem zu ihnen und zur Weichsel führenden Einflussgebiet des Dniepr (und sogar teilweise der Düna) Bestandteile des polnischen Wassernetzes. [...] Die Wasserscheiden mit einer meist geringen senkrechten Erhebung und dichter Bevölkerung bildeten den inneren Verbindungsstoff des Landes. Polen schob sich entlang der Flüsse Richtung Meer vor und strebte nach der Herrschaft über den ganzen Zwischenmeerraum von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, auch wenn es auf bedeutende Schwierigkeiten stieß."[70]

Nach Meinung Romers entsprach gerade die alte *Rzeczpospolita* am besten den geografischen Realien. Dieser Standpunkt verband sich mit der Ablehnung der meridionalen Aufteilung und auch mit dem Verzicht auf die Verwendung des zu Kriegszeiten populären Konzepts von Mitteleuropa. „In Europa haben indes" – bemerkte der Lemberger Professor –

> „der Aufbau der inneren Schale, Oberflächenrelief, Wassernetz und dann schließlich das Klima die Unterteilung in Breitenkreisstreifen, die von Süden nach Norden verlaufen, sogar bedingt. In Europa stellt sich nicht der Osten dem Westen entgegen, sondern der Norden dem Süden."[71]

Aus dieser Perspektive war zwischen polnischen und ukrainischen Gebieten natürlich kein Raum für geomorphologische Aufteilungen. Die nicht nur von Rudnyc'kyj, sondern auch von Martonne geäußerte Überzeugung, dass die Ukraine sich von den polnischen Gebieten hinsichtlich des Klimas unterscheide, hatte aus Romers Sicht nicht die geringste Grundlage. „Die Ukraine" – so schrieb er –

> „ist ein klimatisches Übergangsgebiet und hat physisch so viele Bande mit Polen gemein, dass die Eigenschaften des Übergangsklimas diese Bande nicht schädigen können. [...] Das Gebiet und die natürlichen Verbindungen haben solch eine Macht, dass sogar trotz der (tatsächlich so bedeutenden?) Eigentümlichkeiten der Völker [...] Mittel für ein einvernehmliches Zusammenleben der Völker gefunden werden müssen!"[72]

---

[70] KAZIMIERZ TYMIENIECKI, Rozwój terytorialny Polski, Warszawa 1916, S. 5–7.

[71] ROMER, Przyrodzone podstawy, S. 29.

[72] DERS., Polska. Ziemia i państwo, S. 50 und 74.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die politische Bedeutung der klimatischen Einheit des Landes wurde in den Streitschriften besonders deutlich. Vladimir Köppen, ein deutscher, in Russland geborener Klimatologe, der aber bereits seit den 1870er Jahren in Hamburg lebte, unterteilte in seinem Schema der europäischen Klimavarianten die polnischen Gebiete in zwei Teile und zog zwischen ihnen auf Höhe Warschaus eine Grenze. Sein jüngerer polnischer Kollege Władysław Górczyński reagierte überaus kritisch, im Rausch seiner Rezension schrieb er sogar über die „klimatischen Teilungen Polens" durch einen Deutschen.[73]

Abb. 33: Karte der Verkehrswege in den polnischen Gebieten von Eugeniusz Romer (1916).

[73] Władysław Górczyński, O podziałach klimatycznych Europy, in: Przegląd Geograficzny XIV (1934), S. 41–82, hier S. 42.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Sogar die Flora sollte von der Zugehörigkeit der Region zur *Rzeczpospolita* zeugen. Romer knüpfte dabei geschickt an Pencks These von der botanischen Grundlage beim Ziehen politischer Grenzen an. Einzig die Gattung des Baumes unterliege Veränderung, die die Ausdehnung der eigenen Staatlichkeit zeige. Seiner Auffassung nach war die Ausdehnung von Buchenwäldern ein Indikator für Westeuropäizität:

> „Die Karte der Flora lässt keinen Zweifel, dass ein großer Teil Podoliens hinsichtlich des Pflanzenvorkommens rein polnisches Gebiet ist, und die inselartige Ausdehnung der Buche – dieser für den Westen Europas so typische Baum – bei Kam'janec' Podil's'kyj eine verblüffende Übereinstimmung mit der Konzeption der territorialen Grenzen zeigt, abgeleitet aus der Natur des Bodens beziehungsweise den Lebensprozessen, die sich auf diesem abspielen."[74]

Die Buche – im Allgemeinen ein eher gewöhnlicher Baum – gewann unter den Geografen in Ostmitteleuropa überraschende Popularität. Polnische Forscher schrieben zum Beispiel über das „Buchenklima", das von der Zugehörigkeit Schlesiens zu Polen künde.[75] Józef Rostafiński ergänzte, dass die Toponymie es erlaube, die ursprüngliche Ausdehnung dieses typisch polnischen Baums aufzuspüren. „Obwohl die ausgedehnten Buchenwälder der Axt zum Opfer fielen [...]" – schrieb er – „so blieb doch hier und andernorts ihr Name."[76] Bei der späteren Charakterisierung der Grenzen der territorialen Bestrebungen Rumäniens im Osten behandelte Simion Mehedinţi die Buchenwälder als Zeichen für die Zugehörigkeit zum westlichen Teil Europas. In der trockenen Steppe, schrieb er, wüchsen keine Buchen; ihre Verbreitung ende am Fuße der Karpaten und am Ufer des Dnister (womit er Bessarabien auf der rumänischen Seite der Grenze beließ).[77]

Der tschechische Botaniker Karel Domin verband die Zone, in der Buchen vorkamen, wiederum mit dem tschechischen Nationalgebiet, wobei er dies zum Pfeiler einer allgemeineren These über die Verbindung zwischen den Besonderheiten der tschechischen Flora und der Humangeografie machte:

---

[74] ROMER u. a., W obronie Galicji Wschodniej, S. 11.

[75] VIKTOR NECHAY, Schlesien als geographischer Bereich, übers. v. FRITZ GOEHRKE, amtliche Übersetzung Publikationsstelle Dahlem 1935, S. 32.

[76] JÓZEF ROSTAFIŃSKI, Geografia roślin a językoznawstwo, in: Przegląd Geograficzny I (1918), S. 68–80.

[77] SIMION MEHEDINŢI, Die geopolitische Lage Rumäniens, Bukarest 1941, S. 13.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Das Territorium des tschechischen Volkes, das in jeder Hinsicht so charakteristisch und eigenständig ist, so farbig und verschiedenartig hinsichtlich seiner Zusammensetzung, und doch eine große Einheit bildet, besitzt demnach eine Flora – eine der reichsten im Herzen Europas – die sich radikal und sehr deutlich von der Flora in den benachbarten Gebieten unterscheidet. Ein Blick auf die Karte, auf der ich die Vegetationsverhältnisse des tschechischen Nationalgebiets und der Nachbarländer eingezeichnet habe, reicht aus, um diese Eigentümlichkeit mehr als deutlich zu erkennen.“[78]

Domins Karte ließ selbstverständlich keinen Zweifel daran, dass die tschechische und mährische Vegetation nach einem unabhängigen Staat verlange.

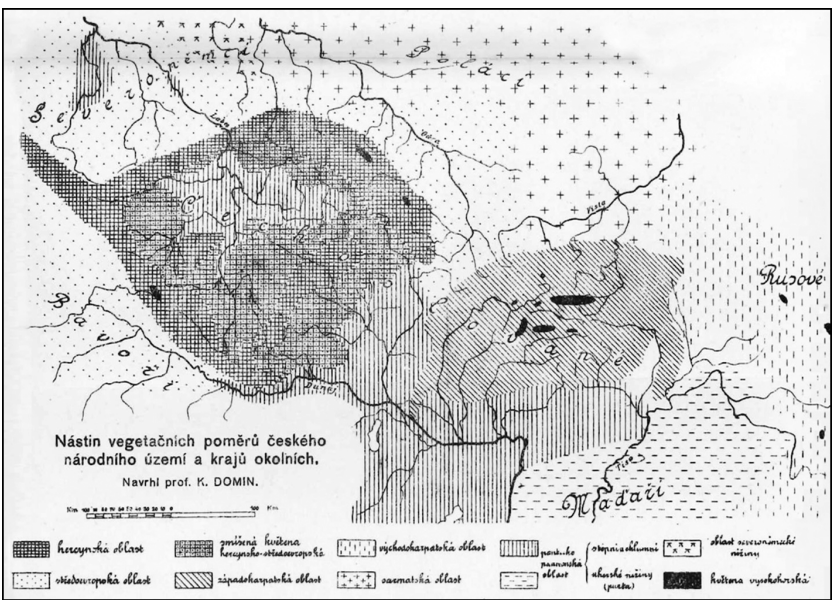



Abb. 34: Die Vegetation der tschechischen Gebiete nach Karel Domin (1918).

Rudnyc'kyj war ebenfalls der Meinung, dass die Ausdehnung der Buchen einen – aus seiner Sicht westlichen – Limes darstelle, der das nordöstliche Waldgebiet von Mitteleuropa trenne. Der Reichtum an Flora und Fauna böte allerdings geradezu unbeschränkte Möglichkeiten für ähnlich scharfsinnige Bemerkungen, die zum Beispiel die Verbreitung einzelner Fisch-

[78] KAREL DOMIN, Odlišnost květeny, in: VIKTOR DVORSKÝ, Území českého národa, Praha 1918, S. 19–24, hier S. 19.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und Krebsarten in polnischen Flüssen beträfen.[79] Scheinbar waren den Geografen für ihre Theorien nur noch Insekten, Moose und Flechten geblieben.

Abb. 35: Karte der Vegetation in den ukrainischen Gebieten von Stepan Rudnyc'kyj (1916). Die Linie der Kreuze kennzeichnet die Ausbreitung der Buchen.

Des ganzen Arsenals dieser Argumente, die aus verschiedenen Bereichen der Geografie und Biologie stammten, bediente sich auch ein anderer Geograf, von dem bereits die Rede war. Viktor Dvorský passte sie in seiner Arbeit aus dem Jahr 1918 (dieselbe, aus der er Ausschnitte so heftig mit Romer und Pawłowski diskutiert hatte) auf die Beschreibung des tschechischen Nationalgebietes an. Die Tschechen nahmen seiner Meinung nach aus geologischen Gründen eine grundsätzlich andere Position ein als ihre Nachbarn. Die Zusammensetzung des Bodens und die Form der Oberfläche unterschieden sich ebenfalls von den Nachbarländern, sogar wenn manche von ihnen – zum Beispiel Thüringen – optisch ähnlich erschienen. All das habe direkten Einfluss auf die Bewohner, denn die

[79] Die Untersuchungen von Antoni W. Jakubski, ein Posener Zoologe, zitiert STANISŁAW PAWŁOWSKI, Położenie geograficzne Polski (1924), bearb. v. BEATA KONOPSKA, in: Studia Geohistorica 2013/1, S. 14–18.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Bedeutung des geologischen Charakters der Region zeigt sich in Form von Oberflächengebilden und Wirtschaftsbeziehungen“[80]; und auch ethnischen Beziehungen – Dvorský meinte, dass sich sogar nicht-tschechische Nationalitäten, die die geologischen Grenzen des Landes überschritten, nur dort niederließen, wo die Fließrichtung der Flüsse sie mit anderen geologischen Gegenden verbinde.

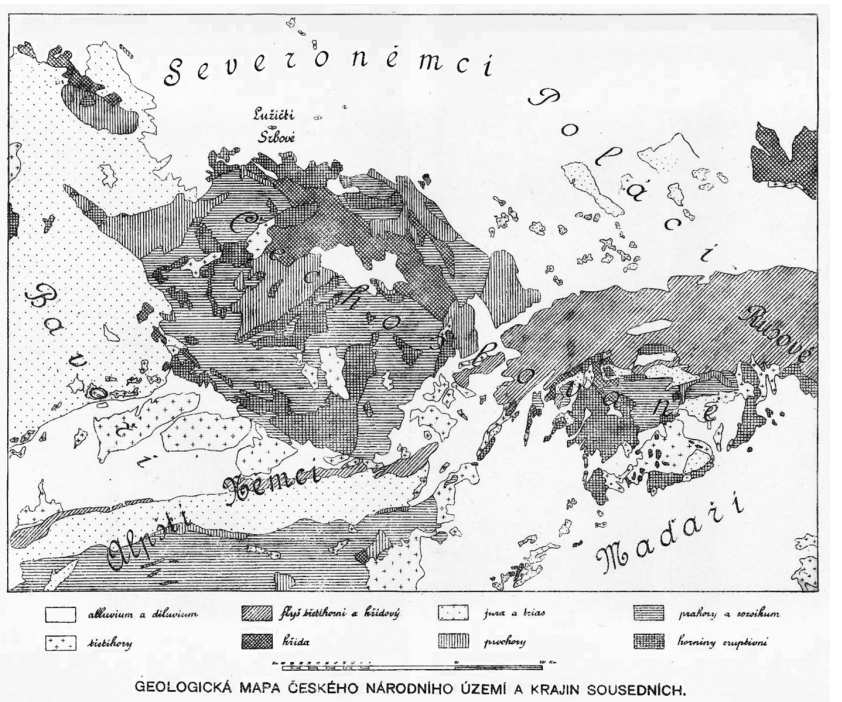



Abb. 36: Geologie und ethnische Beziehungen auf der Karte von Viktor Dvorský (1918).

Noch während des Krieges veröffentlichte der „Národopisný věstník československý“ eine andere Arbeit Dvorskýs, in der er die Verbindung des tschechischen Volkes mit der von ihm bewohnten Erde aus humangeografischer Sicht beschrieb.[81] Das Böhmische Becken stellte nach Mei-

[80] Ebd., S. 15.

[81] VIKTOR DVORSKÝ, Česká půda a lid, in: Národopisný věstník československý XIII (1918), 1, S. 31–35.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nung des Ethnografen ein geschlossenes, schon immer von einem Volk bewohntes Gebiet dar. Große – deutsche und ungarische – Siedlungsgebiete, die die Linie der Berge überschritten, stellten lediglich einzelne historische Episoden dar. Ein gewisser geomorphologischer Dualismus ließe sich seiner Meinung nach nur in Mähren beobachten, dessen einer Teil zum Streifen der Karpaten gehörte. Die charakteristische hügelige Landschaft präge die Psyche der dort lebenden tschechischen Menschen. Dvorský nahm die Möglichkeit psychologischer Ähnlichkeit zwischen den Tschechen und den Alpenbewohnern an. Letztere unterlägen leider dem kulturellen Einfluss ihrer Stammesverwandten aus der Ebene:

> „Nachdem sie die Weltanschauung der Norddeutschen angenommen hatten, entfernten sich besonders die Deutschen, die im Westen und Norden der tschechischen Länder wohnten, vom Charakter des Bodens, auf dem sie lebten; daher nahm die sprachliche Aufteilung zu, im Gegensatz zu gesellschaftlichen Positionen unüberwindbar."[82]

Zwischen den Einwohnern echter Bergregionen einerseits und Tschechen und Mähren andererseits nahm er übrigens einen deutlichen Unterschied wahr, hervorgerufen durch die bloße Verschiedenartigkeit der Lebensstile:

> „Im Falle der Alpenregion schätzt man manchmal den Einfluss der hohen Berge auf die dort lebende Bevölkerung falsch ein. Hohe Berge bringen natürlich bei gelegentlichen Besuchen Erfrischung und formen eine Einheit, aber die dort dauerhaft lebenden Menschen leiden nicht nur an typischen Krankheiten (Schwachsinn), sondern sind auch von den schweren Kämpfen um ihr täglich Brot gebeutelt, wenn sie von außen keine Hilfe erhalten; daher leben sie in Abhängigkeit von den Nachbarn, wodurch ihr Intellekt leidet, was wiederum zu einer Verlangsamung der Entwicklung führt."[83]

Die Schwachstelle bei Dvorskýs Argumentation war zweifellos die Slowakei (von der Karpatenukraine, dem östlichen Grenzgebiet des jungen Staates, ganz zu schweigen). Auf den meisten Karten, die Dvorský anfertigte, verband sie sich mit dem tschechischen Nationalgebiet. In den Begleittexten wurde die Präsenz der Slowaken jedoch gar nicht oder nur marginal erwähnt. Gelegentlich ersetzte der Geograf den Begriff „tschechisches Volk" durch „tschechoslowakisches Volk", dies zog jedoch keine tieferen inhaltlichen Korrekturen nach sich. Der Leser seiner Arbeiten erfuhr zum Beispiel nicht, ob die Einwohner der Hohen Tatra mehr mit den Tschechen verband, als vielleicht mit den unter Schwachsinn und

[82] Ebd., S. 34.

[83] DVORSKÝ, Území, S. 53 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Armut leidenden Alpenbewohnern. Statt dem Problem die Stirn zu bieten, schien der tschechische Geograf dieses Thema lieber zu meiden und suggerierte ohne Begründung, dass die Landschaften Tschechiens und der Slowakei mehr verbinde als trenne. Zu Beginn der tschechoslowakischen Unabhängigkeit nahm der tschechische Soziologe Emanuel Chalupný diesen Gedankengang auf, um zu beweisen, dass insbesondere die Verbindung mit den Bergen für die charakterlichen Ähnlichkeiten zwischen Tschechen und Slowaken verantwortlich sei und zugleich die Unterschiede zwischen Slowaken und Ungarn erkläre.[84]

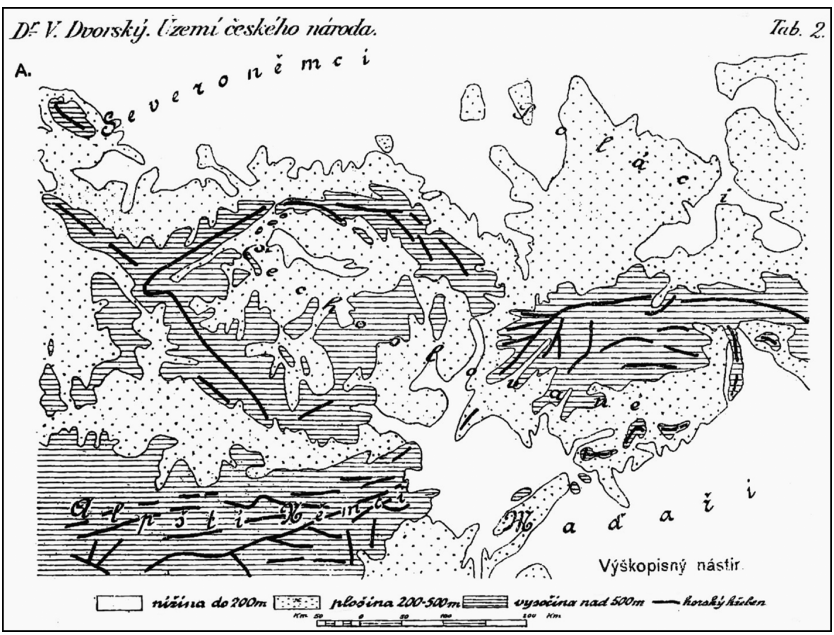



Abb. 37: Höhe des Gebietes und Nationalität der Einwohner auf der Karte von Viktor Dvorský (1918).

Schließlich gelang es Dvorský einige Jahre später, das Problem des Anschlusses von Slowakei und Karpatenukraine an das tschechische Nationalgebiet zu lösen. In einem Artikel, der in der von Cvijić herausgege-

[84] PETER HASLINGER, Hungarian Motifs in the Emergence and the Decline of a Czechoslovak National Narrative, 1890–1930, in: Creating the Other. Ethnic Conflict and Nationalism in Habsburg Central Europe, hg. v. NANCY M. WINGFIELD, New York / Oxford 2003, S. 169–182, hier S. 172.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

benen Zeitschrift „Glasnik Geografskog Društva" erschien und deutlich von den Arbeiten Martonnes inspiriert war, stellte er zwei Gruppen von Staaten in Europa gegenüber. Für manche, wie Frankreich oder Jugoslawien, spielten Gebirgsketten die Rolle einer natürlichen Grenze. Zwei Staaten im Osten repräsentierten jedoch einen völlig anderen Typ: Rumänien und die Tschechoslowakei verdankten den Karpaten ihre territoriale Gestalt. Diese bildeten keine Unterteilung, sondern die Berge seien das Rückgrat der beiden Staaten, das es erlaube, das tschechische Territorium nach Osten und das rumänische nach Norden zu erweitern.[85]

Die staatsbildende Rolle der Karpaten wurde in der Zwischenkriegszeit zu einem Axiom der rumänischen Geografie. Aufgrund der ständigen Konkurrenz mit den kartografischen Arbeiten der ungarischen Revisionisten nutzten die rumänischen Wissenschaftler Argumente, die sich zunehmend der damals vor allem in Deutschland wachsenden Schule der Geopolitik annäherten. In der klassischen Auffassung von George Vâlsan, Geografie-Professor an der neu eingerichteten rumänischen Universität im siebenbürgischen Klausenburg, spielte die Fantasie eine ebenso große Rolle wie harte geografische Argumente. Bei seiner Antrittsvorlesung im Studienjahr 1919/20 sagte Vâlsan:

> „Das Institut für Geografie an unserer Universität hat Reliefkarten geerbt, die den ungarischen Staat so zeigen, als ob Gott selbst ihn dazu bestimmt hätte, der Macht eines einzigen Volkes – den Ungarn – unterstellt zu sein und dazu alle mögliche Mittel gebraucht hätte. Die flache Ebene ist überall von Bergen umgeben. [...] Aber wenn wir diese Reliefkarte nur um drei oder vier Grad nach Osten erweiterten, würde sich den erstaunten Augen der ungarischen Studenten ein völlig anderer Anblick bieten. Sie sähen nämlich, dass Gott neben dem ungarischen Wunder aus denselben Elementen auch noch ein anderes Wunder vollbracht hat: eine hohe Zitadelle, umgeben von Bergen und an das Flachland grenzend, verbunden durch drei große Flüsse. Hier liegt die Wahrheit, die das ungarische Nationalbewusstsein nicht anerkennen will. Dies muss es nun aber und man muss darüber nachdenken. Was ist besser und stärker: Eine Ebene umgeben von Bergen, die unter ihrem Joch viele Völker gefangen hält, oder eine hohe Zitadelle zwischen Bergen, mit dem Flachland verbunden und bewohnt von einem Volk, dass eindeutig das Übergewicht hat?[86]

[85] VIKTOR DVORSKÝ, Le rôle des montagnes dans la politique moderne, in: Glasnik Geografskog Društva, 1923, 9, S. 33–37.

[86] Zit. nach: MIHAILESCU, Autochtonism, S. 14.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der zweite Wiener Schiedsspruch 1940 brachte eine Korrektur der rumänisch-ungarischen Grenze mit sich. Ein großer Teil Siebenbürgens kam wieder zu Ungarn. Für die rumänischen Geografen war dies ein starker Impuls, ihre Propagandaaktivitäten zu verstärken, deren kreative Motive sich schon in früheren Arbeiten gezeigt hatten. Auch Mehedinţi verteidigte das Rumänentum in Siebenbürgen. Dabei spielten die Karpaten für seine Argumentation eine zentrale Rolle. Die karpatische „Festung" bilde die Einheit, die die in den einzelnen Provinzen lebenden Rumänen verbinde.[87]

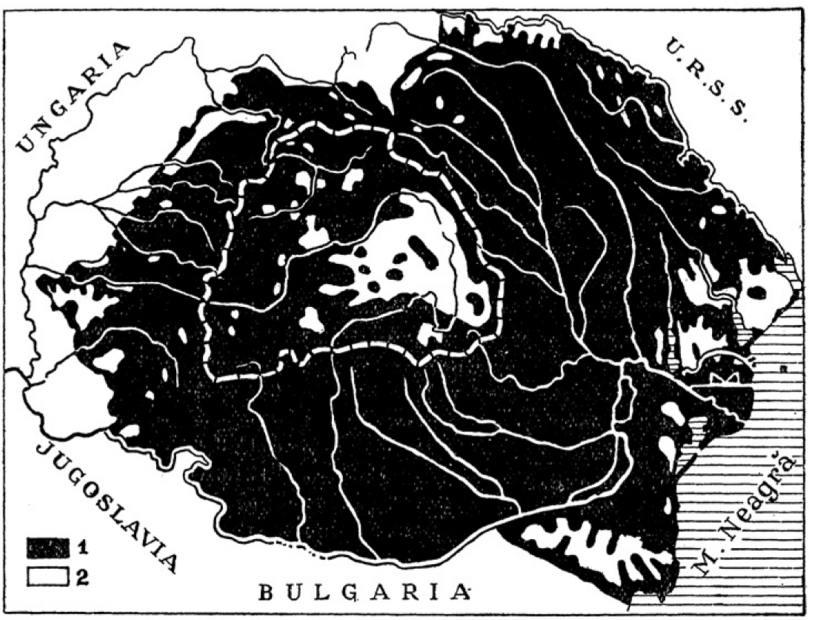



**Fig. 6. — Die Verbreitung des an die Karpathen gebundenen rumänischen Volkes**

Abb. 38: Die Verbindung der Rumänen mit der „karpatischen Zitadelle" nach Simion Mehedinţi (1941).

Die Faszination für „natürliche" Faktoren, die nationales Territorium kennzeichneten, beförderte eine Auffrischung der Sprache der Geografie. Einige alte, intuitive Vorstellungen von Grenzen und geografischen Regionen entwickelten sich in den Arbeiten von Mehedinţi, Dvorský, Ro-

[87] SIMION MEHEDINŢI, Was ist Siebenbürgen?, Bukarest 1941, S. 10–13.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mer oder Rudnyc'kyj weiter. Die radikalsten Veränderungen betrafen die Rolle von Bergen und Flüssen. Bereits zu Beginn des Ersten Weltkriegs tauchten in den theoretischen Diskussionen von Wissenschaftlern wie Lyde und Mackinder Zweifel hinsichtlich ihrer Rolle als Begrenzungen auf.

In den Arbeiten der Geografen aus Ostmittel- und Südosteuropa nahmen diese eher allgemeinen Überlegungen eine sehr konkrete Gestalt an. Bei den hier vorgestellten Konzepten wurden diese Faktoren allerdings nicht als Hindernisse des Geländes behandelt, die vor Überfällen schützten und den Umfang der politischen Macht anzeigten. Im Gegenteil, Romer war der Meinung, dass die Flüsse das polnische Gebiet als Ganzes verbänden. Dvorský, Vâlsan und Mehedinţi schrieben diese Rolle den Karpaten zu. In gewisser Weise hatte das Nachdenken über nationales Territorium die Richtung gewechselt. Statt sich auf die Gegenden in der Peripherie zu konzentrieren (als deren symbolische Illustration die ungarischen Reliefkarten dienen können, die Vâlsan erwähnte), richteten die Geografen ihre Aufmerksamkeit auf das Zentrum, von dem aus – gemäß der von ihnen entdeckten (oder auch erdachten) Naturgesetze – das Volk eine Expansion nach außen unternahm. Diese Perspektive beschränkte sich nicht mehr nur auf die Verteidigung des eigenen Territoriums gegen die Ansprüche der Nachbarn. Eine logische Folge des Denkens vom Zentrum zu den Grenzen war die Idee der Expansion, die die Geografen immer weiter bis in den Bereich der Geopolitik führte. Währenddessen versuchten sie die Partikularinteressen ihrer Vaterländer nicht zu vergessen, die sie in den breiteren Kontext der großen Geografie einbanden. So schrieb Simion Mehedinţi:

> „Wenn wir Oberflächenrelief, Klima, Flüsse, Vegetation, menschliche Rassen und politische Geografie unserer Erde tatsächlich näher untersuchen, merken wir, dass die echte Grenze zwischen Europa und Asien nicht am Ural verläuft, sondern an der Landenge zwischen dem Schwarzen Meer und der Ostsee. Im Westen dieses pontisch-baltischen Streifens breitet sich eine verschiedenartige Landschaft mit Bergen, Hügeln und Anhöhen, kleineren Hochebenen und wenigen Tiefebenen aus. In diesem Teil Europas ließen die Menschen sich früher nieder und waren in der Lage, eine dauerhafte Zivilisation und Kultur zu schaffen. Östlich des genannten Landstrichs erstreckte sich gleichzeitig die größte Steppe auf Erden; dies wurde die Heimat der Nomaden. [...] Als Kern der Karpatenfestung und Kraft seiner geografischen Lage stellte Siebenbürgen die letzte Bastion Europas gegen das ‚Große Sibirien' dar."[88]

[88] Ebd., S. 8 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Simion Mehedinţi gehörte zu den Autoren, die die territorialen Forderungen seines Landes außergewöhnlich elegant mit der Idee der westeuropäischen Zivilisationsgrenze verbanden. Er war jedoch keine Ausnahme. Die geopolitische Versuchung lockte viele andere Geografen im Westen des „pontisch-baltischen Streifens" ähnlich stark.

## GEOPOLITIK

Die Geopolitik sprach – ähnlich wie andere Strömungen des geografischen Denkens am Anfang des 20. Jahrhunderts – in Ostmitteleuropa zu Anfang Deutsch, obwohl der Begriff selbst durch einen Schweden, Rudolf Kjellén, in wissenschaftlichen Kreisen in Umlauf kam. Gleichzeitig bekannte sich Kjellén, dessen Buch viele Leser durch die Vermittlung der deutschen Übersetzung kannten, jedoch dazu, von der deutschen Humangeografie, vor allem Ratzel, inspiriert worden zu sein. In seinen Arbeiten erwies er immer wieder deutschen Kollegen die Ehre: Penck, Kirchhoff, Ritter und anderen. Die zweite Inspirationsquelle, die Kjellén erwähnte, war das umfangreiche, während des Krieges entstandene Werk verschiedener Autoren, die den europäischen Konflikt als Krieg anthropomorphischer staatlicher Wesen darstellten.[89]

Der Schwede verfolgte diesen Gedanken jedoch noch deutlich weiter. Seiner Auffassung nach war der Staat ein lebendiger Organismus, der mit der Erde, aber auch mit dem sie bewohnenden Volk verbunden war. Über die Grenzen dieses Staates dachte er auf ähnliche Weise nach wie Romer oder Dvorský. Die Wiege der Staatlichkeit stelle das einzige dauerhafte Element der politischen Konstruktion dar. Ihr Verlust komme dem Tod des Staates gleich. Kjellén verglich den Staat mit einem Baum und beschrieb, wie die Äste versuchten, stetig weiter zu greifen, während der Stamm immer an derselben Stelle bliebe, bis jemand komme, der ihn brutal fällen würde.[90]

Die Niederlage Deutschlands trug zur Popularität dieser Auffassung bei. Das war der Macht der gut gewählten Metapher zu verdanken. Die Entscheidungen der Friedenskonferenz sägten schmerzhaft einige Äste des deutschen Baumes (wahrscheinlich eine Eiche) ab, stürzten jedoch den Stamm nicht um. Die dem Konzept von Kjellén innewohnende Dynamik

[89] RUDOLF KJELLÉN, Der Staat als Lebensform, übers. v. MARGARETHE LANGFELDT, Leipzig 1917, S. 20.

[90] Ebd., S. 55.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gab Hoffnung, dass manch einer der abgeschnittenen Äste schließlich nachwachsen würde, wenn der staatliche Organismus in sich genug Lebenskräfte fände. Die Aufmerksamkeit der mächtigsten Köpfe der deutschen Geopolitik richtete sich demnach genau auf die Extreme des nationalen Territoriums – auf die Grenzen. „Achtung, Ehre und Macht sind wieder zu gewinnen – gerade in den grenzdeutschen Problemen drückt sich der Stand darin als im feinsten Manometer aus."[91]

Die Geopolitik der Zwischenkriegszeit wird als völlig neue Strömung des Nachdenkens über Raum und Politik behandelt. Ihre Schöpfer waren Feuer und Flamme und beteuerten nicht nur einmal, dass sie eine neue Wahrheit offenbarten:

> „Dies ist ein neues Sehen und ein neues Denken, ein neues Denken *weil* [i. Orig. unterstrichen, M. G.] ein neues Sehen. Ein plastisches Denken, so möchte ich es nennen. Daß dazu nicht nur das Wort gehört, sondern auch die Karte und das Diagramm, versteht sich von selbst."[92]

Betrachtet man allerdings die Veröffentlichungen der wichtigsten Vertreter – Karl Haushofer, Otto Maull, Adolf Grabowski –, dann scheint es tatsächlich treffender zu sein, sie als Theoretiker zu bezeichnen, die allgemeine Schlussfolgerungen aus den Veröffentlichungen zogen, die zu Kriegszeiten auf dem Gebiet der Geografie erschienen waren. Fast alle Motive, die die deutschen Geopolitiker beschäftigten, sind uns bereits aus praktischen Anwendungen bekannt. Haushofer unterstrich zum Beispiel die Rolle von Fauna und Flora bei der Grenzziehung – solch eine Aussage hätte sicherlich auch von Rudnyc'kyj stammen können. Der Unterschied zwischen ethnischer und kultureller Grenze – eine weitere Beobachtung Haushofers – war das Leitmotiv der deutschen Spett-Kritiker.[93] Die Unbrauchbarkeit von Flüssen als Grenzlinien war bereits häufig vor der Gründung der geopolitischen Schule diskutiert worden.[94] Auch die fundamentale Prämisse der Geopolitik konnte die Geografen, die auf die Erfahrungen der Friedenskonferenz und die Nachkriegsdiskussionen zurückblickten, nicht allzu sehr überraschen:

---

[91] KARL HAUSHOFER, Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung, Berlin 1927, S. 268.

[92] ADOLF GRABOWSKY, Staat und Raum. Grundlagen räumlichen Denkens in der Weltpolitik, Berlin 1928, S. 6 f.

[93] OTTO MAULL, Über politischgeographische-geopolitische Karten, in: KARL HAUSHOFFER u. a., Bausteine zur Geopolitik, Berlin 1928, S. 325–342, hier S. 329.

[94] HAUSHOFFER, Grenzen, S. 9, 18 und 75.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> „Der politische Geograph kommt von der Geographie und gelangt zur Politik, der Geopolitiker kommt von der Geopolitik und gelangt zur Geographie, bedient sich der Geographie als eines Mittels, um den Staat besser zu begreifen [...]. Die politische Geographie betrachtet die Staaten gleichsam als ruhend auf der Erdoberfläche, während die Geopolitik diese räumlichen Gebilde mehr in ihrer Bewegung, im Kampf und Abwehr, in Zusammenhängen mit anderen Mächten [...] verfolgt."[95]

Nähert man sich also dem Thema Geopolitik in Mittel- und Südosteuropa, ist es lohnenswert, sich die Tatsache ins Bewusstsein zu rufen, dass sie zwei Quellen hatte. Einerseits wurde sie von der aktuellen, überwiegend deutschen wissenschaftlichen und parawissenschaftlichen Literatur inspiriert. Andererseits reichten ihre Wurzeln zu konkreten Erfahrungen aus der Zeit des Ersten Weltkriegs und der direkten Nachkriegszeit zurück. Das wurde zusätzlich noch dadurch erleichtert, dass sich unter den lokalen Pionieren viele der uns bereits bekannten Gesichter befanden.

Diese Kontinuität der lokalen Wissenschaftstradition zeigte sich zum Beispiel bei der Faszination für die Gestalt der Staatsgrenzen. Es war keine völlig neue Idee, diese in geometrische Figuren zu gießen, die die Großartigkeit der aktuellen, organischen Struktur der Grenzen beweisen sollten. In Frankreich zeichnete man den Umriss des Landes bereits Mitte des 19. Jahrhunderts als Sechseck. Die Gebietsverluste aufgrund der Niederlage gegen Preußen 1870/71 fasste man als Störung des großartigen geometrischen Gleichgewichts des Staates auf. Auf diese Weise wurden Lineal und Zirkel bereits viele Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu Werkzeugen des territorialen Revisionismus.[96]

Die deutsche Geopolitik beschritt den gleichen Weg und erweiterte das Arsenal der verwendeten Mittel deutlich. Anfang der 1920er Jahre führte Haushofer die Konzeption einer suggestiven Karte ein, die mit Hilfe entsprechend ausgewählter Symbole die Dynamik der geografischen und politischen Beziehungen präsentierte. Geometrischen Figuren eigneten sich übrigens auch ausgezeichnet, um Chancen und Bedrohungen bei dem Kampf um Raum darzustellen:

> „Diese Weiterentwicklung der ‚suggestiven Karte' hatte graphische Folgen: die Einführung des dynamischen Pfeils, der Raum und Zeit miteinander verknüpfte und Willens- und Stoßkraft im Raum symbolisieren sollte, aber auch

[95] GRABOWSKY, Staat und Raum, S. 18.

[96] BJÖRN SCHRADER, Die Geographisierung der Nation. Der Beitrag der Geographie zum nationalen Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1789–1914, Leipzig 2015, S. 125–143.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> zum Zeichen für Bedrohung und Rückgang werden konnte. [...] Ringe und Halbringe, meist mit Pfeilen und anderen Zeichen kombiniert, dienten wiederum dazu, Einkreisungen zu suggerieren sowie Fronten und Gegenfronten aufzubauen, die ausstrahlen oder abwehren."[97]

Die Aussage dieser plastischen Tätigkeit war fast ausnahmslos pessimistisch. Wie Ulrike Jureit bemerkt hat, vergessen Historiker oft die über das Inhaltliche hinausgehende Rolle der Kartografie, insbesondere bei den Karten, die für den Schulgebrauch bestimmt sind. Der Eindruck der unnatürlichen geografischen Lage Deutschlands nach dem Versailler Vertrag, umzingelt von Feinden, die bedrohliche Pfeile in Richtung Berlin oder München richteten, trug zu der klaustrophobischen Angst und aggressiven Reaktion des angeblich bedrohten Deutschlands bei.[98]

Im Osten Europas diente dasselbe Instrumentarium einem anderen Ziel. Hier wurden geometrischen Figuren nicht in einem Land verwendet, das aufgrund territorialer Verluste frustriert war, sondern in einem Staat, der gerade den großartigsten Moment seiner bisherigen Geschichte erlebte – Rumänien. Die dortige Strömung geopolitischen Denkens wurde von Emmanuel de Martonne begründet. Im Jahr 1921 hielt er an der Universität in Klausenburg, die ihm die Ehrendoktorwürde verlieh, eine Rede von – wie sich herausstellen sollte – programmatischer Bedeutung:

> „Die Gestalt Rumäniens nähert sich einem Kreis an, das heißt, bemerkenswerterweise, einer Figur, die bei kleinstem Umfang die größtmögliche Oberfläche einnimmt. Heute bilden die Grenzen diesen Umfang. Je länger sie im Verhältnis zur Oberfläche sind, als desto schwieriger und teurer erweist sich ihr Schutz. Die erlangten Vorzüge werden besser verständlich, wenn wir die aktuellen Grenzen mit der vorherigen Gestalt Rumäniens vergleichen. Seine bisherige Form, die an ein dreieckiges Winkelmaß erinnerte, zog konzentrische Angriffe an; während des Ersten Weltkriegs sahen wir, wie unvorteilhaft diese strategisch gefährliche Position war, die das Land zwang, sich an zwei weit voneinander entfernten Fronten zu verteidigen. In der gegenwärtigen Situation kann man die Streitkräfte jetzt problemlos in Richtung jeden Gebietes in der Peripherie lenken."[99]

---

[97] HANS-DIETRICH SCHULTZ, Suggestiv und doch wahr? Die Karte als Propagandamittel im Geographieunterricht der Weimarer Republik und des Dritten Reichs, in: Subjektive Kartographie. Beispiele und sozialräumliche Praxis, hg. v. EGBERT DAUM / JÜRGEN HASSE, Oldenburg 2011, S. 145–165, hier S. 156 f.

[98] JUREIT, Das Ordnen von Räumen, S. 261.

[99] Zit. nach: GAVIN BOWD / DANIEL CLAYTON, Emmanuel de Martonne and the Wartime Defense of Greater Romania. Circle, Set Square and Spine, in: Journal of Historical Geography 47 (2015), S. 55.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Jene gefährliche Dreiecksgestalt bekam gelegentlich auch eine positive Bedeutung. So zum Beispiel im Fall der Karpaten, die von den beiden Provinzen Vorkriegsrumäniens umgeben waren: Moldawien und der Walachei. In jenem Fall wurde die schiefe „Wirbelsäule" des Staates als Faktor wahrgenommen, der die rumänischen Gebiete vereinte und ihnen Form gab, was Martonne zu den Überlegungen über die „Eschatologie der Gestalt" inspirierte.[100] Wichtig war nur, dass das „Skelett" gleichmäßig mit „Muskeln" der von Bukarest kontrollierten Gebiete umgeben war. Unerlässliche Bedingung, um diesen Zustand zu erreichen, war der Besitz von Siebenbürgen.

Am klarsten begründete Simion Mehedinţi diese These. Am Vorabend des tatsächlichen Verlustes der Provinz infolge des zweiten Wiener Schiedsspruchs führte er ein Gedankenexperiment durch, in dem er Siebenbürgen von der Karte Rumäniens „entfernte". Die Ergebnisse dieser Operation waren leicht vorhersehbar: Dort, wo etwas herausgerissen wurde, blieb eine Lücke, und die bisherige räumliche Harmonie wurde gestört. „[...] wenn jemand Siebenbürgen aus der Karte heraushöbe, würde die ganze Architektur der rumänischen Karpaten sofort gestört."[101]

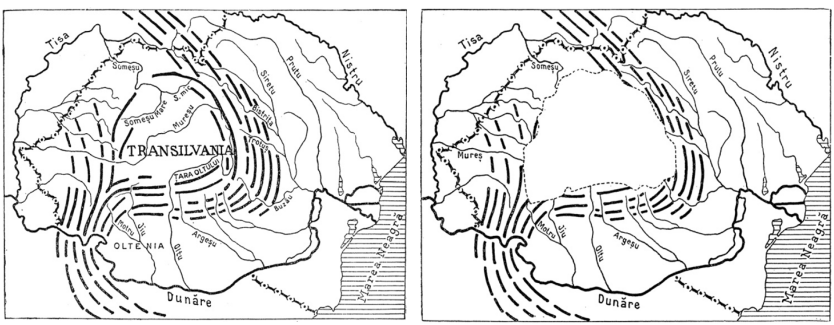



Abb. 39: Die siebenbürgischen Flüsse und die Karpaten nach Entfernung der Bezeichnung Siebenbürgen von der Karte Simion Mehedinţis.

Auch die hydrografischen Verhältnisse der Region würden aus dem Gleichgewicht gebracht, die Provinz stellte nämlich das Zentrum des örtlichen Flusssystems dar: „Wer die Flüsse Siebenbürgens von der Karte auslöschen würde, würde die physikalischen Bewässerungsverhältnisse

[100] Ebd., S. 61.

[101] MEHEDINŢI, Was ist Siebenbürgen?, S. 10.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Rumäniens ins Absurde verkehren: nahezu alle Flüsse würden ihrer Quellen beraubt."[102]

Der Geograf führte zwar nicht weiter aus, ob nach dem erneuten Anschluss der Provinz an Ungarn die Flüsse wirklich nicht mehr fließen und die Karpaten einstürzen würden, rationale Argumentation war aber im Allgemeinen auch nicht die Stärke der Geopolitik. Es ging eher darum, wirklich Einfluss auf die Entscheidungen, die von den Machthabern getroffen wurden, und auf die Vorstellungen der einfachen Leute – die Rezipienten des Werks – zu nehmen.

Der Kult der vollkommenen geografischen Form ging in der Geopolitik Ostmitteleuropas Hand in Hand mit der zentralen und unaufhörlich neu diskutierten Frage nach den natürlichen Grenzen. In dieser Hinsicht hatten die neuen Trends den Geografen einiges zu bieten. Generell beschäftigte sich die Geopolitik nicht mit Lappalien. Nicht ohne Grund waren die schematischen Karten, die die Verfechter der Geopolitik anfertigten, hinsichtlich der kartografischen Qualität im Vergleich zu früheren, ähnlich politisch engagierten Arbeiten unterlegen. Statt sich mit einzelnen Abgrenzungen zwischen Völkern und Regionen zu beschäftigen, arbeitete die Geopolitik mit großen Räumen und allgemeinen Thesen. Daher eignete ihr Gebrauch sich überall dort, wo der konkrete Grenzverlauf Kontroversen hervorrief und es an klaren Linien zur Unterteilung des Raumes fehlte.

Das war in Polen der Fall. Romers Entscheidung, für seinen Atlas die historischen Grenzen der *Rzeczpospolita* aus dem Jahr 1772 als Ausgangspunkt zu nehmen, resultierte gewissermaßen aus einer solchen Kalkulation. Wo Polen aufhörte, ließ sich nur grob beantworten, womit man die Gebiete einer möglichen zukünftigen Expansion ausgehend vom ethnischen Zentrum kennzeichnete. Aus Sicht der Geopolitiker war genau dies der Vorteil der Situation. Jerzy Smoleński fragte rhetorisch:

> „Müssen wir bei der Unterscheidung ‚natürlicher' geografisch-politischer Gebiete physiografische Besonderheit oder Abgeschlossenheit durch eindeutige natürliche Grenzen verlangen? Es geht hier nicht um Verbindungen zwischen einzelnen physisch-geografischen Gegenden, sondern um die damit verbundenen Beziehungen der auf ihrem Boden weilenden Gruppen von Menschen. [...] Lange Zeit überdeckte die Annahme einer Gemeinschaft mit bestimmten dominierenden natürlichen Eigenschaften (z. B. geologische Struktur, Hypsometrie, Morphologie) die Bedeutung anderer Faktoren. In den letzten Jahren

[102] Ebd., S. 17.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> unterlag die Überzeugung von der Einheit des europäischen Tieflandes als geografisch-politischem Lebensraum jedoch grundlegender Veränderung."[103]

Die Verschwommenheit der geopolitischen Konzepte begünstigte die Lösung von Problemen, mit denen sich auch die Geografen und Kartografen herumgeplagt hatten. Smoleńskis Meinung nach brauche man die Grenzen Polens an keinem präzise markierten Ort zu suchen, sondern zwischen zwei „Landengen" – Orte, an denen die europäische Landmasse sich etwas verenge. Die westliche Grenze sei eine Linie, die an der „Taille Preußens" verliefe und die Sudeten mit Stettin verbinde. Der Osten sei also ein „Zwischenmeer".[104] Auf diese ziemlich hinterlistige Weise bewies Smoleński, dass Romers Atlas – auch wenn hinsichtlich der Methode archaisch – doch ein korrektes Bild der Grenzen des polnischen Lebensraums wiedergäbe:

> „Wir sehen uns der Tatsache der allgemeinen Anerkennung und Aufnahme der polnischen These vom natürlichen Charakter unserer historischen Grenzen im Osten gegenüber – eine These, der die territoriale Expansion des Staates Eigenschaften des Strebens nach Erlangung der angeborenen Grenzzone zum Erfüllen des natürlichen Lebensraums verleiht."[105]

Die polnische Ostgrenze war also dieselbe Linie, die Mehedinţi als östliche Grenze der Expansion Rumäniens und im Allgemeinen als Limes der europäischen Zivilisation ansah. Auch Rudnyc'kyj unterlag nach dem Krieg dem Zauber des Konzepts und zeichnete Pläne einer zukünftigen Föderation der Staaten, die an der Brücke zwischen Ostsee und Schwarzem Meer liegen, unter Führung des größten unter ihnen – der Ukraine.[106]

All diese Linien und Figuren, die in den internationalen Karten Mittel- und Südosteuropas eingezeichnet wurden, verbanden auf charakteristische Art und Weise zwei völlig unterschiedliche Perspektiven. Eine ignorierte die Details und konzentrierte sich auf große Räume, Formen und langfristige ethnische, geologische oder klimatische Prozesse. Die zweite verlangte es, kleine Teile der Karte ganz genau unter die Lupe zu nehmen und analysierte den uralten Kampf um die Grenzen am Beispiel kleiner

---

[103] JERZY SMOLEŃSKI, Przyrodzony obszar Polski i jego granice w świetle nowoczesnych poglądów, Warszawa 1926, S. 34 f.

[104] Ebd., S. 35 und 38.

[105] Ebd., S. 36.

[106] PIOTR EBERHARDT, Twórcy ukraińskiej geopolityki, in: Przegląd Geograficzny 81 (2009), 2, S. 145–171, hier S. 156.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

umstrittener Regionen. Das war nichts anderes, als die Fortsetzung der Arbeit von Wissenschaftlern wie Romer, Rudnyc'kyj oder Mehedinţi.

Jene durch die Geopolitik inspirierte Dualität der Geografie bedeutete, dass die damaligen Anstrengungen der Wissenschaftler, mit Hilfe ethnischer, geologischer, floraler oder klimatischer Karten das nationale Territorium zu bestimmen, überhaupt nicht in die Geschichte eingingen. Die Zwischenkriegszeit brachte nicht nur in Deutschland keine Rast für das politische Engagement der Geografen. Im Gegenteil, sie wurden damals Teil eines interdisziplinären Diskurses, der wissenschaftliche Vertreter von Fachrichtungen wie Soziologie, Geschichte, Ethnografie oder Rassenanthropologie umfasste.[107] Der Prozess, den der Krieg angestoßen hatte, endete weder mit Abschluss der Pariser Verhandlungen noch zu einem späteren Zeitpunkt. Er wurde ein fester Bestandteil des wissenschaftlichen Lebens der europäischen Staaten.

[107] CALIN COTOI, Reactionary Modernism in Interwar Romania. Anton Golopenţia and the Geopolitization of Sociology, in: Nationalisms Today, hg. v. TOMASZ KAMUSELLA / KRZYSZTOF JASKUŁOWSKI, Oxford u. a. 2009, S. 125–153; BRIESEWITZ, Raum und Nation; MACIEJ GÓRNY, Wielka Wojna profesorów. Nauki o człowieku 1912–1923, Warszawa 2014, passim.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

# VI. Nach dem Krieg ist vor dem Krieg

Paris bot für die Geografen aus Mittel- und Südosteuropa Gelegenheit, aufs offene Meer hinauszusegeln. Im Jahr 1914 waren viele von ihnen junge Absolventen vor allem deutscher und österreichischer Hochschulen gewesen; die Verbindungen zur internationalen Wissenschaft hatten oft Ausländer hergestellt. Allen voran natürlich Albrecht Penck, ein hervorragend vernetzter und außerordentlich energischer Wissenschaftler. Für die rumänischen Geografen spielte Emmanuel de Martonne eine ähnliche – wenn auch etwas kleinere – Rolle als Vermittler. Deutlich wurde bereits während der Friedenskonferenz, mit welcher Entschlossenheit sich die Geografen bemühten, Kontakte zu den Kollegen aus den Vereinigten Staaten und Großbritannien zu knüpfen, mit denen sie bis dahin selten oder beschwerlich (auch aufgrund der beidseitig fehlenden Sprachkenntnisse) Kontakt gehabt hatten. Diese Versuche werden meist durch das Prisma der Politik und als eine Art Lobbying für die günstigsten Grenzen betrachtet.

Aber wie wir bereits gesehen haben, dienten sie auch anderen Zielen. Zum einen ging es um den Aufbau der Nachkriegswissenschaft in den vom Krieg zerstörten Ländern, denen es an Mitteln fehlte, um die neueste Fachliteratur zu kaufen oder auch Stipendien auszuschreiben. Als indirekte Folge stieg zum anderen der Status der Personen, die Zugang zu dem internationalen Kontaktnetz bekamen. Zweifellos war Eugeniusz Romer der wichtigste Vertreter dieser Gruppe. Seine intensiven Kontakte, in Paris vor allem mit Isaiah Bowman, pflegte er konsequent und kümmerte sich sowohl um die eigene wissenschaftliche Karriere als auch das Schicksal der Lemberger Geografenschule. Ähnliche Aktivitäten unternahm Jovan Cvijić in den 1920er Jahren. In seinen Briefen an Bowman finden sich – ebenso wie bei Romer – Bitten um Unterstützung von Forschungsreisen befreundeter Wissenschaftler in die USA, Vorschläge für den unbezahlten Austausch von Publikation sowie persönlichere Angelegenheiten, die zum Beispiel eigene Veröffentlichungen in amerikanischen Fachzeitschriften betrafen.

Diese Art der Korrespondenz – halb privat, halb beruflich – gab es in einem größeren Kreis von Forschern. Die Geografen aus den neuen Staa-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ten Europas adressierten ihre Briefe außer an Bowman häufig an Martonne, Jean Brunhes, Albert Demangeon, aber auch an die Historiker Robert Seton-Watson und Ernest Denis. Direkt nach Ende des Ersten Weltkriegs kamen in diesem Kontext fast keine Deutschen vor. Manchmal stand die Politik der Wiederaufnahme der Beziehungen entgegen. Die Kluft, die die früheren Kollegen trennte, war einfach zu tief. Nationalistische Professoren aus Deutschland, Österreich und Ungarn bemühten sich, den „nationalen Besitzstand" gegen die Forderungen der ebenfalls nationalistischen Geografen aus Polen, Rumänien und der Tschechoslowakei zu verteidigen. In einigen Fällen kam noch persönliche Antipathie hinzu, wie beispielsweise bei dem Konflikt zwischen Penck und Romer.

## Geografie ohne Deutsche

Das größte Hindernis bei der Wiederaufnahme der Vorkriegsbeziehungen waren die Spannungen in der internationalen Politik. Auch auf dem Feld der Geografie, hauptsächlich aufgrund des Drucks französischer und belgischer Wissenschaftsinstitutionen, boykottierte man Deutschland lange Zeit. Faktisch bedeutete das, dass sich das wieder auflebende internationale Wissenschaftsleben ohne Forscher der ehemaligen Mittelmächte abspielte, weil der Boykott meist auch auf Österreicher und Bulgaren ausgedehnt wurde. Die erbittertsten Befürworter des Boykotts – Wissenschaftler aus Frankreich und Belgien – versuchten auch den Einfluss der Kollegen aus den neutralen Ländern zu begrenzen, denen sie prodeutsche Sympathien unterstellten.

Erste Lücken im *Cordon sanitaire* entstanden durch Anglosaxen und Japaner. Neben der Auffrischung individueller Kontakte mit den deutschen Kollegen kamen noch private Organisationen, die Forschung finanzierten, ins Spiel. Die amerikanische *Rockefeller Foundation* oder die japanische *Hoshi Endowment*-Stiftung unterstützten finanziell bereits in der ersten Hälfte der 1920er Jahre in Deutschland und Österreich wissenschaftliche Projekte.[1] Den Boykott hielt man am längsten dort aufrecht, wo die Folgen am sichtbarsten waren: bei internationalen Konferenzen und Kongressen. Dort trafen die Deutschen und ihre ehemaligen Verbün-

[1] Brigitte Schroeder-Gudehus, Probing the Master Narrative of Scientific Internationalism. Nationals and Neutrals in the 1920s, in: Neutrality in Twentieth-Century Europe. Intersections of Science, Culture, and Politics after the First World War, hg. v. Rebecka Lettevall u. a., New York 2012, S. 19–43.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

deten auf erbitterten Widerstand, woraufhin sie wiederum auch einen Boykott der ehemaligen Kollegen verkündeten.

Diese drastischen Schritte hatten fatale Konsequenzen. Das wurde bereits während des ersten Nachkriegskongresses der Geologen 1922 in Brüssel in vollem Umfang deutlich. Die Organisatoren hatten vorab angekündigt, dass sie keine Anmeldungen aus den Ländern wünschten, die sich im Krieg mit Belgien befunden hätten. Die Absicht der Belgier war offensichtlich: Die Deutschen und ihre ehemaligen Verbündeten sollten marginalisiert werden. Das Ergebnis entsprach dem Wunsch jedoch nicht ganz. Als Reaktion auf die belgische Erklärung schlug Schweden vor, dass sie den Kongress bei sich, auf „neutralem" Gebiet organisieren würde, wo die – noch bis vor kurzem feindlichen – Parteien sich ohne Hindernisse und unnötige Spannungen treffen könnten. Der Kompromiss erwies sich als nicht annehmbar. Der Verlust des Kongresses hätte für Brüssel eine prestigeschädigende Niederlage bedeutet, der Vorschlag der Schweden wurde daher sofort abgelehnt. Daraufhin sagte Schweden die Teilnahme am Brüsseler Kongress ab. Dem Boykott schlossen sich Norwegen, Finnland und Brasilien an, und die Niederlande waren nur durch Privatpersonen vertreten. Auch Wissenschaftler aus dem sowjetischen Russland hatte man nicht nach Brüssel eingeladen, was jedoch – im Unterschied zu der Abwesenheit der Deutschen – keine größeren Kontroversen hervorrief.[2]

Bei den Konferenzen in Kairo 1925 und in Cambridge 1928 herrschte dieselbe Praxis. 1925 legten die deutschen, österreichischen und ungarischen Gesellschaften für Geografie offiziell Widerspruch bei der Internationalen Geographischen Union ein und Schweden, Norweger, Dänen und Finnen verzichteten auf eine Teilnahme. Die Niederlande und die Vereinigten Staaten von Amerika schickten keine offiziellen Delegationen nach Ägypten; vereinzelt nahmen Geografen aus diesen Ländern als Privatpersonen am Kongress teil. In Cambridge gelang es den Organisatoren, den Boykott auf Deutsche, Österreicher, Ungarn und Russen zu begrenzen; sowohl Schweden als auch die Niederlande meldeten eine offizielle Delegation an.

Es hatte für die Wissenschaftler aus den neuen Staaten Europas ambivalente Folgen, dass man Deutschland und seine ehemaligen Verbündeten von der Teilnahme an internationalen geografischen Konferenzen ausschloss. Da so starke wissenschaftliche Zentren wie Deutschland, Ungarn und Österreich außen vor blieben, hätte man auf den ersten Blick meinen

[2] STANISŁAW LENCEWICZ, XIII-ty Międzynarodowy Kongres Geologiczny, in: Przegląd Geograficzny III (1922), S. 1–8.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

können, dass die Geografen aus Mittel- und Südosteuropa nun quasi automatisch mehr Raum für die Präsentation ihrer eigenen Ergebnisse gehabt hätten. Dieser Effekt des Boykotts machte sich jedoch hauptsächlich statistisch bemerkbar. Natürlich konnten Länder wie Polen mit der Anzahl ihrer Repräsentanten prahlen. Die Zahl sagte jedoch nicht ohne weiteres etwas über die Qualität der Kongressbeiträge oder den politischen Einfluss in den internationalen Gremien aus. Die anschließend in Fachzeitschriften publizierten Kongressberichte meldeten gelegentlich Zweifel an, ob eine Finanzierung der Teilnahme an exotischen Veranstaltungen überhaupt sinnvoll sei. Nach dem Kongress in Kairo, bei dem Polen zahlenmäßig (nach der französischen und italienischen) die drittgrößte Delegation gestellt hatte, äußerte auch Stanisław Pawłowski Kritik. Die Kosten der Delegation, die noch nicht einmal zur Hälfte aus Wissenschaftlern bestanden habe, seien im Vergleich mit den Ergebnissen unverhältnismäßig. Trotz der großen Teilnehmerzahlen sei keine einzige der Sektionen beim Kongress von einem Polen geleitet worden.[3]

Der Boykott hatte außerdem auch Einfluss auf die Thematik und Form der Kongressbeiträge. In beiderlei Hinsicht waren die Folgen für die Geografen aus dem Osten Europas eher ungünstig. Der Ausschluss der deutschen Sprache bei den Diskussionen stellte für all jene eine Schwierigkeit dar, deren erste oder einzige Fremdsprache Deutsch war. Diese Entscheidung betraf in Abwesenheit von Deutschen und Österreichern vor allem die Absolventen deutscher Hochschulen. Auch inhaltlich ließen sich die Folgen des Boykotts nur schwer positiv interpretieren. Schloss man Deutsche, Österreicher, Ungarn und Russen aus, so eliminierte oder marginalisierte man nämlich einige Fragestellungen, die für die Geografie Mittel- und Südosteuropas charakteristisch waren. Beim Brüsseler Geologenkongress sollte eine der geplanten Sektionen das Phänomen der Vergletscherung behandeln; da es jedoch an Spezialisten aus den Ländern fehlte, die das Phänomen betraf, musste man sie absagen.[4]

Die Enttäuschung über die eigene Position, die nach wie vor – trotz der zum Teil eliminierten Konkurrenz – nicht allzu einflussreich war, vertiefte sich aufgrund eklatanter Rückschläge. Am schmerzlichsten waren die schwierigen Bemühungen um die Ausrichtung eines geografischen Kongresses in Polen. In Kairo trug der renommierte Polarforscher Henryk Arctowski in dieser Angelegenheit eine offizielle Erklärung vor:

[3] DERS., Międzynarodowy Kongres Geograficzny w Kairze, in: Przegląd Geograficzny V (1925), S. 127–143.

[4] DERS., XIII Międzynarodowy Kongres, S. 3.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Wie die sehr geehrten Damen und Herren wissen, wird der nächste Kongress, organisiert unter Leitung der Internationalen Geographischen Union, 1928 in England stattfinden. Ich erlaube mir, in dieser Angelegenheit vorzubringen, dass die Geographische Kommission der Akademie der Wissenschaften den nächsten Kongress in Warschau zu sehen wünscht. Dieser Wunsch ist absolut in Ihrem Interesse, denn Polen ist sicherlich eines der Länder, dessen Studium für zahlreiche Geografen sehr interessant sein sollte. In unserem Land gibt es in der Tat zahlreiche Phänomene, deren Erforschung mit Nutzen betrieben werden kann; vor allem handelt es sich dabei um Probleme der ökonomischen und politischen Geografie, völlig neue Fragestellungen, denen man sich nach Jahren des Weltkriegs widmen sollte. Wenn Sie zu uns kommen, wird das zweifellos zur Entwicklung und dem Fortschritt der geografischen Wissenschaft beitragen."[5]

Die polnischen Bemühungen um die Organisation des wichtigsten internationalen Kongresses der Geografen wurden wenig positiv aufgenommen. Die Entscheidung sollte beim nächsten offiziellen Kongress der Internationalen Geographischen Union fallen (die Konferenz in Kairo hatte einen anderen Charakter). Als Eugeniusz Romer den Organisatoren während des Kongresses in Cambridge seine Absicht mitteilte, eine offizielle Einladung nach Warschau aussprechen zu wollen, erfuhr er, dass die Entscheidung bereits getroffen worden war und der nächste Kongress in Frankreich stattfinden würde. Unter diesen Umständen wollte der Geograf wenigstens eine Zusage hinsichtlich des übernächsten Termins, der auf das Jahr 1934 fiel, einholen. Erneut erwartete ihn eine Enttäuschung, die Vorausplanung für mehr als einen Kongress wurde als nicht mit den Statuten der Union vereinbar angesehen.[6]

Die ohnehin bereits angespannte Atmosphäre erhitzte sich zusätzlich durch den Streit zwischen Romer und den Organisatoren des Kongresses über die sogenannte Millionenkarte der Erde. Es handelte sich um ein Projekt Albrecht Pencks, das er bereits beim geografischen Kongress in Bern 1891 vorgeschlagen hatte. Ziel des Unterfangens sollte die Ausarbeitung vereinheitlichter Kartenbögen im Maßstab 1 : 1.000.000 für die gesamte Erdoberfläche sein. Grundsätzlich sollten alle Namen im Originalwortlaut in lateinischer Schrift angegeben werden. Das führte dazu, dass zum Beispiel die Namen von Flüssen oder Gebirgsketten auf verschiedenen Kartenbögen in verschiedenen Versionen verzeichnet waren, je nachdem, auf dem Gebiet welches Landes sich der jeweilige Teil befand. Die

[5] DERS., Międzynarodowy Kongres, S. 134.

[6] DERS., XIII Międzynarodowy Kongres, S. 229.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Umsetzung dieses Grundsatzes erwies sich in der Praxis schnell als Problem und die Frage war auch nicht ohne politische Bedeutung. Die Aufteilung auf verschiedene Bögen stimmte natürlich nicht mit den politischen Grenzen überein, und die territorialen Veränderungen nach dem Ersten Weltkrieg hatten die Namenskunde zusätzlich verkompliziert, weshalb die Millionenkarte im Hinblick auf das Prestige der neuen Staaten zu einer wichtigen Angelegenheit wurde. Die internationale Zusammenarbeit, die dem Projekt der Millionenkarte als Idee zugrunde lag, machte dem internationalen Wettstreit Platz. Wie weit dieser Wandel ging, zeigen die Reflexionen eines an der kartografischen Arbeit beteiligten Polens, Stanisław Lencewicz:

> „Geht es um die Bögen der internationalen Karte, so entfallen sechs davon auf unser Gebiet, allerdings auf solche Weise, dass keiner gänzlich innerhalb der Staatsgrenzen liegt. Das größte polnische Gebiet liegt auf dem Bogen mit Krakau; bei dem Bogen mit Warschau befindet sich fast die Hälfte des Gebietes außerhalb unserer Grenzen. Trotz allem sollten wir selbst uns jedoch vor allem diese beiden Bögen vornehmen, zumindest sind auch die Freie Stadt Danzig, Ostpreußen und Teile des Territoriums der Republik Litauen und der Tschechoslowakei darauf. Wir dürfen nicht warten, bis die Deutschen auf die politische Idee kommen, sich an unserer Stelle Warschau vorzunehmen – und die Tschechen Krakau."[7]

Die Befürchtung, dass zentrale Gebiete sich auf Bögen befinden könnten, die von anderen bearbeitet wurden, war nicht nur Projektion übermäßigen Stolzes. Solche „feindlichen Übergriffe" kamen vor, manchmal sogar mehrfach bei demselben Kartenausschnitt. Während des Krieges veröffentlichten die Britten eine provisorische Version des Teils, der Ostmitteleuropa umfasste. Der polnische Rezensent ließ kein gutes Haar daran:

> „Die angefertigten Bögen sind einfach fürchterlich! Vielleicht aus Nachlässigkeit, vielleicht aufgrund von Fehlen oder Unkenntnis des grundlegenden kartografischen Materials. Es genügt zu sagen, dass man zur Ausarbeitung der Gebiete des ehemaligen russischen Teilungsgebietes eine Karte im Maßstab 1 : 420.000 als Grundlage genutzt und dabei das großartige russische Kartenmaterial ignoriert hat, das seit mindestens zwanzig Jahren existiert. Der Verlauf der Eisenbahnlinien ist manchmal höchst abenteuerlich, zum Beispiel verläuft die Strecke in gerader Linie von Krakau nach Piotrków. Die Toponymie widerspricht nicht nur den oben erwähnten Prinzipien, sondern ist

[7] DERS., W sprawie udziału Polski w opracowaniu milionowej mapy ziemi, in: Przegląd Geograficzny III (1922), S. 81–91, hier S. 88.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> einfach ein fürchterlicher Mischmasch aus Russisch, Englisch und Französisch. Die meisten Namen kann noch nicht einmal ein Pole entziffern, geschweige denn ein Ausländer. Kunev soll zum Beispiel Okuniew heißen, Mejireyche – Międzyrzec und Shchebreshin – Szczebrzeszyn."[8]

Kurz darauf geschah das, was Lencewicz befürchtet hatte: Die Organisatoren bereiteten für den Kongress in Cambridge eine Ausstellung aller bereits existierender Bögen den Millionenkarte vor. Darunter waren auch Karten, die polnisches und tschechoslowakisches Territorium umfassten und von deutschen Kartografen unter Verwendung der deutschen Ortsnamen angefertigt worden waren. Romer legte zwar Protest ein, dieser wurde aber verworfen.

Der Kongress in Cambridge erwies sich generell für die polnische Delegation als nicht allzu ergiebig. Nach den schmerzlichen Misserfolgen hinsichtlich der Millionenkarte und der Organisation des zukünftigen Geografenkongresses in Warschau, wollte Romer die Anwesenheit polnischer Teilnehmer zumindest symbolisch ins Gedächtnis rufen, indem er den II. Kongress der slawischen Geografen ankündigte, der im Jahr 1927 in mehreren polnischen Städten stattfinden sollte. Aber die Organisatoren lehnten auch diese Bitte ab. In seinem Bericht im „Przegląd Geograficzny" spekulierte Lencewicz:

> „Wir haben den Eindruck gewonnen, dass die Leitung der Union sich prinzipiell nicht gerne mit Organisationen befasst, die nur manche Völker umfassen, wie in diesem Fall die slawischen."[9]

## Slawische Kongresse

Die Schaffung internationaler Organisationen, die mit der Union konkurrierten, rief übrigens nicht nur bei den Funktionsträgern, sondern sogar bei den Initiatoren selbst Bedenken hervor. Einige Jahre zuvor berichtete Lencewicz im „Przegląd Geograficzny" von der Gründung des Verbandes der karpatischen Geografen unter Leitung von Henryk Arctowski in Brüssel. Ihren Beitritt verkündeten Kollegen aus der Tschechoslowakei, Rumänien und dem Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen. Lencewicz freute sich zwar über den Erfolg der polnischen

[8] Ebd., S. 86.

[9] Ders., Międzynarodowy Kongres, S. 229.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Initiative, äußerte gleichzeitig jedoch Bedenken hinsichtlich der Nebenwirkungen der Gründung dieser neuen Organisation:

> „Bisher war der Kongress die einzige internationale Vereinigung, und die Schaffung kleinerer Organisationen mit internationalem Charakter könnte den Beginn des Zerfalls des Kongresses bedeuten, besonders in der heutigen politischen Situation."[10]

Trotz der Befürchtungen erlangte die Idee einer Zusammenarbeit zwischen den Geografen aus Mittel- und Südosteuropa große Popularität. Dies zeigte sich in Form von Konferenzen der slawischen Geografen und Ethnografen. Die erste fand im Juni 1924 unter der Schirmherrschaft von Jovan Cvijić in Prag statt. Einer der Organisatoren war der in der Prager Emigration lehrende Stepan Rudnyc'kyj. Bereits bei der Gelegenheit wurde klar, dass die Konferenzen nicht nur wissenschaftlichen Zwecken dienen würden. Versammelte man Hunderte von Geografen an einem Ort (am ersten Kongress nahmen 300 Personen, am zweiten 1927 in Warschau bereits über 500 teil), trug dies zweifellos zur Integration der Disziplin bei. Es erleichterte die Aufnahme von Kontakten, die vor dem Krieg meist über die deutsche Wissenschaft – bei Seminaren und Konferenzen und im Rahmen von deutschen Fachzeitschriften – entstanden waren. Einer der Teilnehmer des dritten Kongresses im Jahr 1930 beschrieb sehr klar die Ziele des Unterfangens:

> „Man muss zugeben, dass die Kongresse der slawischen Geografen bereits gewisse Früchte tragen. Zwar sind uns gesamtslawische wissenschaftliche Synthesen noch nicht gelungen, aber wir haben das wissenschaftliche Schaffen und die geografische Physiognomie dreier Länder kennengelernt; wechselseitige Nachricht über die Ergebnisse unserer Forschungsarbeiten erhalten wir nun anders als früher ohne Vermittlung der deutschen Wissenschaftspresse, wodurch die Zahl solcher Nachrichten zugenommen hat. Bevor es uns gelingt, gleichberechtigt mit den großen Staaten, Zugang zu dem Jahrmarkt der internationalen Kongresse zu erhalten, können wir in kleinerem Rahmen eine Position und internationale Beziehungen aufbauen."[11]

Unter den Teilnehmern, die wichtige und prestigeträchtige Funktionen bekleideten, gab es auch einen Kreis von Wissenschaftlern, von denen bereits häufiger die Rede war. Außer Romer zählten dazu Ludomir Sawicki und Stanisław Pawłowski, des Weiteren Jan Czekanowski, Niko

[10] DERS., XIII Międzynarodowy, S. 4.

[11] DERS., Trzeci zjazd słowiańskich geografów i etnografów, in: Przegląd Geograficzny X (1930), S. 115–121, hier S. 121.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Županić, Viktor Dvorský, Václav Švambera, Jerzy Smoleński, natürlich Cvijić und auch Jiří Daneš, Anastas Iširkov, Borivoje Milojević und viele andere, außerdem ukrainische und russische Emigranten. Die slawischen Kongresse brachen symbolisch mit der früheren Kongresspraxis. Die Organisatoren beschlossen, Vorträge auf Französisch zuzulassen, Deutsch war jedoch weiterhin ausgeschlossen. Außerdem stand es den Rednern frei, jede slawische Sprache zu gebrauchen. Offensichtlich teilten die Initiatoren der Kongresse die Ansicht mancher Sprachwissenschaftler des 19. Jahrhunderts, die annahmen, dass Slawen sich untereinander problemlos verständigen könnten. Eine wichtige Änderung – im Gegensatz zu den ersten Nachkriegskonferenzen in Westeuropa – betraf die Entscheidung, welchen Staaten die Teilnahme gestattet sein sollte. Trotz der noch nicht lange zurückliegenden Kriegsteilnahme auf Seiten Deutschlands nahm Bulgarien von Beginn an an den Kongressen teil.

Unabhängig von den slawophilen und antideutschen Akzenten boten die Kongresse den Gastgebern die Möglichkeit, sich ihrer Errungenschaften zu rühmen und politische Propaganda zu betreiben. Letzterem dienten am meisten die Ausflüge, die die Konferenzen der Geografen traditionell begleiteten. Während des ersten Treffens in Prag wurden die Teilnehmer unter anderem in die Slowakei eingeladen, wo Karel Domin sie von seiner Theorie der Einheit der Flora des tschechoslowakischen Staates zu überzeugen suchte.[12] Die Organisatoren des zweiten Kongresses wollten mit den Teilnehmern alle *Kresy*-Gebiete der Zweiten Polnischen Republik besuchen, was man aber wegen Transportproblemen und den hohen Kosten eines solchen Unterfangens letztlich auf Warschau, Krakau, die Tatra, Wilna, Lemberg und die Erdölgewinnungsanlagen bei Borislau (Borysław / Boryslav) beschränkte.[13]

Am weitesten wagten sich die Organisatoren des dritten Kongresses in Jugoslawien im Jahr 1930 in der politischen Landeskunde vor. Die Route der Ausflüge sollte den Teilnehmern bewusst machen, welch unersetzlichen Verlust die Abtrennung Rijekas für den Staat bedeutete. Besonders im Gedächtnis sollte ihnen die ganztägige Reise mit dem Zug aus den Vorstädten Rijekas nach Ljubljana bleiben, das nur knapp hundert Kilometer nördlich lag. Auf diese Weise lenkten die Organisatoren die Auf-

[12] BOGDAN ZABORSKI, Zjazd geografów i etnografów słowiańskich, in: Przegląd Geograficzny V (1925), S. 119–126.

[13] JERZY SMOLEŃSKI, Drugi zjazd słowiańskich geografów i etnografów w Polsce, in: Przegląd Geograficzny VII (1927), S. 100–105; P[AVLE] VUJEVIĆ, Prvy Kongres Slovenskih geografa i etnografa v Pragu, in: Glasnik Geografskog Društva 19 (1924), S. 88–91.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

merksamkeit der Geografen wirkungsvoll auf die Schwierigkeiten, die sich aus der veränderten Grenzlinie ergaben, denn die direkte Zugverbindung von Rijeka nach Ljubljana hätte über italienisches Gebiet geführt.[14]

Der vierte und letzte Kongress der slawischen Geografen und Ethnografen fand im Jahr 1935 in Bulgarien unter Schirmherrschaft von Iširkov statt. Wie bei den vorangegangenen Konferenzen ließen die Organisatoren auch in diesem Fall Vorträge in allen slawischen Sprachen zu. Gleichzeitig nahm jedoch die Zahl der Vorträge auf Französisch deutlich ab. Die Folgen waren fatal:

> „Ähnlich wie früher waren die Themen nicht präzise benannt, so dass die Sektionen oft einem Mosaik unterschiedlichster Probleme glichen und eine fachkundige Diskussion unmöglich war. Ein ernsthaftes Problem stellten die slawischen Sprachen dar, in denen die Mehrzahl der Vorträge gehalten wurde, weil die Vortragenden sich nicht immer dessen bewusst waren, dass das Publikum, vor dem sie sprachen, ihrer Muttersprache nicht mächtig war und nur mit Mühe den Inhalt des Vortrags verstand."[15]

Die slawischen Kongresse litten unter typischen Konferenzkrankheiten: Die Qualität der Vorträge war unterschiedlich, die Gastgeber nutzten gern die Gelegenheit, um die Sitzungen thematisch und zahlenmäßig zu dominieren, und die Staaten, die die Veranstaltungen finanziell unterstützten, gebrauchten sie zu mehr oder weniger subtiler Propaganda für ihre zivilisatorischen Errungenschaften und territorialen Forderungen. Die konkrete Arbeit wurde durch die idealistische Entscheidung, alle slawischen Sprachen gleichberechtigt zu behandeln, erschwert. In Sofia führte das soweit, dass eine inhaltliche Diskussion durch die Logik dieses konsequent umgesetzten Prinzips unmöglich wurde. Sicherlich wäre es vielen Teilnehmern leichter gefallen, sich in einer Sprache zu verständigen, die bei einem der historischen Vorbilder der Kongresse, dem Slawischen Kongress 1848 in Prag, benutzt worden war. Deutsch als Sprache der Sitzungen war jedoch von vornherein ausgeschlossen.

Eine weitere Krankheit, die die slawischen Geografen in ähnlichem Maß wie die internationalen Institutionen betraf, ergab sich aus dem Ausschluss der Deutschen, Österreicher und Ungarn. Durch diese Entscheidung sank der wissenschaftliche Niveau der Veranstaltungen. Es bedarf keiner überdurchschnittlichen Intelligenz, um festzustellen, dass die Kategorie „Slawisch" sich sprachlich, aber nicht aus geografischen

---

[14] LENCEWICZ, Trzeci zjazd, S. 115–121.

[15] JERZY KONDRACKI, Czwarty zjazd geografów i etnografów słowiańskich, in: Przegląd Geograficzny CV (1935), S. 139–150, hier S. 141.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Faktoren herleitet. Auch wurde die Übertragung auf die Geografie nicht ausreichend begründet. Teilnehmer aus Rumänien, Österreich, Ungarn oder Deutschland hätten ebenfalls genauso gut über die Probleme des Reliefaufbaus oder Techniken der Kartografie diskutieren und sich dabei auf genau denselben Raum beziehen können, den die slawischen Geografen als den ihrigen ansahen. Trotz dieser Faktoren, die die Teilnahme etwas trübten, spielten die Kongresse aber dennoch eine positive Rolle, trugen natürlich zu einem besseren gegenseitigen Kennenlernen bei und erleichterten den wissenschaftlichen Austausch. Jerzy Kondracki, der zwar den slawischen Turmbau zu Babel bei dem Kongress in Sofia kritisierte, räumte aber auch ein, dass das Treffen der Spezialisten außerhalb der offiziellen Sitzungen durchaus Sinn habe:

> „Darauf beruht die Bedeutung dieses Kongresses, wie übrigens auch aller vorangegangener, er erschöpft sich nicht in der ermüdenden Schwere der Vorträge, oft von Personen vorgetragen, die keine Arbeiten publiziert haben oder sogar von Studenten, sondern dient dem persönlichen Kontakt und der Anbahnung von Beziehungen zwischen Vertretern der slawischen Wissenschaft, und vor allem, um das Land kennenzulernen, das den Kongress ausrichtet, ermöglicht durch die Ausflüge, spezielle Publikationen, Ausstellungen, letztlich die Vorträge bei den Sitzungen."[16]

Es scheint den Standpunkt der wichtigsten Forscher der Region gut wiederzugeben, wenn man sich der Idee der slawischen Zusammenarbeit auf dem Feld der Geografie aus einem utilitaristischen Blickwinkel nähert. Darauf deutet unter anderem die Länge der Intervalle zwischen den Kongressen hin. Den ersten, zweiten und dritten trennten jeweils drei Jahre. Der vierte verzögerte sich bereits. Man hatte entschieden, die Regeln ausnahmsweise zu ändern, und der nächste Kongress sollte 1940 stattfinden. Nicht schwer zu erraten, dass das nicht geschah.

Grund für die Schwächung der slawischen Zusammenarbeit war der Erfolg, den die polnischen Geografen auf internationaler Ebene hatten. Beim Pariser Kongress der Geographischen Union unter Leitung von Emmanuel de Martonne stand niemand mehr der Ankündigung einer polnischen Kandidatur für die Organisation des nächsten Kongresses im Wege. Romers Auftritt wurde wohlwollend begrüßt und die Einladung nach Warschau durch Akklamation angenommen.[17] Angesichts dieser

[16] Ebd., S. 141.

[17] The Paris Congress of the International Geographical Union, in: The Geographical Journal, 78 (1931), 6, S. 544–550.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Aussicht verloren die Kongresse der slawischen Geografen viel von ihrem Reiz – zumindest für die polnischen Wissenschaftler.

## Neue Normalität

Der Geografie-Kongress in Warschau ging in die Geschichte der Disziplin als erster Kongress nach dem Ersten Weltkrieg ein, zu dem eine deutsche Delegation eingeladen worden war. Das bedeutet jedoch nicht, dass es vorher keine Versuche gegeben hätte, die unterbrochenen Verbindungen wieder aufzunehmen, die die Geografen aus Mittel- und Südosteuropa mit den Deutschen verbunden hatten. Pionier der Nachkriegsnormalisierung war vermutlich Cvijić. Der älteste und renommierteste unter den Penck-Schülern fühlte sich aufgrund seiner Funktionen verpflichtet, sich im Sinne der Internationalisierung der jugoslawischen Wissenschaft zu betätigen. Umso mehr, als ihn trotz der Kriegserlebnisse mit manchen deutschen Kollegen noch immer eine Freundschaft verband. Allen voran mit Penck – und das trotz der ungeschickten Weise, mit der sein ehemaliger Professor Kontakt mit ihm aufgenommen hatte. Penck fand es anscheinend nicht unpassend, sich vor dem serbischen Freund mit seinen Errungenschaften aus Kriegszeiten zu brüsten, während jener gezwungen gewesen war, die letzten Jahre im Exil zu verbringen und sein Haus von der österreichisch-ungarischen Artillerie zerstört worden war. Im Juli 1920 schrieb der Berliner Professor:

> „Der Krieg hat es gewollt, daß ich in den Jahren 1916–1918 mich wieder viel mit Macedonien beschäftigt habe, wie in den alten schönen Zeiten, da Du reich beladen mit Ergebnissen nach Wien zu kommen pflegtest. Hinter unseren Fronten ist viel wissenschaftlich gearbeitet worden: weite Flächen sind topographisch aufgenommen worden, [Franz] Kosmat hat wichtige geologische Entdeckungen gemacht, Wiener Geologen haben in Serbien und Albanien fleißig gearbeitet; unsere Meteorologen haben dort hingebend beobachtet. [...] Archäologen haben ausgegraben und in den alten Kirchen wichtige kunstgeschichtliche Bindeglieder zwischen der byzantinischen und romanischen Kunst aufgefunden. In Macedonien wurde ebenso wie in Polen und Rumänien eine Landeskundliche Kommission eingesetzt, der ich nicht fernstand.“[18]

Taktvoll ging Cvijić nicht auf die Aktivitäten der deutschen Landeskundlichen Kommissionen und der österreichisch-ungarischen Expeditionen

[18] ASANU, Sign. 13484–953–48, Brief vom 6.07.1920.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ein, die den Balkan während des Krieges vermessen hatten. Stattdessen nutzte er die Gelegenheit, um erneut den Austausch von Publikationen anzuregen, wobei er vor allem auf seine eigenen Schüler verwies. Eben solchen Charakter hatte zum Beispiel auch seine Vorkriegskorrespondenz mit dem Albanienspezialisten Ernst Nowack.[19] Im Jahr 1924 trafen sich Cvijić und Penck persönlich. Der deutsche Professor war von seinem bulgarischen Schüler Žeko Radev zu Vorträgen nach Sofia eingeladen worden und nutzte die Gelegenheit für einen kurzen Besuch in Belgrad.[20]

Mit der Zeit näherte sich die Korrespondenz zwischen den Geografen aus Mittel- und Südosteuropa und ihren deutschen Kollegen in Inhalt und Ton den zuvor zitierten Briefen von Romer und Teleki an Bowman an. Der Austausch von Publikationen und die Erneuerung der wissenschaftlichen Kontakte nahmen neben den Beschreibungen der schwierigen Nachkriegsrealität den größten Raum ein. Der ungarische Geologe Károly Roth schrieb zum Beispiel im Frühling 1930 an Nowack aus Debreczin, wo er den neu geschaffenen Lehrstuhl für Geografie übernommen hatte:

> „Die Verhältnisse an unseren Provinz-Universitäten sind ziemlich schwer. Ich habe ein neu aufgestelltes Institut, wo nichts vorhanden ist, alles erst hergestellt werden muss, aber womöglich alles ohne Geld. Ich habe keinen Assistenten, muss aber nicht nur Geologie und Paläontologie, sondern auch Mineralogie und Petrographie lesen. [...] Dazu kommen noch die praktischen Übungen aus allen diesen Gegenständen – ich habe je 50 Studenten bei mir [...]. Trotzdem bin ich froh und zufrieden mit meinem neuen Beruf, denn eins habe ich, was alles wert ist, die vollständige Selbständigkeit."[21]

Zu einer Zeit als Deutschland und dessen ehemalige Verbündete in den internationalen wissenschaftlichen Institutionen immer noch als Paria galten, dienten einige Herausgeberprojekte der Vermittlung. Einige Jahre vor dem Krieg hatten mehrere renommierte Spezialisten für die Geografie Mittel- und Südosteuropas gemeinsam an einem Band mitgewirkt, der der Erinnerung an Ratzel gewidmet war. Im Jahr 1924 erfreute ein ähnlich repräsentativer Kreis den Verlag mit einem Band anlässlich der 35-jährigen wissenschaftlichen Tätigkeit von Jovan Cvijić.[22] Martonne, Penck und Ro-

[19] AfG, Nachlass Ernst Nowack, Sign. 238/223, Brief vom 19.06.1925, sowie die darauf folgende Korrespondenz mit S. M. Milojević (Sign. 239/288). Im weiteren Verlauf der Korrespondenz ersetzte Milojević Cvijić.

[20] AfG, Nachlass Albrecht Penck, Sign. 871/3, Erinnerungen, Bl. 51.

[21] AfG, Nachlass Ernst Nowack, Sign. 239/518, Brief vom 18.04.1930.

[22] Zbornik radova posvećen Jovanu Cvijiću povodom tridesetpetogodišnjice naučnog rada od prijatelja i saradnika, Beograd 1924.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mer nutzten die Gelegenheit, um zu einem früheren Thema zurückzukehren – der Geomorphologie. Allerdings berührte diesmal keiner von ihnen die Fragen, die sie während des letzten Jahrzehnts beschäftigt hatten.

Die Normalisierung der Beziehungen bedeutete jedoch auch keine Idylle. Spielte sich doch die ganze Zeit in Rezensionen und Erwiderungen ein Guerillakrieg ab, der von Geografen und Vertretern verwandter Disziplinen in Polen, Deutschland und der Tschechoslowakei, aber auch in Ungarn geführt wurde. Bei deutschen und ungarischen Geografenkongressen war es ein Ritual, die revisionistischen Glaubensbekenntnisse zu wiederholen, und die in den beiden Ländern publizierten Karten ignorierten oft absichtlich die territorialen Veränderungen, die in Europa nach 1918 stattgefunden hatten. In der ersten Hälfte der 1920er Jahre wurden außerdem immer noch die wissenschaftlichen Errungenschaften des Ersten Weltkriegs verarbeitet, als die Geografen der Mittelmächte die besetzten Staaten Serbien, Montenegro, Polen und Rumänien erkundet hatten. Daraus erklärte sich bei den ersten Nachkriegskongressen die überraschend hohe Zahl der Vorträge, die sich mit Mazedonien, Montenegro oder Albanien befassten; daneben gab es emotionale Auftritte im Zusammenhang mit den verlorenen deutschen Ostgebieten.[23]

All dies beeinflusste die deutsche Reaktion auf die Einladung zur Teilnahme am internationalen Geografenkongress im Jahr 1934. Den entscheidenden Charakter bekam sie jedoch erst durch den politischen Umbruch nach der Machtergreifung Hitlers. Diesem ist sicher die demonstrative Präsentation der Disziplin und die völlige Unterordnung unter die Staatspolitik zuzuschreiben, die die deutschen Geografen, die sich auf die Fahrt nach Warschau vorbereiteten, zur Schau stellten. Der Chef der deutschen Delegation, der Münsteraner Geografieprofessor Ludwig Mecking, ermahnte die Kollegen:

> „Nochmals verweise ich darauf, dass ein geschlossenes Auftreten der reichsdeutschen Teilnehmer behördlich verlangt wird. Diese werden sich vorher in Berlin versammeln, in einem gemeinsamen Hotel wohnen und gemeinsam die Reise antreten, ebenso wie in Warschau für gemeinsame Unterkunft und Geschlossenheit gesorgt werden wird. Es wird eine offizielle Delegation gebildet, auch ihr Führer wird behördlich bestimmt.“[24]

[23] AfG, Deutsche Geographentage, Sign. 35–46 (Materialien des Kongresses in Leipzig 1921). Vgl. auch: „Der XX. Deutsche Geographentag in Leipzig“, in: Geographische Zeitschrift 27 (1921), 7/8, S. 164–177.

[24] AfG, Nachlass Hans Mortensen, Sign. 886–4/551, Ludwig Mecking an die Mitglieder des Verbandes d. H. d. G. [der Hochschullehrer der Geografie] vom 25.05.1934.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Vor Beginn der Reise nahmen die deutschen Geografen an zahlreichen Treffen mit Vertretern des Außenministeriums teil. Festgelegt wurde unter anderem, dass die Teilnahme an den Kongressausflügen, die ehemals deutsche Gebiete betrafen, vermieden werden sollte.[25] Die Redner erhielten detaillierte Instruktionen. Es war ihnen zum Beispiel streng verboten, die für den Vortrag vorgesehene Zeit zu überschreiten, um die unverzeihliche Situation zu vermeiden, dass die Organisatoren „einem deutschen Geografen das Wort abschneiden" würden.[26] Das Motto, das all die vorbereitenden Gespräche verband, war die Wachsamkeit. Man unterstellte, dass die polnischen Organisatoren (vor allem Romer) sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen würden, den Kongress gegen die Interessen des Reiches zu nutzen.

Die Vermutungen bestätigten sich überraschend schnell – bereits einige Monate vor Kongresseröffnung. Die deutschen Geografen bekamen ein polnisches Plakat in die Hände, das den Kongress ankündigte, und stellten mit Empörung fest, dass die darauf dargestellte schematische Karte Polens auch die Freie Stadt Danzig umfasste. Normalerweise hätte man die Angelegenheit vielleicht heruntergespielt – schließlich ging es um eine sehr schematische Darstellung des Landes und das Territorium Danzigs war nicht besonders groß – aber die deutsch-polnischen Beziehungen waren nicht normal. Die Sache endete daher nicht mit dem an Romer gerichteten Protest. Aus Deutschland, aber auch aus der Freien Stadt Danzig entlud sich ein wahres Gewitter an Briefen über den damaligen Präsidenten der Geographischen Union – Isaiah Bowman. Der Danziger Professor Nicolaus Creutzburg schrieb in einem Brief:

> „Das Organisationskomitee zur Vorbereitung des Warschauer Kongresses hat ein Plakat herstellen lassen und ins Ausland versandt, welches für den Besuch des Kongresses werben soll.
> Dieses Plakat ist in einem wesentlichen Punkte unrichtig und erscheint infolgedessen geeignet, in hohem Grade irreführend zu wirken.
> Es ist auf diesem Plakat eine Landkarte des polnischen Staates zur Darstellung gebracht worden. Dabei ist das Gebiet der [F]reien Stadt Danzig nicht nur mit derselben, hellgrauen Farbe dargestellt, wie das Gebiet der Republik Polen, sondern es fehlt auch jede Grenzlinie zwischen dem Territorium der Freien Stadt Danzig und dem Territorium Polens. Es erscheint also das Staatsgebiet der Freien Stadt Danzig als völlig in das polnische Staatsgebiet einbezogen. Im

[25] AfG, Nachlass Hans Mortensen, Sign. 886–4/587, Schreiben Meckings an die Mitglieder des Verbands d.H.d.G vom 12.06.1934.

[26] AfG, Nachlass Hans Mortensen, Sign. 886–4/628, Schreiben vom 22.06.1934.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> Gegensatz dazu ist das übrige Ausland einwandfrei durch eine dunklere Farbe kenntlich gemacht, auch sind hier alle politischen Grenzen eingezeichnet. Sie selbst, sehr geehrter Herr Professor Bowman, sind Mitglied jener Kommission gewesen, die im Jahre 1919 den Verlauf der deutsch-polnischen und Danzig-polnischen Grenze im Rahmen des Friedensvertrages von Versailles festgelegt hat. [...] Niemand als gerade Sie weiss es also besser, dass jenes erwähnte Plakat die politischen Grenzen Mitteleuropas in einem sehr wesentlichen Punkt unrichtig darstellt."[27]

Man nahm die Angelegenheit mit dem Plakat so ernst, dass man einige Zeit darüber nachdachte, ob die deutschen und Danziger Wissenschaftler überhaupt am Kongress teilnehmen sollten. Schließlich versprachen die polnischen Organisatoren, eine neue Version anzufertigen, auf der die Freie Stadt auf eindeutige Weise von Polen getrennt sein würde. Die deutsche Seite zweifelte zwar zu Recht daran, ob das korrigierte Plakat die ausländischen Teilnehmer noch rechtzeitig erreichen würde, aber letztendlich entschied man sich, die Fahrt nach Warschau nicht abzusagen.[28]

Der Kongress 1934 verlief ohne größere Spannungen. Hinsichtlich der Teilnehmerzahl und Verschiedenartigkeit der Teilnehmenden übertraf er die vorangegangenen eindeutig. In Warschau nahmen nicht nur die Deutschen und ihre ehemaligen Verbündeten teil, sondern auch eine Delegation aus der Sowjetunion und – überhaupt zum ersten Mal in der Geschichte der Geografie-Kongresse – aus der Türkei. Die Organisatoren legten wie immer viel Wert darauf, ihre wissenschaftlichen Errungenschaften zu propagieren. Es war eine zusätzliche Sektion organisiert worden, die sich ausschließlich Polen widmete, und die polnischen geografischen Gesellschaften überschütteten die Teilnehmer mit Publikationen, die oftmals Jahre darauf gewartet hatten, endlich gedruckt werden zu dürfen.

Den Kongress begleiteten Ausstellungen von Kartografie und Malerei und – wie immer – ein reichhaltiges Ausflugsprogramm. Es war kein Zufall, dass die meisten Ausflüge zu den äußeren Landesteilen führten: Polesien, Podolien, Memel- und Düna-Becken, Pommern und Schlesien. Sie waren gründlich vorbereitet worden. Die Teilnehmer erhielten spezielle Ausarbeitungen, die die wichtigsten verfügbaren statistischen und geografischen Daten zu den jeweiligen Strecken versammelten.[29] Der

---

[27] AfG, Nachlass Hans Mortensen, Sign. 886–5/659–662, Brief vom 16.07.1934.

[28] AfG, Nachlass Hans Mortensen, Sign. 886–698–95, Brief von Mecking an Mortensen vom 26.07.1934.

[29] Vgl. JERZY SMOLEŃSKI / WIKTOR ORMICKI, Excursion $B3_L$. La Silésie polonaise, Varsovie 1934.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Danziger Geograf Creutzburg – derselbe, der sich bei der Frage des Kongressposters so wachsam gezeigt hatte – ließ sich von der Organisatoren durch das stille Einverständnis besänftigen, einen der Ausflüge so zu verlängern, dass die Teilnehmer auch Danzig und Zoppot besuchen konnten.[30]

## WIEDERAUFBAU

Den Teilnehmern des Warschauer Kongresses mochte es selbstverständlich so scheinen, dass auch in ihrer Disziplin der Krieg endlich zu Ende ging. Es brach die Zeit des Wiederaufbaus an und es galt die Organisation neuer Forschungseinrichtungen, den Ausbau verschiedener Bereiche der Geografie und zahlreiche Alltagsprobleme sowohl wissenschaftlicher als auch organisatorischer Art zu lösen. Ein Zurück zu den studentischen Zeiten gab es nicht. Die neue politische Situation übertrug den Geografen nicht nur Verantwortung für die Situation der heimischen Wissenschaft, sondern auch für ihren Staat. Und dieser waren sie sich selbst auch bewusst.

Die Legitimierung des eigenen Staates stand während der gesamten Zwischenkriegszeit weiterhin im Zentrum der wissenschaftlichen Tätigkeit. Anfangs zeigte sie sich noch auf eine Art, die typisch für die Kriegspublizistik war. Milivoje Stanojević schrieb 1919 zum Beispiel über die natürlichen rassischen Grundlagen des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen und wiederholte die früher von Cvijić aufgestellten Thesen so, als ob die Biologie im Voraus über die staatliche Daseinsberechtigung entscheiden würde:

> „Unter den drei jugoslawischen [Rasse-]Typen – dynarisch, mazedonisch und panonisch – gibt es gewisse linguistische und ethnografische Unterschiede. Aber sieht man über diese unwichtigen Nuancen der Sprache und Gewohnheiten hinweg, unterscheiden sich die mentalen Eigenschaften quasi nicht, egal ob wir nach Mazedonien, Istrien oder Slawonien blicken. Bei all diesen jugoslawischen Gruppen überwiegt die Gemeinsamkeit des Charakters, der sich in der geistigen Subtilität zeigt, die es erlaubt, noch so feine Gefühlsnuancen und deren Ausdruck in künstlerischer Form festzuhalten. In der Tiefe der gemeinsamen jugoslawischen Seele ruht eine große Sanftheit. Diese Empfindsamkeit ist so intensiv, dass sie in Zeiten von Erregung zu Intoleranz werden und zu

[30] STANISŁAW LENCEWICZ, Międzynarodowy Kongres Geograficzny w Warszawie, in: Przegląd Geograficzny XIV (1934), S. 167–183.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> außen- oder innenpolitischen Konflikten führen kann. Der Jugoslawe zeichnet sich im Allgemeinen durch lebendige Fantasie, Enthusiasmus und nationalen Idealismus aus. Trotz unzähliger Kämpfe mit den Türken in früheren Zeiten und den Deutschen und Ungarn in jüngster Vergangenheit haben die Jugoslawen nie Ausrottung erfahren oder das Nationalgefühl verloren. Im Gegenteil, das gemeinsame Leid und der ehrenhafte Idealismus verbanden sie noch stärker und machten aus ihnen nicht nur eine Rasse, sondern auch einen Staat und ein Volk."[31]

Mit der Zeit verloren solche direkten Begründungen des „nationalen Besitzstandes" an Bedeutung. Die Unabhängigkeit der neuen Staaten wurde zu einer Tatsache, und die Aufmerksamkeit der Geografen richtete sich auf andere Dinge, die nicht mehr ganz so eindeutig mit dem Kampf um Territorium verbunden waren. Darunter war die Frage der geografischen Namenskunde. Aufmerksamkeit erregte das Problem durch Fehler in der internationalen Kartografie, sehr deutlich am Beispiel der Millionenkarte. Die Namen wurden von den ausländischen Geografen völlig frei verwendet, was nicht nur die Nutzung der Karten erschwerte, sondern auch einen schmerzlichen Stoß für den Nationalstolz bedeutete. Im deutsch-polnischen und deutsch-tschechoslowakischen Fall waren das normalerweise bewusste Eingriffe, Nebenprodukte der grundsätzlichen deutschen Ablehnung des Versailler Vertrags. Andernorts spielten auch gewöhnliche Nachlässigkeit und das Fehlen festgesetzter Normen eine Rolle. Anfang der 1930er Jahre klagte beispielsweise der kroatische Geograf Milan Šenoa über die absolute Freiheit, derer sich deutsche Autoren hinsichtlich der Toponymie Jugoslawiens bedienten. „Die richtige Schreibweise der Namen ist ein Zeichen dass man unsere Sprache respektiert, umso mehr da es unser Recht ist."[32]

Anfang der 1920er Jahre unternahm Rumänien einen sehr entschiedenen Versuch, die eigene Nomenklatura durchzusetzen. Die Königliche Geografische Gesellschaft wandte sich mit dem Vorschlag an die übrigen Gesellschaften in ganz Europa, dass für die Namen, die sich auf das Territorium des Landes bezogen, ausschließlich die rumänische Sprache gebraucht werden solle. Dieser Vorstoß aus Bukarest erlitt nicht nur in der Auseinandersetzung mit den feindlichen Nachbarn eine schwere Niederlage, sondern auch in der sprachlichen Praxis. Die Herausgeber des „Prze-

[31] MILIVOY S. STANOYEVICH, The Ethnography of the Yugo-Slavs, in: Geographical Review 7 (1919), 2, S. 91–97, Zit. S. 97.

[32] MILAN ŠENOA, Die geographische Nomenklatur Jugoslaviens in den deutschen Lehrbüchern, in: Hrvatski geografski glasni 3 (1931), 1, S. 227–232, Zit. S. 232.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gląd Geograficzny“ erklärten Namensänderungen für unsinnig, die ihren Ursprung im Polnischen hätten.

> „Wenn eine Sprache jedoch, wie zum Beispiel die polnische, bereits seit Jahrhunderten den Namen Wiedeń kennt, warum sollen wir dann als Neuschöpfung Wien einführen? Wiedeń geht auf das ehemalige Windobona zurück, wovon nur in der polnischen Sprache noch etwas erhalten ist. Die – sogar in unserer Folklore verwurzelte – Dunaj [Donau] wird sich nicht mehr in Dunarea ändern, Wołoszczyzna [Walachei] in Valahia usw. Wäre es denn denkbar, dass ein Franzose in seiner eigenen Sprache Deutschland schreibt und ein Deutscher France? Cernăuţi [Czernowitz] bleibt der offizielle Name, aber wir wollen uns hier nicht darüber auslassen, ob es nicht eigentlich vielmehr Czerniowce sein müsste. Die zeitgenössische Toponymie muss die Tatsache akzeptieren, dass es offizielle Namen gibt, aber auch doppelte, dreifache.“[33]

Mit wesentlich größerem Verständnis begegneten die polnischen Geografen einer anderen Forderung der Königlichen Geografischen Gesellschaft, und zwar, Rumänien nicht mehr als Balkanstaat zu bezeichnen. Die Begründung der rumänischen Kollegen griff auf ein reiches Repertoire an geologischen, geografischen, anthropologischen, psychologischen und kulturellen Argumenten zurück. Rumänien solle sich vom Balkan durch die Verbindung mit den Karpaten, eine andere Oberflächenstruktur, Flusssystem, Klima und Rasse der Einwohner (arisch, im Unterschied zu den überwiegend asiatischen Rassen auf dem Balkan) unterscheiden. Letztendlich stelle die dortige Bevölkerung jedoch – ähnlich wie in der Aussage Stanojević' – einen von den Nachbarn verschiedenen (und wesentlich wertvolleren) Typus dar:

> „Aus psychologischer und gesellschaftlicher Sicht [...] unterscheiden sich der Charakter der rumänischen Rasse, ihre psychologischen Anlagen und die Mentalität völlig von den Eigenschaften der Balkanvölker. [...] Geisteskultur und Zivilisation sind in Românі höher als auf dem Balkan; in der Hinsicht sind wir den Völkern des Westens näher. [...] Unsere Gesetzgebung ist westlich, das Brauchtum unserer Gesellschaft ist westlich; wir unterscheiden uns daher in den Gewohnheiten, Bräuchen und Handlungen von den Balkanvölkern. [...] Der rumänische Staat ist unabhängig, er hat eine eigene Vitalität und ist ein Faktor von Ordnung und Frieden, Fortschritt und Freiheit in der zivilisierten Welt.“[34]

Der heftige Kampf um internationale Anerkennung und Prestige beschäftigte die Geografen aus Mittel- und Südosteuropa noch lange nach

[33] Rumunia krajem Europy Środkowej, in: Przegląd Geograficzny III (1922), S. 126–128.
[34] Ebd., S. 127.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ende des Ersten Weltkriegs. Die Erklärung der Königlichen Geografischen Gesellschaft ist ein Beispiel für den ziemlich verzweifelten Versuch, auf dem Eigenen zu bestehen. Als wesentlich effektiver, und dabei deutlich eleganter, erwiesen sich die internationalen Kongresse sowie der Kongress der slawischen Geografen, insbesondere aber der Kongress der Geographischen Union im Jahr 1934.

Gleichzeitig entwickelte sich die Art der wissenschaftlich-politischen Tätigkeit weiter. Direkt nach dem Krieg, besonders während der Pariser Friedenskonferenz, begründeten die Geografen Dasein und Gestalt ihrer Vaterländer. Später, als bereits das eine wie das andere mehr oder weniger etabliert erschien, gingen sie zu detaillierteren – wie der Namenskunde – und symbolischen Problemen über, zum Beispiel dem Versuch, sich von allen Assoziationen mit dem barbarischen Osten oder dem wilden Balkan zu befreien. Gleichzeitig richteten sich die Anstrengungen der Geografen nach innen, auf das eigene Umfeld und die eigene Gesellschaft. Auch auf diesem Feld nahm die Toponymie einen wichtigen Platz ein. Die Vereinheitlichung der Prinzipien geschriebener Namen in der eigenen Sprache, und auch mögliche Änderungen, wurden mit dem Anheben des Zivilisierungsgrads eines Landes in Verbindung gebracht. Auf diese Art stellte Stjepan Ratković, ein Geograf, der sich ansonsten hauptsächlich mit Rassentheorie beschäftigte, sein Projekt der serbokroatischen Schreibung geografischer Namen vor.[35] Im Falle von Polen und Rumänien, die Gebiete übernahmen, die vorher zu anderen Staaten gehört hatten, verlangte die Namenskunde der Ortsnamen in ähnlichem Grad Vereinheitlichung wie die geografische Nomenklatur. Ludomir Sawicki klagte Anfang der 1920er Jahre:

> „Nicht nur hat man aus den romanischen, germanischen und slawischen Sprachen eine bedeutende Anzahl von Fremdwörtern eingeführt, die ihre fremde Form behielten oder oft auf eine Art angepasst wurden, die nicht mit dem Geist unserer Sprache übereinstimmt; aber es entstanden auch eine Menge sprachlicher Neuschöpfungen, manchmal gelungen, überwiegend jedoch unglücklich, mit Hilfe derer oft völlig verschiedene Begriffe beschrieben wurden; was dadurch leichter fällt, dass in unserer reichen geografischen Literatur sich neue Ausdrücke leichter schaffen als verbreiten lassen.“[36]

---

[35] STJEPAN RATKOVIĆ, Kako da pišemo geografijska imena?, in: Hrvatski geografski glasnik I (1929), 1, S. 34–38.

[36] LUDOMIR SAWICKI, Polskie słownictwo geograficzne, I: Terminologia regjonalna ziem polskich, uchwalona i polecona przez zjazd geograficzny, zorganizowany staraniem Towarzystwa Nauczania Szkół Wyższych w Krakowie 1922, Kraków 1922, S. 3 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Pawłowski und Sawicki forderten zum Beispiel, dass man die Namen nicht mehr verwenden solle, die Erbe der Teilungen seien. Stattdessen empfahlen sie allgemeine Beschreibungen wie „Ostpolen" oder „Südostpolen". Die Idee war zwar nicht neu (Romer donnerte bereits 1911, dass das „Volk [...] sein geistiges Gut [entehrt und ruiniert], wenn es heute die Unterteilung der Teilungen als Grundlage seiner nationalen Aufteilung annimmt")[37], aber im wiedergeborenen Staat war es dann kein mehr nur moralisches Postulat. Jetzt konnten sich Entscheidungen, die von Geografen getroffen wurden, leicht in das Gewand amtlicher Entscheidungen und staatlicher Politik kleiden. Romer führte während der gesamten Zwischenkriegszeit publizistische Kämpfe gegen die Verwendung des Namens Ukraine und dessen Ableitungen durch ukrainische Organisationen im polnischen Staat. Seine Forderung, dass man von Ruthenien und Ruthenen sprechen solle, stimmte mit den Überzeugungen der offiziellen Stellen überein.[38]

Eine logische Ergänzung der Bemühungen um internationale Anerkennung und innere Konsolidierung war das wachsende Interesse der Geografen an schulischer und außerschulischer Bildung. Die Wissenschaftler aus Mittel- und Südosteuropa folgten in dieser Hinsicht ihren deutschen Kollegen. Geografische Zeitschriften für Lehrer, wie beispielsweise die österreichische „Kartographische und Schulgeographische Zeitschrift", ließen sich ohne größeren Widerstand in die Propaganda der Gebietsrevision einbinden. In den Programmen der deutschen und österreichischen Schulen fanden sich gleichzeitig Elemente von Geopolitik. Die Schüler lernten Theorien über gute und schlechte Grenzen kennen und wurden dazu ermuntert, sie auf die Nachkriegssituation in ihrem Land anzuwenden.

Obwohl in Deutschland linke und liberale Lehrerorganisationen in den 1920er Jahren den Inhalt dieser Aufgaben kritisierten, rafften selbst sie sich schließlich nicht zu entschiedenem Protest auf. Gewissermaßen erhielt sich auf diese Weise das Gleichgewicht, das durch die Schulgeografen während des Ersten Weltkriegs erreicht worden war. Damals waren sie gezwungen, mit den Schülern die Schlachtfelder und Bewegungen der Armeen zu studieren, im Gegenzug erhielten sie jedoch zusätzliche Unterrichtsstunden und daraufhin höhere Gehälter. Nach dem Krieg nahm die

[37] EUGENIUSZ ROMER, Nazywajmy Polskę po imieniu (1911), in: DERS., Ziemia i państwo. Kilka zagadnień geopolitycznych, Lwów 1939, S. 207.

[38] DERS., W obronie polskich nazw geograficznych (1929) sowie „Ruś" und „Ukraina" (1939), in: Ebd., S. 219–232 und 235–253.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Geopolitik den Platz der Kriegsgeografie ein, die Zahl der Geografiestunden blieb auf demselben, angehobenen Niveau.[39]

Östlich von Deutschland beobachtete man wachsam die dortigen Methoden und schätzte zunehmend häufiger das Mobilisierungspotential des geografischen Revisionismus. Stanisław Pawłowski stellte Deutschland geradezu als Vorbild für polnische Schulen dar:

> „Wer sich überzeugen möchte, wozu die zielgerichtete Haltung im Geografieunterricht führt, sollte die Agitation der Deutschen gegen unsere Grenzen genau verfolgen. Ging diese Agitation doch von der Geografie aus und schaffte es, durch die Schule fast die gesamte deutsche Gesellschaft gegen Polen und den Versailler Vertrag aufzubringen. Man darf den Faktor der Förderung einer zielgerichteten Haltung bei der staatlichen Erziehung nicht unterschätzen."[40]

Praktische Kalkulation spielte bei den Bemerkungen eine ebenso wichtige Rolle wie die Politik. Nicht nur Pawłowski bedauerte, dass das Interesse der Öffentlichkeit an der Geografie nach Ende des Ersten Weltkriegs zurückgegangen war. Eine enge Verbindung mit dem Staat sah er als Chance, um verlorenes Terrain zurückzugewinnen. Und die Chancen standen gut, weil die herrschende Gruppe nach dem Staatsstreich im Mai 1926 das Wort „Staat" sehr konsequent durchdeklinierte. Die auf den Staat fokussierte Geografie hatte die Möglichkeit, ihre Position deutlich zu verbessern, indem sie zu dem wurde, was Romer eine „Schule des Bürgers" nannte.[41] Der Preis war – genau wie in Deutschland – die Rückkehr zur Kriegsrhetorik früherer Zeiten. Im Jahr 1939 schrieb Pawłowski im „Czasopismo Geograficzne":

> „Gerade in Zeiten, wenn Gesellschaften zu den Waffen greifen, [...] in solchen Momenten, wenn der menschliche Faktor eine besondere Aktivität, aber gleichzeitig auch Wandelbarkeit zeigt – in solchen Momenten müssen unveränderliche Faktoren zu Wort kommen. [...] Mit Hilfe der Geografie entscheiden sich, mit Hilfe der Geografie propagieren sich bestimmte Ziele und Ideen, mit Hilfe der Geografie schließlich baut man, schafft man und gewinnt man."[42]

---

[39] BROGIATO, „Wissen ist Macht [...]", S. 461–475.

[40] STANISŁAW PAWŁOWSKI, Geografia jako nauka i przedmiot nauczania, Lwów 1938, S. 143.

[41] GRZEGORZ STRAUCHOLD, Kraj znany a państwo jeszcze nie. Rozważania o geografii wolnej Polski na łamach periodyków geograficznych II RP, in: Studia Geohistorica, 2013, 1, S. 48–56.

[42] STANISŁAW PAWŁOWSKI, Rola geografii w życiu narodów, Warszawa 1939 (Sonderdruck aus Czasopismo Geograficzne, 1939, 1, S. 2.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Zu einer weiteren charakteristischen Eigenschaft der Zwischenkriegsgeografie – nicht nur in Polen, sondern auch in den anderen Staaten der Region – wurde die besondere Interdisziplinarität. Diese zeigte sich zum Beispiel daran, welchen Aufstieg das Konzept der Landschaft – verstanden als konkreter Ausdruck wechselseitigen Einflusses zwischen Erdoberfläche und den sie bewohnenden Menschen – in der Zwischenkriegszeit erfuhr.[43]

Interdisziplinarität fand sich auch in den Werken der wichtigsten Vertreter der Disziplin, immer häufiger mit einer Orientierung in Richtung Rassenanthropologie, Demografie und Soziologie.[44] An den Schnittstellen dieser Bereiche entstanden in der Zwischenkriegszeit neue wissenschaftliche Schulen, wie die rumänische Schule der Geopolitik, deren renommiertester Vertreter Anton Golopenţia war.[45]

Aber auch dort, wo sich ähnliche Milieus nicht verbanden, kursierten doch dieselben Ideen. Zweifellos fand man sie in den Arbeiten der polnischen Geografen aus den 1930er Jahren, die der „Biosoziologie" der Republik gewidmet waren.[46] Aber auch bei ihrem praktischen Interesse an der zahlenmäßigen Schwächung der nationalen Minderheiten.

Letztere lag auch Simion Mehedinţi am Herzen, der eine populäre Arbeit über die Notwendigkeit der Säuberung Rumäniens von fremden rassischen Elementen – Juden und Roma – veröffentlichte[47], und auch Stanisław Pawłowski, der bemerkte, dass „Polen [...] das einzige Land auf Erden [ist], in dem die Notwendigkeit der Emigration der Juden offensichtlich" sei.[48]

Die Soziologie, aber vor allem die Rassenanthropologie machten auch direkt auf sich aufmerksam, in geografischen Fachzeitschriften nahmen sie gewissermaßen den Platz ein, der vorher den ethnografischen Studien

[43] Vgl. z. B. die Vorträge beim Geografenkongress in Amsterdam im Jahr 1938, u. a. STANISŁAW PAWŁOWSKI, Inwieweit kann in der Anthropogeographie von einer Landschaft die Rede sein, in: Comptes rendus du Congrès International de Géographie, Amsterdam 1938, Bd. II: Travaux de la Section IIIa Géographie humaine, Leiden 1938, S. 181–183.

[44] LABBÉ, „Reproduction" as a New Demographic Issue, S. 36–57.

[45] COTOI, Reactionary Modernism, S. 125–153.

[46] EUGENIUSZ ROMER, Z biosocjologii Rzeczypospolitej Polskiej, Lwów 1937.

[47] COSMINA PAUL, Uncovering Romania by Geography. A Study on How Geography in Romania Cultivated Lands and Romanians, in: Central European Journal of International and Security Studies, 2013, 2, S. 6–20.

[48] STANISŁAW PAWŁOWSKI, O emigracji Żydów z Polski i o ich kolonizacji, Warszawa 1937, S. 58.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gehört hatte.[49] All diese Entlehnungen und Fusionen wissenschaftlicher Konzepte ergaben eine Weltanschauung, in der die Idee von der Einheit von Staat, Volk und Boden dominierte.

Der „Neue Mensch", entstanden aus dieser mystischen Verbindung, gab Hoffnung für die Zukunft, die die Ambitionen der Vertreter der nationalen Wissenschaft beruhigte: „Die Gesellschaft muss in sich den heißen Willen zur Eroberung neuer Gebiete erwecken, auf dem Weg, den uns die Umstände auferlegen", so Stanisław Pawłowski in einem Büchlein aus dem Frühling 1939. „Die kolonialen Bestrebungen sollten sich durch eine lebendige Dynamik und starke Kraft auszeichnen, die von einer organisierten und willensstarken Gesellschaft ausgehen."[50] Bis zur Erweckung des „Geistes der Expansion", dem der Geograf diese Bemerkungen widmete, sollten nur noch einige Monate vergehen.

## Abschiede

Die Zwischenkriegszeit war für die Schüler Albrecht Pencks der Höhepunkt ihrer Karriere. Manche, wie Cvijić und Romer, wurden akademische Stars, bekannte und geschätzte Persönlichkeiten der internationalen Wissenschaftswelt – und waren in ihren Heimatländern auch bedeutend breiteren Kreisen bekannt. Es gab jedoch auch Ausnahmen. Die überraschendste stellte wohl Erwin Hanslik dar. Früher hatte er die deutsche zivilisatorische Überlegenheit besungen und war ein Verteidiger der Einheit der österreichisch-ungarischen Monarchie gewesen; ihren Zerfall verkraftete er nur sehr schlecht. Das Institut für Kulturforschung – eine Institution, die er während des Krieges geleitet und wo er seine zunehmend exzentrischeren Traktate über den Geist Österreichs veröffentlicht hatte (die sich aber, nebenbei bemerkt, einer gewissen Popularität in den avantgardistischen Wiener Kreisen erfreuten)[51] – verlor seine Finanzierung. Hanslik hielt weiterhin Vorlesungen an der Universität Wien, jedoch nur als Privatdozent und ohne Aussicht auf einen Lehrstuhl. All das verschärfte seine psychischen Probleme. In den 1920er Jahren

[49] Das sieht man besonders deutlich an relativ jungen Zeitschriften wie „Hrvatski geografski glasnik", in denen anthropologische Studien von Stjepan Ratković, Albert Bazaly und anderen erschienen.

[50] Stanisław Pawłowski, O ducha ekspansji, Poznań 1939, S. 6.

[51] Kimberly A. Smith, Schiele, Hanslik, and the Allure of the Natural Nation, in: Austrian History Yearbook 33 (2002), S. 163–205.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

unterzog er sich einer Therapie bei dem späteren Nobelpreisträger, dem Psychiater Julius Wagner-Jauregg. Nicht bekannt ist jedoch, welche Therapie ihm der prominente Bändiger von Kriegs-„Simulanten" und einer der Pioniere der Elektroschocks verordnete.[52] Auf jeden Fall brachte sie keine Besserung. In der zweiten Hälfte der 1930er Jahre lebte Hanslik in einer Einrichtung für Geisteskranke in Steinhof.[53]

Pencks Lieblingsschüler Jovan Cvijić starb Anfang 1927 an Herzversagen. Vor seinem Ableben war es ihm aber noch gelungen, die ihm gebührenden Ehrungen im In- und Ausland zu sammeln; und auch zu den Themen zurückzukehren, mit denen er seine Abenteuer in der Wissenschaft im Wiener Seminar von Penck einst begonnen hatte. Kurz vor seinem Tod gab er noch ein umfassendes Werk heraus, das sich der Geomorphologie widmete, eine Zusammenfassung seiner Errungenschaften auf diesem Gebiet. Beide Aspekte – breite Anerkennung und Rückkehr zu den Lieblingsthemen – ließen den polnischen Autor des Nachrufs einen für diese literarische Gattung außergewöhnlich optimistischen Ton anschlagen: „Er hat fürwahr ein würdiges Leben gelebt", bemerkte dieser und fügte hinzu, „es war ihm gegeben, sein Leben auf eine für einen Wissenschaftler glückliche Art zu beenden."[54]

Das Schicksal meinte es mit einem Schüler von Cvijić und Penck, Jiří Daneš, hingegen außergewöhnlich schlecht. Fast genau ein Jahr vor seinem Tod bat Cvijić Bowman um Hilfe, um eine Zuschussfinanzierung der *Rockefeller Foundation* für Daneš' geomorphologische Forschungen in den Vereinigten Staaten zu bekommen. Wie er in seinem Brief betonte, setzte er sich aus voller Überzeugung und mit Vergnügen für den Tschechen ein, „weil ich sicher bin, dass viel Gutes daraus entstehen wird".[55] Das tat es allerdings nicht. Daneš erreichte Amerika im Herbst 1927 und unternahm zahlreiche Reisen, bevor er im Frühjahr des folgenden Jahres in der Nähe von Los Angeles von einem Auto erfasst wurde und verstarb.[56] Einige Monate später starb ein anderer Kollege von Cvijić, mit

[52] MACIEJ GÓRNY, ‚Neurotycy ze znakiem zapytania'. Choroby psychiczne w armii austro-węgierskiej, in: Doświadczenia żołnierskie Wielkiej Wojny. Studia i szkice z dziejów frontu wschodniego I wojny światowej, hg. v. MICHAŁ BACZKOWSKI / KAMIL RUSZAŁA , Kraków 2016, S. 249–266.

[53] MARTIN PELC, Erwin Hanslik a jeho hledání rakouské identity, in: Neviditelná loajalita? Rakoušané, Němci, Češi v české kultuře 19. století, hg v. VÁCLAV PETRBOK / TAŤANA MACHALÍKOVÁ, Praha 2016, S. 32–42.

[54] Jovan Cvijić, in: Przegląd Geograficzny VI (1926), S. 143.

[55] AGS, Sign. dig. AGSNY_B183_F028_028.01–02, Brief vom 5.12.1925.

[56] Professor Jiří Daneš, in: The Geographical Journal 72 (1928), 1, S. 95 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dem er früher in den Bergen gewandert war, ein Zögling von Eugen Oberhummer und Penck: Ludomir Sawicki. Schuld war eine Malariaerkrankung, die er sich einige Monate zuvor während einer Expedition auf dem Balkan und in die Türkei zugezogen hatte.[57] Im Jahr 1935 starb George Vâlsan an Tuberkulose; einige Monate zuvor Žeko Radev.[58] Im Jahr 1934 zog sich Anastas Iširkov aus gesundheitlichen Gründen von der Arbeit zurück. Er starb drei Jahre später.

Tragisch endete die wissenschaftliche Karriere von Stepan Rudnyc'kyj. Im Jahr 1926 lehnte er die mehr oder weniger konkreten Angebote der Universitäten in Prag, Wien und Berlin ab, einen Lehrstuhl für die Geografie Osteuropas zu übernehmen und entschied sich für die Rückkehr in die Sowjetunion. Er war damit keine Ausnahme, zu der Zeit kehrte eine größere Gruppe ukrainischer Nationalisten in die Ukraine zurück, ermuntert durch die damalige liberale Nationalitätenpolitik der Sowjetunion. Im Fall von Rudnyc'kyj war die ideologische Wende dennoch wirklich radi-kal. Noch Anfang der 1920er Jahre hatte er offen Rassismus gepredigt und den „sozialistischen Idealismus" kritisiert.[59] Des Weiteren bedeutete sein Entschluss, dass er die Kontakte zu dem Kreis der ukrainischen Emigranten abbrechen musste, in dem er bisher eine sehr wichtige Rolle gespielt hatte. Außerdem lief das Ganze auch auf wenig elegante Weise ab. Dmytro Dorošenko, ein Kollege von der Freien Ukrainischen Universität in Prag, berichtete, dass Rudnyc'kyj mit der Nachricht seiner Abreise bis zum 2. Oktober wartete, so dass er noch ein weiteres Gehalt erhielt, das immer im Voraus am ersten Tag des Monats ausgezahlt wurde.[60]

Nach der Rückkehr in die Sowjetunion stürzte sich Rudnyc'kyj in einen Strudel organisatorischer Arbeit. Er gründete ein geografisch-kartografisches Institut in der Hauptstadt der Sowjetukraine, Charkiv, arbeitete Studienpläne aus, schrieb Lehrbücher, fertigte Karten an und bemühte sich, weitere Emigranten für die Zusammenarbeit zu gewinnen. Hryhoryj Velyčko, Autor einer der ersten ethnografischen Karten mit ukrainischen

---

[57] STANISŁAW LESZCZYCKI, Ludomir Ślepowron Sawicki, in: Geographers. Biobibliographical Studies, Bd. 9, hg. v. T. W. FREEMAN, London 1985, S. 113–117.

[58] KONSTANTIN KOSTOV u. a., A Hundred Year Anniversary of an Important Karst Geomorphology Book, in: 150th Anniversary of Jovan Cvijić's Birth. Proceedings of the International Conference held at the Serbian Academy of Sciences and Arts, October 12–14, 2015, hg. v. VIDOJKO JOVIĆ / ANA M. PETROVIĆ, Belgrade 2016, S. 91–97.

[59] CHRISTOPHER GILLEY, The ‚Change of Signposts' in the Ukrainian Emigration. A Contribution to the History of Sovietophilism in the 1920s, Stuttgart 2009, S. 353.

[60] Ebd., S. 354.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Beschriftungen, folgte seinem Beispiel.[61] Anfang der 1930er Jahre begann der Spielraum kleiner zu werden. Zuerst wurde die Finanzierung gekürzt, bisher waren die Veröffentlichungen ukrainischer Geografen recht großzügig bezuschusst worden. Als nächstes verschwanden ihre bereits druckfertigen Werke aus den Verlagen. Und schließlich verschwanden auch sie selbst. Velyčko wurde wegen nationalistischer Abweichung angeklagt und 1932 in Charkiv erschossen. Rudnyc'kyj warf man Spionage vor und brachte ihn 1933 in ein Lager am Weißen Meer. Penck und andere deutsche Geografen setzten sich für ihn ein, aber ohne Erfolg. Nach vier Jahren Zwangsarbeit wurde er erschossen.[62]

Nur wenig später traf Stanisław Pawłowski ein ähnliches Schicksal. Zur Zeit des deutschen Überfalls auf Polen hielt er sich in Lemberg auf. Romer erinnerte in einem ausdrucksstarken Nachruf daran: „[...] in ganz Polen tobte schon der Bombensturm, aber noch fühle ich Ihn, sehe, scheint mir, höre Ihn sogar in Lemberg [...], er musste sofort nach Posen zurück – das Hab und Gut der Universität zu retten."[63] In Posen wurde Pawłowski verhaftet und im Fort VII der Posener Festung inhaftiert. Im Januar 1940 wurde er – laut Gefängnisunterlagen – „bei einem Fluchtversuch" erschossen.[64]

Nur ein paar Monate später wurde die Einrichtung, in der sich der geisteskranke Erwin Hanslik immer noch aufhielt, Teil der NS-Euthanasieaktion T4. Der Geograf wurde zusammen mit den übrigen Bewohnern ermordet.

Der Zweite Weltkrieg beendete auch die Karrieren mehrerer anderer Protagonisten endgültig. Anfang 1940 wurde Jerzy Smoleński im KZ Sachsenhausen umgebracht, er war einige Monate zuvor zusammen mit einer Gruppe von Professoren der Jagiellonen-Universität in Krakau verhaftet worden.[65] Im Jahr 1941 – als die deutsche Wehrmacht unter Missachtung des ungarischen Territoriums Jugoslawien angriff – verübte

---

[61] IVAN ROVENČAK, Faktory ta džerela vydannja H. Velyčkom ‚Narodopysnoji karty ukrajins'ko-rus'koho narodu' v 1896 r., in: Kartohrafija ta istorija Ukrajiny. Zbirnyk naukovych prac', hg. v. JAROSLAV DAŠKEVYČ et al., L'viv 2000, S 109–118.

[62] Vgl. STEBELSKY, Putting Ukraine on the Map, S. 602, ŠTOJKO, Stepan Rudnyćkyj, S. 12–15; HAUSMANN, Das Territorium der Ukraine, S. 154 f.

[63] Zit. nach: ANDRZEJ KOSTRZEWSKI, Stanisław Pawłowski (1882–1940), Poznań 2016, S. 122.

[64] Ebd., S. 120.

[65] STANISŁAW LESZCZYCKI, Jerzy Smoleński, in: Przegląd Geograficzny XIX (1939–1945), S. 79–99.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Pál Teleki, damals Premierminister des Landes, Suizid.[66] Nach der deutschen Invasion in Jugoslawien kam Jovan Erdeljanović als „Geisel" in ein Lager. Nach der Freilassung wurde er nie wieder richtig gesund und starb 1944. Ungefähr zeitgleich verstarb auch einer seiner ehemaligen Professoren an der Universität in Prag: Lubor Niederle; und auch Ludovic Mrazec und Grigore Antipa. In einer seiner letzten wissenschaftlichen Publikationen schaffte es Antipa noch, seiner Freude Ausdruck zu verleihen, dass sich dank des weiteren Krieges der Traum der rumänischen Geografen erfüllte – die Grenze am Dnister. Mitte Juli 1941 schrieb er:

> „Es sind kaum drei Wochen vergangen [...] und die politische Situation an der Donaumündung hat sich entscheidend geändert. Dank dem Genius des Führers des Deutschen Reiches und dem Mut der verbündeten deutschen und rumänischen Armee wurden die Russen aus Bessarabien vertrieben, das sie seit einem Jahr mit dem Recht des Stärkeren besetzt hatten."[67]

Gegen Ende des Krieges endete im Jahr 1945 das lange und intensive Leben Albrecht Pencks. Die Geschichte Ostmittel- und Südosteuropas drehte sich mit solcher Gewalt, dass es nicht vielen seiner früheren Schüler gelang, ihn zu überdauern. Viktor Dvorský lebte bis Anfang der 1960er Jahre und erfreute sich beruflicher Anerkennung. Seitdem er 1929 an partieller Körperlähmung erkrankte, war er jedoch beruflich nicht mehr sonderlich aktiv gewesen. Niko Županić setzte im Nachkriegsjugoslawien seine Karriere als Anthropologe und Ethnograf auch bis Anfang der 1960er Jahre fort. Etwas länger lebte der Meteorologe und Geomorphologe Pavle Vujević, langjähriger Mitarbeiter von Cvijić an der Belgrader Universität.

Den vielleicht ungewöhnlichsten Lebenslauf aber hatte Eugeniusz Romer. Zur Zeit des Warschauer Geografischen Kongresses im Jahr 1934 stand er an einem biografischen Scheideweg. Seine wissenschaftliche Karriere entwickelte sich zugegebenermaßen hervorragend, aber in seinem Privatleben kam es zu ernsthaften Erschütterungen. Wie er in den gegen Ende seines Lebens geschriebenen Erinnerungen nebulös zugab, waren ihm die Reize der ihn umgebenden Studentinnen nicht völlig gleichgültig. Mit zeitlichem Abstand urteilte er selbstkritisch: „Erst heute wird mir bewusst, wie oft ich in meinem Leben die abscheuliche und schädliche

[66] ABLONCZY, Pál Teleki, S. 230.

[67] GRIGORE ANTIPA, Die Donau. Ihre politische und wirtschaftliche Bedeutung im Leben des rumänischen Volkes, Bukarest 1941, S. 16.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Rolle einer Spinne gespielt habe."[68] Eine der jungen Frauen wurde schließlich seine Geliebte, und was noch schlimmer war, fast in aller Öffentlichkeit. Es kam zu einem ernsten Gespräch mit seiner Ehefrau Jadwiga von Rossknecht-Romerowa, nach dem die Affäre beendet wurde. Kurz danach erkrankte Romers Frau an Krebs. Ihr Zustand verbesserte sich nur vorübergehend. Sie starb zu Beginn des Krieges.[69]

Nach dem Einmarsch der Deutschen in Lemberg 1941 versteckte sich der Geograf. Auf diese Weise entging er dem Schicksal der anderen Professoren der Lemberger Universität, die im Juli 1941 erschossen wurden. Fast drei Jahre verbrachte er im Kloster der Resurrektionisten. Vielleicht aufgrund der Erschütterung durch den Tod seiner Frau (und sein schlechtes Gewissen) nahm er diesen Aufenthalt sehr ernst. Bisher war er Atheist gewesen. Während seiner Zeit in dem Lemberger Kloster begann er ein Theologiestudium und überlegte, sich zum Priester weihen zu lassen. Allerdings hinderte ihn sein Pflichtgefühl gegenüber dem Vaterland an der Umsetzung.

Im Frühjahr 1944 fuhr Romer nach Warschau, von wo aus er im Geheimen zur Unterstützung der polnischen Exilregierung nach London gebracht werden sollte. Bevor es jedoch dazu kam, begann der Warschauer Aufstand. Romer überlebte den Aufstand in Warschau, kam danach zusammen mit Zivilisten in ein Durchgangslager in Pruszków und fand sich schließlich in Krakau wieder, wo er sich bis Kriegsende aufhielt. Er blieb dort, verwarf letztlich den Gedanken, ins Kloster zu gehen, und kehrte mit großer Energie – für die ihn seine jüngeren Kollegen bewunderten – an die Arbeit zurück. Mit über achtzig übernahm er den Lehrstuhl für Geografie an der Jagellonen-Universität sowie die Redaktion des „Przegląd Geograficzny" und blieb bis zu seinem Tod 1954 unangefochtener Altmeister der polnischen Wissenschaft.[70] Einige Monate nach ihm starb Emmanuel de Martonne, allgemein geschätzter Nestor der französischen Geografie und bis 1952 Präsident der Internationalen Geographischen Union.

Martonne überlebte den älteren und ebenfalls renommierten Kollegen und Ratzel-Schüler Simion Mehedinţi um ganze sieben Jahre. In der Zwischenkriegszeit hatte sich Mehedinţi politisch auf Seiten der rumänischen Faschisten engagiert. Nach dem Zweiten Weltkrieg rettete ihn

[68] EUGENIUSZ ROMER, Pamiętniki. Problemy sumienia i wiary, Kraków 1988, S. 78.

[69] DAMIAN ZIÓŁKOWSKI, Zapomniany kartograf i geograf – Eugeniusz Romer (1871–1954), Teil 2, in: Bibliotheca Nostra 1 (2008), 1, S. 7–14, hier S. 12.

[70] Ebd., S. 13.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nur die unangreifbare Position als „Vater der rumänischen Geografie" vor den kommunistischen Repressionen. Aber er musste sich aus dem akademischen und öffentlichen Leben zurückziehen und starb 1962. Kurz danach begannen seine Arbeiten während einer Liberalisierungswelle des Regimes in neuen Ausgaben zu erscheinen. 1968 und 1969 widmete man ihm zum Gedenken an seinen hundertsten Geburtstag bereits Artikel in allen Fachzeitschriften des Landes.[71]

## Dienst

Im Mai 1907 fuhr Eugeniusz Romer – damals noch ein junger 36-jähriger Dozent der Lemberger Universität – ins Ausland. Das Ziel seiner Reise war Warschau, wo er dem 25-jährigen Jubiläum eines Rudervereins beiwohnte. Die Feierlichkeiten hatten großen Einfluss auf den Geografen:

> „Von dieser würdevollen, erlebnisreichen Feierlichkeit blieb mir bis heute nur der Eindruck der wehenden Standarten aller polnischen Gebiete, versammelt zu Ehren der Weichsel, der Königin unter den polnischen Flüssen. Es zieht eine Menge schöner, starker, männlicher Gestalten vorbei, die einen schlicht, die anderen elegant, und alle verbergen im Köcher der Standarte alle – im wahrsten Sinne des Wortes – alle Erden Polens, von Krakau, über Posen, Danzig, Riga und Kiew. Die Standarten werden unter den Augen der strahlenden Zuschauer ausgerollt und lassen in der Brust eine ganze Tonleiter der Gefühle erklingen und entlocken ihren Kehlen stürmische und doch auch wohlklingende Akkorde, die den unerschütterlichen Glauben verströmen, dass die Zeit kommen wird, auf die Generationen gewartet haben, für die das Blut von Generationen vergossen wurde. In der Flut der Toasts und Reden, bei denen die Stimmen ganz Polens erklangen und aller seiner Schichten, unter denen keine Stimme der damals wichtigsten Vertreter des polnischen Gedankens fehlte, klein und still, anfangs von der Kraft der Eindrücke erdrückt, fühlte ich, wie ich auf einmal gleichzeitig erstarkte und mich aufrichtete, fühlte ich plötzlich, dass ich in diesem unangemeldeten und doch historischen Moment als polnischer Geograf und Delegierter jener wasserarmen, aber wasserscheidenden polnischen Hauptstadt, als Delegierter Lembergs auch die Stimme erheben sollte.
> Dann zeigte ich jenen Rittern der polnischen Wasser, wie die Oder stromaufwärts zu den Quellen von Warthe, Ner oder Netze überall zur Weichsel führt, direkt nach Warschau, direkt nach Krakau und Thorn, wie die Weich-

[71] Dan Bălteanu, Simion Mehedinţi – Founder and Organiser of Modern Romanian Geography, in: Revue Roumaine de Géographie 56 (2012), 1, S. 9.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> sel mit San, Bug und Narew Richtung Rotruthenien fließt, nach Polesien, und wie sie zur Einheit mit Litauen einlädt. Damals kam mir das erste Mal der Gedanke an die ‚angeborenen Grundlagen des historischen Polens', und ich stellte mich in den geopolitischen Dienst Polens, dem ich Zeit meines Lebens treu geblieben bin."[72]

Dreißig Jahre später – die Zeit, die das Jubiläum des Rudervereins von den Erinnerungen Romers trennte – bekamen Leben und Karriere des Geografen einen Sinn, der über die reine Wissenschaft hinausging. Der „geopolitische Dienst", von dem er schrieb, scheint eine Formel, mit der sich nicht nur Romer, sondern die ganze Kohorte der gleichaltrigen Geografen aus Mittel- und Südosteuropa fassen lässt. Es begleitete sie das Gefühl der Verantwortung für die heimatliche Wissenschaft und das Wohl des Vaterlandes. Die Weltanschauung ihrer intellektuellen Prägung war so gestaltet, dass diese beiden Werte in den Augen der Geografen niemals miteinander kollidierten. Methodologische Korrektheit, Fachkompetenz, ein hohes Niveau bei der kartografischen Arbeit und professionelle Reflexion über den Raum sahen sie als hinreichende Bedingungen, um sich als wirklich objektive Wissenschaftler zu fühlen. Die Tendenziösität ihrer Arbeit und die politischen Inhalte, die sie mit Hilfe von Karten und geografischen Theorien vermittelten, erschütterten diesen Glauben in keiner Weise. Im Gegenteil, sie waren ein weiterer Grund zur Zufriedenheit, ein professioneller Beitrag zum Leben von Volk und Staat.

Dieses Ethos entstand unter dem Einfluss mehrerer Faktoren. Herkunft und Charakter der ehrgeizigen Wissenschaftler, die sich mit solcher Energie in die neuesten Trends der geografischen Wissenschaft um die Jahrhundertwende einbrachten, bildeten die Grundlage. Studium und enger Kontakt mit der deutschen Wissenschaft hatten eine formative Bedeutung. Das Seminar von Albrecht Penck, das die ambitioniertesten (und gleichzeitig am stärksten politisch engagierten) Geografen der Region absolvierten, spielte eine zentrale Rolle. „Meine Wissenschaft stützt sich nicht auf Abstraktes" – dieser Spruch aus den Erinnerungen Pencks beschreibt sowohl die Weltanschauung des Professors als auch seiner Schüler sehr gut.[73]

Die Idee des Dienstes für das Vaterland bekam während des Ersten Weltkriegs und vor allem während der Pariser Friedenskonferenz einen konkreten Inhalt. Damals wurden die Geografen wirklich zu Vaterlandszeichnern und brachten sich in den Prozess der Festlegung und Begrün-

[72] ROMER, Ziemia i państwo, S. 5 f.

[73] AfG, Nachlass Albrecht Penck, Sign. 871/3, Erinnerungen, Bl. 36.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dung der neuen Grenzen Europas ein. Als letzter formativer Faktor für das Ethos der Geografen erwies sich der Nachkriegsalltag, der von intensiver wissenschaftlicher und organisatorischer Arbeit sowie fortwährend schwelenden politischen Konflikten erfüllt war.

Kennt man die konkreten Arbeiten der Geografen, kann man den Widerspruch zwischen den beiden Werten, auf die sie sich beriefen, nur schwerlich nicht bemerken. Das taten sie übrigens auch selbst – niemand prangerte die Subjektivität der Karten und geografischen Theorien klarer und intelligenter an als die Kollegen – Geografen. Zweifellos haben wir es mit engagierter Geografie zu tun, die Zielen diente, die mit der Wissenschaft nichts gemein hatten. In den Karten spiegelte sich oft der Nationalismus verschiedener ideologischer Schattierungen wider, mit der Zeit wurde er jedoch immer brauner. Diese Tatsache darf man nicht vergessen, selbst wenn wir anerkennend die Professionalität der Arbeiten loben. Es ist jedoch eine Tatsache, die selbstverständlich nur aus der sicheren Entfernung der späteren Beobachterperspektive offensichtlich ist. Erziehung, Ausbildung und Lebenserfahrung lehrten die Geografen, dies ausschließlich bei anderen wahrzunehmen, nie jedoch bei sich selbst.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

# Quellen- und Literaturverzeichnis

## Archivquellen

American Geographical Society of New York Records
Directors' Files

Archiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien
Balkan-Kommission

Archiwum Akt Nowych, Warschau (AAN)
Biuro Prac Kongresowych

Arhiv Srpske Akademije Nauka i Umetnosti (ASANU), Belgrad
Fond Jovan Cvijić

Biblioteka Jagiellońska, Krakau (BJ), Rękopisy, Materiały
Eugeniusz Romer

Leibniz-Institut für Länderkunde, Archiv für Geographie (AfG), Leipzig

Deutsche Geographentage
Nachlass Hans Mortensen
Nachlass Ernst Nowack
Nachlass Albrecht Penck
Nachlass Wilhelm Volz

## Zeitschriften

The American Journal of International Law, 1919

Annales de Géographie [Auswahl]

The Balkan Review, 1919

Deutsche Erde, 1906

Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt, 1912–1920, 1929

The Geographical Journal, 1916–1920

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Geographical Review, 1917–1925
Geographische Zeitschrift, 1915–1922
Glasnik Geografskog Društva, 1912–1939
Le Globe. Revue genevoise de géographie [Auswahl]
Hrvatski Geografski Glasnik, 1929–1939
The Journal of Race Development, 1917–1919
Journal of the Royal Statistical Society, 1918
Kartographische und schulgeographische Zeitschrift [Auswahl]
Kosmos, 1905–1907, 1914–1927
Národopisný věstník československý 1915–1924
Naukovyj zbirnyk Ukrajins'koho Universyteta v Prazi, 1923
The New Europe, 1916–1917
Osteuropäische Zukunft, 1916–1918
Polnische Blätter, 1917–1918
Polski Przegląd Kartograficzny, 1923–1934
Przegląd Geograficzny, 1918–1945
Revue des Études slaves [Auswahl]
Science, 1918
The Slavonic and East European Review, 1930–1931
Turán, 1913–1921
The Ukraine, 1915
Die Ukraine. Monatsschrift für deutsch-ukrainische Volks-, Wirtschafts- und Kulturpolitik, 1918–1921
Ukrainische Rundschau, 1914–1916
Weltwirtschaftliches Archiv, 1914–1920
Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1914–1923
Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 1904
Zeitschrift für Geopolitik, 1925
Zeitschrift für Österreichische Volkskunde, 1914/1915–1918
Ziemia. Tygodnik krajoznawczy ilustrowany, 1914

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

## Veröffentlichte Quellen: Bücher und Broschüren

1878–1928. Dobrogea. Cincizeci de ani de vieaţa românească, Bucureşti 1928.
Akty i dokumenty dotyczące sprawy granic Polski na Konferencji Pokojowej w Paryżu 1918–1919, zebrane i wydane przez Sekretariat Jeneralny Delegacji Polskiej, T. I–IV, Paryż 1920–1926.
ANDRZEJEWSKI, CZESŁAW: Żywioł niemiecki w zachodniej Polsce. Pogląd statystyczny, Poznań 1919.
ANTIPA, GRIGORE: Die Donau. Ihre politische und wirtschaftliche Bedeutung im Leben des rumänischen Volkes, Bukarest 1941.
ANTIPA, GR[IGORE]: Wissenschaftliche und wirtschaftliche Probleme des Donaulandes, Bukarest 1915.
APPONYI ALBERT: The American Peace and Hungary, Budapest 1919.
ARLDT, THEODOR: Die Völker Mitteleuropas und ihre Staatenbildungen, Leipzig 1917.
ARLDT THEODOR: Weltpolitik im Unterricht, Berlin 1930.
Atlas Ukrajiny i sumežnych krajiv, hg. v. VOLODYMYR KUBYJOVYČ, L'viv 1937.
BANSE, EWALD: Raum und Volk im Weltkriege. Gedanken über eine nationale Wehrlehre, Oldenburg 1932.
Bericht über die Verwaltung des Kreises Belgrad-Land in der Zeit vom 1. November 1915 bis 31. Dezember 1916, Belgrad 1917.
BERKA, GÜNTHER: Slawen in den österreichischen Donauländern, Graz 1923.
BOHÁČ, ANTONÍN: Národnostní mapa Republiky československé. Podrobný popis národnostních hranic, ostrovů a menšín, Praha 1926.
Das böhmische Volk. Wohngebiete, körperliche Tüchtigkeit, geistige und materielle Kultur, hg. v. ZDENĚK TOBOLKA, Prag 1916.
BRANDT, BERHARD: Geographischer Bilderatlas des polnisch-weißrussischen Grenzgebietes, Berlin 1918.
BRAUN, GUSTAV: Mitteleuropa und seine Grenzmarken. Ein Hilfsbuch für geographische Studien und Exkursionen, Leipzig 1917.
BRONOWSKI, SZCZĘSNY: Państwo polskie a kwestja białoruska, Warszawa 1919.
Die Bulgaren in ihren historischen, ethnographischen und politischen Grenzen (679–1917), hg. v. DYMITAR RIZOFF, Berlin 1917.
BURCHARD, ALBERT: Staat und Klima, Berlin 1920.
BUZEK, JOSEPH: Les protestants polonais et la question des frontiers occidentals de la Pologne, Paris 1919.
BUZEK, JOSEPH: La question de la Silésie de Cieszyn, Paris 1919.
CEHELSKYJ, LONGIN: Die großen politischen Aufgaben des Krieges im Osten und die ukrainische Frage, Berlin 1915.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Comptes rendus du Congrès International de Géographie, Amsterdam 1938, Bd. II: Travaux de la Section IIIa Géographie humaine, Leiden 1938.
Les confins orientaux de la Pologne, Paris 1918.
CVIJIĆ JOVAN, Morphologische und glaciale Studien aus Bosnien, der Herzegovina und Montenegro, II. Theil: Die Karstpoljen, Wien 1901.
CVIJIĆ, JOVAN: Makedonskie Slavjane. Etnografičeskija izsledovanija, Petrograd 1906.
CVIJIĆ, JOVAN: Remarks on the Ethnography of the Macedonian Slavs, London 1906.
CVIJIĆ JOVAN, L'annexion de la Bosnie et la question serbe, Paris 1909.
CVIJIĆ JOVAN, La Péninsule Balkanique. Géographie humaine, Paris 1918.
CVIJIĆ JOVAN, Frontière septentrionale des Yougoslaves, Paris 1919.
CVIJIĆ JOVAN, Cvijićeva knjiga, Beograd 1927.
CVIJIĆ JOVAN, Balkansko poluostrovo i južnoslovenske zemlje. Osnove antropogeografije, Beograd 1966.
CZEKANOWSKI, JAN: Stosunki narodowościowo-wyznaniowe na Litwie i Rusi w świetle źródeł oficjalnych, Lwów 1918.
CZEKANOWSKI, JAN: Wschodnie zagadnienia graniczne Polski i stosunki etniczno-społeczne, Lwów 1921.
Československo na pařížské mírové konferenci 1918–1920, sv. I (listopad 1918 – červen 1919), hg. v. JINDŘICH DEJMEK / FRANTIŠEK KOLÁŘ, Praha 2011.
Československo na pařížské mírové konferenci 1918–1920, sv. II (červenec 1919 – červen 1920), hg. v. JINDŘICH DEJMEK, Praha 2011.
Český živel v „Deutschböhmen", hg. v. JAN KAPRAS, Praha 1918.
DANEŠ, JIŘÍ V.:, Jovan Cvijić. K jeho šedesátým narozeninám, Praha 1925.
DERSCHAWIN, N[IKOLAJ] S.: Über Makedonien. Wissenschaftliche und kritische Untersuchung, Leipzig 1918.
DIACONESCU, EMIL, Die Rumänen und der ukrainische Imperialismus. Dienstliche Übersetzung des Übersetzungsdienstes in Wien (1942).
DILLON, EMILE J.: The Inside Story of The Peace Conference, New York / London 1920.
DIX, ARTHUR: Zwischen zwei Welten. Die Völkerbrücke des Balkan, Dresden 1917.
DMOWSKI, ROMAN, Polityka polska i odbudowanie państwa, Bd. I–II, hg. v. TOMASZ WITUCH, Warszawa 1988.
Documents ruthéno-ukrainiens, Paris 1919.
DOFLEIN, FRANZ: Mazedonien. Erlebnisse und Beobachtungen eines Naturforschers im Gefolge des deutschen Heeres, Jena 1921.
DONALD, ROBERT: The Tragedy of Trianon. Hungary's Appeal to Humanity, London 1928.
DVORSKÝ, VIKTOR: Studie ku geografii slovanských sídel, I: Trenta, Praha 1914.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DVORSKÝ, VIKTOR: Území českého národa, Praha 1918.
DVORSKÝ, VIKTOR, Němci v Československé republice, Praha 1920.
Ekspertyzy i materiały delegacji polskiej na konferencję wersalską 1919 roku, hg. v. MARTA PRZYŁUSKA-BRZOSTEK, Warszawa 2002.
Encyclopédie polonaise, vol. II: Territoire et population, IIIe parte: Développement territorial de la nationalité polonaise, Fribourg / Lausanne 1919.
Facts about Ukraine, London o. J.
FRIEDERICHSEN, MAX: Die Grenzmarken des Europäischen Rußlands. Ihre geographische Eigenart und ihre Bedeutung für den Weltkrieg, Hamburg 1915.
GABRYS, JUOZAS: L'Indépendance Lithuanienne. Faits, impressions, souvenirs 1907–1920, Lausanne 1920.
GABRYS, JUOZAS: Auf Wache für die Nation. Erinnerungen. Der Weltkriegsagent Juozas Gabrys berichtet (1911–1918), hg. v. EBERHARD DEMM / CHRISTINA NIKOLAJEW / NATHALIE CHAMBA, Frankfurt am Main 2013.
GEISLER, WALTER: Das Bildnis der Erde. Ein Leitfaden und Praktikum der gesamten Kartenwissenschaft, Halle 1925.
GEISLER, WALTER: Die Sprachen- und Nationalitätenverhältnissen an den deutschen Ostgrenzen und ihre Darstellung. Kritik und Richtigstellung der Spettschen Karte, Gotha 1933.
¿Geographie?, T. 1: Antworten vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg, hg. v. HANS-DIETRICH SCHULTZ, Berlin 2003.
¿Geographie?, hg. v. HANS-DIETRICH SCHULTZ, Berlin 2004.
GLABISZ, KAZIMIERZ: Gdzie nasze kresy zachodnie? Stosunki narodowościowe w zaborze pruskim z czterema mapami rozsiedlenia ludności polskiej, Poznań o. J.
GRABOWSKY, ADOLF: Staat und Raum. Grundlagen räumlichen Denkens in der Weltpolitik, Berlin 1928.
HABERLANDT, ARTHUR: Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Volkskunde von Montenegro, Albanien und Serbien. Ergebnisse einer Forschungsreise in den von den k. u. k . Truppen besetzten Gebieten. Sommer 1916, Wien 1917.
HALECKI, OSKAR: Das Nationalitäten-Problem im alten Polen, Kraków 1916.
HALECKI, OSKAR RITTER VON, Polens Ostgrenze im Lichte der Geschichte Ostgaliziens, des Chelmer Landes und Podlachiens, Wien 1918.
HAMPE, KARL: Der Zug nach dem Osten. Die kolonisatorische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter, Leipzig / Berlin 1921.
Handbuch der Ukraine, hg. v. JOHANN MIRTSCHUK, Leipzig 1941.
Handbuch von Polen. Beiträge zu einer allgemeinen Landeskunde, hg. v. ERICH WUNDERLICH, Berlin 1917.
HANSLIK, ERWIN: Kulturgrenze und Kulturzyklus in den polnischen Westbeskiden. Eine prinzipielle kulturgeographische Untersuchung, Gotha 1907.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

HANSLIK, ERWIN: Biala, eine deutsche Stadt in Galizien. Geographische Untersuchung des Stadtproblems, Wien u. a. 1909.
HANSLIK, ERWIN: Österreich. Erde und Geist, Wien 1917.
HANSLIK, ERWIN: Der nahe Orient, Indien und Ostasien. Kulturstudien mit einer Kulturkarte des Orients, Wien 1918.
HANSLIK, ERWIN: Oesterreich, Wien [1918].
HAUSHOFFER, KARL: Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung, Berlin 1927.
HAUSHOFFER, KARL u. a.: Bausteine zur Geopolitik, Berlin 1928.
HETTNER, ALFRED: Rußland. Eine geographische Betrachtung von Volk, Staat und Kultur, Berlin 1916.
HETTNER, ALFRED: Der Friede und die deutsche Zukunft, Stuttgart / Berlin 1917.
HISTORICUS [ALBERT JAY NOCK]: Bulgaria and her neighbors. An historic presentation of the background of the Balkan problem, one of the basic issues of the World-War, New York 1917.
HORVÁTH, EUGENE: Responsibility of Hungary for the war, Budapest 1933.
ISCHIRKOFF, ANASTAS: Les Slaves de Macédonie. Reponse à M. Cvijić, Paris 1908.
ISCHIRKOFF, ANASTAS: Oro- und Hydrographie von Bulgarien, übers. v. C. KASSNER, Sarajevo 1913.
ISCHIRKOFF, ANASTAS: Bulgarien, Land und Leute. II. Teil (Bevölkerung, Volkswirtschaft, Siedlungsverhältnisse), Leipzig 1917.
ISCHIRKOFF, ANASTAS: Les Bulgares en Dobroudja, aperçu historique et ethnographique, Berne 1919.
ISCHIRKOFF, ANASTAS: La Bulgarie et la Mer Egée. Le problème de la Thrace, Berne 1919.
Ist die Ostmark unbestreitbar polnisches Gebiet? Kurze zahlenmäßige Sachdarstellung mit zwei Sprachenkarten von Prof. Dr. A. Penck und sieben graphischen Tafeln von Prof. Dr. Silbegleit, Berlin $^{3}$1919.
IVANOFF, JORDAN: La question macédonienne au point de vue historique, ethnographique et statistique, Paris 1920.
JANEFF, JANKO: Die Wende auf dem Balkan, Zürich 1936.
JANEFF, JANKO: Südosteuropa und der deutsche Geist, Wien / Leipzig 1938.
JANKOWSKI, CZESŁAW: Polska etnograficzna, Warszawa 1914.
Justice for Hungary. Review and Criticism of the Effect of the Treaty of Trianon, London 1928.
KAPRAS, JAN: Český stát v historickém vývoji a dnešní podobě dle ustanovení kongresu pařížského, Praha 1920.
KAPRAS, JAN: O českém státě za války a po válce (soubor článků), Praha 1925.
KAPRAS, JAN; Lužice jako menšina, Praha 1927.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

KAPRAS, JAN: O České Těšínsko. Podstata a metody otázky těšínské, Praha 1936.
KIPROFF, ALEXANDER: Die Wahrheit über Bulgarien. Eine Darstellung der bulgarisch-serbischen Beziehungen und der Grund Bulgariens an dem europäischen Krieg teilzunehmen, Bern u. a. 1916.
KJELLÉN, RUDOLF: Der Staat als Lebensform, übers. v. MARGARETHE LANGFELDT, Leipzig 1917.
KLIMAS, ADOLFAS: Lietuvos geografija, Kaunas / Marjampolė 1927.
Kogutowicz zsebatlasza az 1922 évre, hg. v. ZSIGMOND BÁTKY / KÁROLY KOGUTOWICZ, Budapest [3]1924.
KONECZNY, FELIKS: O pierwotnej polskości ziemi Chełmskiej i Rusi Czerwonej, Warszawa 1920.
KONOPCZYŃSKI, WŁADYSŁAW: Dziennik 1918–1921, T. I, hg. v. PIOTR BILIŃSKI / PAWEŁ PLICHTA, Warszawa / Kraków 2016.
KORDUBA, MYRON: Territorium und Bevölkerung der Ukraine (Ein geographisch-statistischer Beitrag), Wien 1919.
KOVÁCS, ALAJOS / LAJOS, ANTAL: Das Ungarntum in Siebenbürgen (Erdély) und die rumänische „Statistik" / Biologismus als eine Lebensanschauung. Die ungarische Biopolitik, Budapest 1940.
KOZICKI STANISLAO [STANISŁAW], Quanti sono i Polacchi, nadb. z: „Rassegna Contemporanea" VIII (1914), 2.
KOZICKI, STANISŁAW: Sprawa granic Polski na konferencji pokojowej w Paryżu, Warszawa 1921.
KRZECZUNOWICZ, ALEKSANDER: Przyszłość Słowian i kwestia ruska w Galicji i na Podhalu, Kraków 1919.
KUBIJOWIYTSCH, WOLODYMYR: Die Verteilung der Bevölkerung in der Ukraine, Berlin 1934.
KUSCHNIR, WLADIMIR: Die Ukraine und ihre Bedeutung im gegenwärtigen Krieg mit Russland, Wien 1914.
LANGE, FRIEDRICH: Von unserer Grenzlandarbeit, Berlin 1924.
LANSING, ROBERT: Die Versailler Friedens-Verhandlungen. Persönliche Erinnerungen, Berlin 1921.
LEWICKY, EUGEN: Osteuropäische Probleme und der Krieg, Berlin 1916.
LISZT, FRANZ VON: Ein mitteleuropäischer Staatenverband als nächstes Ziel der deutschen auswärtigen Politik, Leipzig 1914.
LOZYNSKY, MICHEL: Comment les Polonais comprennent leur liberté, übers. v. G. BROCHER, Lausanne 1916.
LUBICZ-ZALESKI, ZYGMUNT: Dziennik nieciągły (1904–1925), hg. v. MAŁGORZATA WILLAUME, Paryż / Łódź 1998.
LUKÁCS, GÉZA, Fort mit den Friedensverträgen (von Versailles, Trianon, Neuilly, St. Germain, Sèvres), Berlin 1922.
LUTOSŁAWSKI, WINCENTY: East Prussia, Paris 1919.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

LUTOSŁAWSKI, WINCENTY: Gdańsk (Danzig or Dantzick), Paris 1919.
LUTOSŁAWSKI, WINCENTY: Lithuania and White Ruthenia, Paris 1919.
LUTOSŁAWSKI WINCENTY / ROMER, EUGENIUSZ: The Ruthenian Question in Galicia, Paris 1919.
ŁAHODA, MŚCIWÓJ: Zachodnia granica Polski, Warszawa 1918.
MALISZEWSKI, EDWARD: Polacy i polskość na Litwie i Rusi, Warszawa 1916.
MARCHACZ, WŁADYSŁAW: Krajobraz Śląska polskiego (z uwzględnieniem przyległych krain), Katowice 1936.
MARTONNE, EMMANUEL DE: Géographie universelle publiée sous la direction de P. Vidal de la Blache et L. Gallois, Bd. IV: Europe Centrale, deuxième partie: Suisse – Autriche – Hongrie – Tchéchoslovaquie – Pologne – Roumanie, Paris 1931.
MEHEDINŢI, S[IMION]: L'École de la paix. L'esprit pacifique de l'ecole roumaine. Résultats des recherches faites pour la „Dotation Carnegie", Bucarest 1928.
MEHEDINŢI, S[IMION]: Der Zusammenhang der rumänischen Landschaft mit dem rumänischen Volke, Jena / Leipzig 1936.
MEHEDINŢI, S[IMION]: Le pays et le people roumain. Considérations de géographie physique et de géographie humaine, Bucarest 1937.
MEHEDINŢI, SIMION: Die geopolitische Lage Rumäniens, Bukarest 1941.
MEHEDINŢI, SIMION: Rumänien an der Ostgrenze Europas, Bukarest 1941.
MEHEDINŢI, SIMION: Was ist Siebenbürgen?, Bukarest 1941.
MILIUKOFF, P[AVEL N.].: Über Makedonien. Zwei Studien, ein Aufsatz und eine Rede, Leipzig 1918.
MISCHEFF, D[YMITAR]: Die Wahrheit über Mazedonien, Bern 1918.
MOON PARKER, THOMAS: More Light on the Peace Conference, in: Political Science Quaterly 36 (1921), 3, S. 501–508.
NAUMANN, FRIEDRICH: Mitteleuropa. Volksausgabe mit Bulgarien und Mitteleuropa, Berlin 1916.
Naučna ekspedicija w Makedonija i Pomoravieto 1916, hg. v. PETYR CHR. PETROV, Sofija 1993.
Naučna ekspedicija w Dobrudša 1917, hg. v. PETYR CHR. PETROV, Sofija 1994.
NECHAY, VIKTOR: Schlesien als geographischer Bereich, übers. v. FRITZ GOEHRKE, [Berlin-]Dahlem 1935.
Névmutató Magyarország 1 : 300 000 méretü néprajzi téképéhez a magyar külügyminiszterium megbizásából, hg. v. ZSIGMOND BÁTKY / KÁROLY KOGUTOWICZ, Budapest 1919.
NIEDERLE, LUBOR, Slovanský svět. Zeměpisný a statistický obraz současného Slovanstva, Praha 1909.
NIEDERLE, LUBOR: La Race Slave. Statistique – Démographie – Anthropologie, übers. v. LOUIS LEGER, Paris 1916.
NIEDZIELSKI, STANISLAW: Das erlöste Chełmland, Lemberg 1915.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

OBERHUMMER, EUGEN: Die Balkanvölker, Wien 1917.
OBERHUMMER, EUGEN: Montenegro und Albanien unter österreich-ungarischer Verwaltung [Sonderdruck aus Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien 61 (1918), 7, S. 313–346].
ONCKEN, HERMANN: Das alte und das neue Mitteleuropa. Historisch-politische Betrachtungen über deutsche Bündnispolitik im Zeitalter Bismarcks und im Zeitalter des Weltkrieges, Gotha 1917.
Der ostdeutsche Volksboden. Aufsätze zu den Fragen des Ostens, hg. v. WILHELM VOLZ, Breslau [2]1926.
OSTMANN, EKKEHARD: Schnelle Besiedlung unserer neuen Ostmarken, Berlin 1916.
OZOLIN, IAN A.: Facts about Latvia. Compiled from the Official Reports Presented to the Baltic Committee of the Peace Conference, London o. J.
PANNENKOWA, IRENA: Punkty Wilsona a Galicja wschodnia, Warszawa / Lwów 1919.
PARTSCH, JOSEPH: Mitteleuropa, Gotha 1904.
[PARTSCH, JOSEPH]: Oberschlesien, o. O. o. J. [1907].
PARTSCH, JOSEPH: Schlesien. Eine Landeskunde für das deutsche Volk auf wissenschaftlicher Grundlage, II Teil: Landschaften und Siedelungen, Breslau 1911.
PAX, FERDINAND: Pflanzengeographie von Polen (Kongress-Polen), Berlin 1918.
PAWŁOWSKI, STANISŁAW: Geografia Polski, Lwów 1917.
PAWŁOWSKI, STANISŁAW: Ludność rzymsko-katolicka w polsko-ruskiej części Galicji, Lwów 1919.
PAWŁOWSKI, STANISŁAW: Territoire plebiscitaire sur la rive droite de la Vistule, Poznań 1920.
PAWŁOWSKI, STANISŁAW: Studjum geografji na naszych uniwersytetach według najnowszych rozporządzeń Min. W. RiO. P., Warszawa 1930.
PAWŁOWSKI, STANISŁAW: O renesansie geografji politycznej. Odczyt wygłoszony na inauguracji Uniwersytetu Poznańskiego roku akademickiego 1932/33 w dniu 23 października 1932, Poznań 1933.
PAWŁOWSKI, STANISŁAW: O ducha ekspansji, Poznań 1939.
PAWŁOWSKI, STANISŁAW: Domagajmy się kolonji zamorskich dla Polski, Warszawa 1936.
PAWŁOWSKI, STANISŁAW: O emigracji Żydów z Polski i o ich kolonizacji, Warszawa 1937.
PAWŁOWSKI, STANISŁAW: Geografia jako nauka i przedmiot nauczania, Lwów 1938.
PAWŁOWSKI, STANISŁAW: Sprawozdanie i uwagi o III Międzynarodowej Konferencji Dyluwialnej w Wiedniu (w dniach od 1-go do 5-go września 1936)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

oraz o wycieczkach w związku z tą konferencją odbytych (w dniach 3, 5, 6, 7–8 i 9–25 września 1936 r.), Kraków 1938.
PAWŁOWSKI, STANISŁAW: Rola geografii w życiu narodów, Warszawa 1939.
PAWŁOWSKI, STANISŁAW: Położenie geograficzne Polski (1924), bearb. v. BEATA KONOPSKA, in: Studia Geohistorica 2013, 1, S. 14–18.
PEISKER, JAN: Die Abkunft der Rumänen wirtschaftsgeschichtlich untersucht, Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark XV (1917).
PÉLISSIER, JEAN: J. Gabrys. Son role dans la renaissance nationale lithuanienne et son activité politique, Lausanne 1918.
PENCK, ALBRECHT: Politisch-geographische Lehren des Krieges, Berlin 1915.
PENCK, ALBRECHT: Die österreichische Alpengrenze, Stuttgart 1916.
PENCK, ALBRECHT: Über politische Grenzen. Rede zum Antritt des Rektorates des Königlichen Friedrichs-Wilhelms-Universität in Berlin gehalten in der Aula am 25. September 1917, Berlin 1917.
PENEFF, BOYAN: Le chauvinisme serbe, Sofia 1916.
PEUTHER, ARNOLD: Bericht über die 1916 im Auftrage und auf Kosten der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien ausgeführte Forschungsreise in Serbien und Montenegro, Wien 1916.
PFANDLER, RICHARD: Das Burgenland, Graz 1923.
Pokłosie geograficzne. Zbiór prac poświęcony Eugenjuszowi Romerowi przez jego uczniów i przez Książnicę-Atlas, Lwów / Warszawa 1925.
Problem Litwy podczas wojny. Zbiór dokumentów, uchwał, odezw itp., hg. v. L. A., Warszawa 1918
RÂMNEANŢU, PETRU: Die Kenntnis der rumänischen Sprache in Siebenbürgen, Amtsübers. aus Transilvania 79 (1942).
RATZEL FRIEDRICH, Anthropogeographie, Bd. I–II, Darmstadt 1975.
REGEL, FRITZ: Die deutsche Forschung in türkisch Vorderasien, Leipzig 1915.
ROMER, EUGENIUSZ: Études de civilisation comparée (Polonais, Ruthènes et Allemands), Paris o. J.
ROMER, EUGENIUSZ: Zur Geschichte des Dniestrtales, Wien 1907.
ROMER, EUGENIUSZ: Przyrodzone podstawy Polski historycznej, Lwów 1912.
ROMER, EUGENIUSZ: Geograficzno-statystyczny atlas Polski, Warszawa / Kraków 1916.
ROMER, EUGENIUSZ: Polska i Polacy, Kraków 1916.
ROMER, EUGENIUSZ: Ilu nas jest?, Kraków 1917
ROMER, EUGENIUSZ: Polska. Ziemia i państwo, Kraków 1917.
ROMER, EUGENIUSZ: Polacy na kresach pomorskich i pojeziernych, Lwów 1919.
ROMER, EUGENE DE [EUGENIUS]: Atlas de la Pologne (geographie et statistique), Léopol / Varsovie 1921.
ROMER, EUGENIUSZ: Polityczny atlas kieszonkowy, Lwów / Warszawa 1937.
ROMER, EUGENIUSZ: Z biosocjologii Rzeczypospolitej Polskiej, Lwów 1937.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ROMER, EUGENIUSZ: Monopartia dawnej i dzisiejszej Polski, Lwów 1938.
ROMER, EUGENIUSZ: Ziemia i państwo. Kilka zagadnień geopolitycznych, Lwów 1939.
ROMER, EUGENIUSZ: O geografii. Rozważania historyczne i metodologiczne, hg. v. AUGUST ZIERHOFFER, Wrocław 1969.
ROMER, EUGENIUSZ: Pamiętniki. Problemy sumienia i wiary, Kraków 1988.
ROMER, EUGENIUSZ: Pamiętnik paryski (1918–1919), hg. v. ANDRZEJ GARLICKI / RYSZARD ŚWIĘTEK, Wrocław 1989.
ROMER, EUGENIUSZ / ZAKRZEWSKI STANISŁAW / PAWŁOWSKI STANISŁAW, W obronie Galicji Wschodniej, Lwów 1919.
ROSE, JOHN HOLLAND: The Origins of War. Lectures Delivered in the Michaelsmas Term, Cambridge 1914.
RUDNYĆKYJ, STEFAN: Ukraina und die Ukrainer, Wien 1914.
RUDNYĆKYJ, STEFAN: Der östliche Kriegsschauplatz, Jena 1915.
RUDNYĆKYJ, STEPHAN: Ukraina. Land und Volk. Eine gemeinfassliche Landeskunde, Wien 1916.
RUDNYC'KYJ, STEPAN, Čomu my chočemo samostijnoji Ukrajiny, L'viv 1994.
Rumänien. Berichte über eine Reise der Geographischen Gesellschaft in Wien 1924, hg. v. EUGEN OBERHUMMER, Wien 1924.
RUNGARDIER, RANDOLF: Oesterreich, Berlin 1928.
SAWICKI, LUDOMIR: Polskie słownictwo geograficzne, I: Terminologia regjonalna ziem polskich, uchwalona i polecona przez zjazd geograficzny, zorganizowany staraniem Towarzystwa Nauczania Szkół Wyższych w Krakowie 1922, Kraków 1922.
SCHÄFER, DIETRICH: Die Neugestaltung des Ostens, München o. J.
SCHÄFER, DIETRICH: Deutschland und Frankreich, Berlin 1914.
SCHÄFER, DIETRICH: Osteuropa und wir Deutschen, Berlin 1924.
SCHULTZ, ARVED: Ethnographischer Bilderatlas von Polen (Kongress-Polen), Berlin 1918.
SCOTUS VIATOR [SETON-WATSON, ROBERT W. ], Racial Problems in Hungary, London 1908.
SETON -WATSON, ROBERT W.: Roumania and the Great War, London 1915.
SETON-WATSON, ROBERT W.: Europe in the Melting-Pot, London 1919.
SEYMOUR, CHARLES: Letters from the Paris Peace Conference, hg. v. HAROLD B. WHITEMAN JR., New Haven / London 1965.
SIEGER, ROBERT: Das Deutschtum von der Etsch bis zur Donau, München 1925.
SIPOSS, SÁNDOR: Ungarn und die Nationalitäten, Amtsübers. aus Láthatár 10 (1942), 7.
SÍS, VLADIMÍR: Mazedonien. Eine Studie über Geographie, Geschichte, Volkskunde und die wirtschaftlichen und kulturellen Zustände des Landes mit statistischen Ergänzungen, Zürich 1918.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

SMETONA, ANTANAS: Die litauische Frage. Vortrag gehalten vor einer Versammlung deutscher Politiker im Hotel Adlon zu Berlin am 13. November 1917, Berlin 1917.
SMOLEŃSKI, JERZY: Przyrodzony obszar Polski i jego granice w świetle nowoczesnych poglądów, Warszawa 1926.
SMOLEŃSKI JERZY: Ludność o języku ojczystym polskim na obszarze Rzeczypospolitej Polskiej, Warszawa 1934.
SMOLEŃSKI, JERZY / ORMICKI, WIKTOR: Excursion B32 La Silésie polonaise, Varsovie 1934.
SMOLKA, STANISLAUS VON: Die reussische Welt. Historisch-politische Studien. Vergangenheit und Gegenwart, Wien 1916.
SOTERIADIS, GEORGE: An Ethnological Map Illustrating Hellenism in the Balkan Peninsula and Asia Minor, London 1918.
SROKOWSKI, STANISŁAW: Prusy Wschodnie. Kraj i ludzie, Warszawa 1929.
STUDNICKI, WŁADYSŁAW: Die polnische Ostmarkenfrage. Denkschrift für deutsche Staatsmänner, Warschau o. J.
TARJÁN ÖDÖN / FALL, ANDREAS: Ungarn, Slowaken und Ruthenen im Donaubereich, Budapest 1938.
TELEKI, PÁL: Short notes on the economical and political geography of Hungary, Budapest 1919.
TELEKI, PÁL: Ungarns Wirtschaftslage. Die Vielseitigkeit ihrer Schwierigkeiten, Budapest 1930.
TELEKI, PAUL COUNT / RÓNAI, ANDREW: The Different Types of Ethnic Mixture of Population, Budapest 1937.
La Territoire de la Prussie occidentale soumis au plébiscite, o. O. o. J.
TOYNBEE, ARNOLD: The New Europe. Some Essays in Reconstruction, London / Toronto 1915.
Volk unter Völkern, hg. v. K. E. LOESCH, Breslau 1925
TREITZ, PETER / DE PAPP, CHARLES: Geographical unity of Hungary, Budapest 1920.
Truth about Hungary, Budapest 1919.
Die tschechoslowakischen Denkschriften für die Friedenskonferenz von Paris 1919/1920, hg. v. HERMANN RASCHHOFER, Berlin $^{2}$1938.
TYC, TEODOR: Początki kolonizacji wiejskiej na prawie niemieckiem w Wielkopolsce (1200–1333), Poznań 1924.
TYC, TEODOR: Bolesław III Krzywousty – odnowiciel i wykonawca polskiej polityki północnej (1102–1138), Poznań 1926.
TYMIENIECKI, KAZIMIERZ: Rozwój terytorialny Polski, Warszawa 1916.
UHDEN, RICHARD: Völkertore, Berlin 1929.
Ukraina, hg. v. HEINRICH LENZ, Berlin 1918.
The Ukraine, London 1920.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Ukraine und der Krieg. Denkschrift des Bundes zur Befreiung der Ukraine, München 1915.
Ukraine and Poland in Documents, 1918–1922, part I, hg. v. TARAS HUNCZAK, New York 1983.
VÂLSAN, GEORGE: Die Rumänen in Bulgarien und Serbien (1913), Übersetzungsdienst Wien (1942).
VERBELIS, K. [PETRAS KLIMAS]: La Lithuanie russe. Considérations statistiques et ethnographiques, übers. v. ANTOINE VISCONT, Genève 1918.
VOGEL, WALTHER: Das neue Europa und seine historisch-geographischen Grundlagen, Bonn [3]1925.
VOVK, CHVEDIR, Studiji z ukrajins'koj etnohrafiji ta antropolohiji, Praha 1926.
WAKAR, WŁODZIMIERZ: Ludność polska. Ilość i rozprzestrzenienie, Warszawa 1914.
WAKAR, WŁODZIMIERZ: Polska, Warszawa 1916.
WASILEWSKI, LEON: Na wschodnich kresach Królestwa Polskiego, Piotrków 1916.
WASILEWSKI, LEON: Die Ostprovinzen des alten Polenreichs (Lithauen u. Weissruthenien – die Lanschaft Chełm – Ostgalizien – die Ukraina, Kraków 1916.
WASILEWSKI, LEON: Kresy wschodnie – Litwa i Białoruś – Podlasie i Chełmszczyzna. Galicja Wschodnia – Ukraina, Warszawa / Kraków 1917.
WASILEWSKI, LEON: Granice Rzeczypospolitej Polskiej, Warszawa 1926.
Weißruthenien. Land – Bewohner – Geschichte – Volkswirtschaft – Kultur – Dichtung, hg. v. WALTER JÄGER, Berlin 1919.
WERBELIS, K. [PETRAS KLIMAS]: Russisch-Litauen. Statistisch-ethnographische Betrachtungen, Stuttgart 1916.
Die wichtigsten Angaben über die Ukraine und ihr Volk in der Vergangenheit und Gegenwart, Wien 1915.
Wiedergewonnenes deutsches Land, hg. v. OTTO H. SPATZ, München / Berlin 1943.
ZABORSKI, BOGDAN: Uwagi metodyczne o mapach wyznaniowych z mapą części województwa lwowskiego, Warszawa 1928.
Zbornik radova posvećen Jovanu Cvijiću povodom tridesetpetgodišnjice naučnog rada od prijatelja i saradnika, Beograd 1924.
ZDZIECHOWSKI, MARIAN: Tragedja Węgier a polityka polska, Kraków 1920.
Zu Friedrich Ratzels Gedächtnis. Geplant als Festschrift zum 60. Geburtstage nun als Grabspende dargebracht von Fachgenossen, Freunden und Verehrern, Leipzig 1904.
Zwei Jahre deutscher Arbeit im Generalgouvernement Warschau, Berlin 1917.
ŻEGOTA-JANUSZAITIS, MARIAN: Życie moje tak burzliwe ... Wspomnienia i dokumenty, Warszawa 1993.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

## Sekundärliteratur

150th Anniversary of Jovan Cvijić's Birth. Proceedings of the International Conference held at the Serbian Academy of Sciences and Arts, October 12–14, 2015, hg. v. VIDOJKO JOVIĆ / ANA M. PETROVIĆ, Belgrade 2016.

ABLONCZY, BALÁZS: Pál Teleki (1874–1941). The Life of a Controversial Hungarian Politician, übers. v. THOMAS und HELEN D. DEKORNFELD, Wayne, NJ 2006.

AHLBRECHT, GERHARD: Preußenbäume und Bagdadbahn. Deutschland im Blick der französischen Geo-Disziplinen (1821–2004), Passau 2006.

„Arbeit am nationalen Raum". Deutsche und polnische Rand- und Grenzregionen im Nationalisierungsprozess, hg. v. PETER HASLINGER / DANIEL MOLLENHAUER, Leipzig 2005 [= Comparativ 15 (2005), 2].

BĂLTEANU, DAN: Simion Mehedinţi – Founder and Organiser of Modern Romanian Geography, in: Revue Roumaine de Géographie 56 (2012), 1, S. 3–10.

BARIÉTY, JACQUES: Le Comité d'Études du Quai d'Orsay et les frontiers de la Grande Roumanie, 1918–1919, in: Revue Roumaine d'Histoire 35 (1996), 1–2, S. 43–51.

BARON, NICK: New Spatial Histories of Twentieth Century Russia and the Soviet Union. Surveying the Landscape, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 55 (2007), 3, S. 374–400.

BATOWSKI, HENRYK: Rozpad Austro-Węgier 1914–1918 (Sprawy narodowościowe i działania dyplomatyczne), Kraków $^{2}$1982.

BECKINSALE, ROBERT P.: The International Influence of William Morris Davis, in: Geographical Review 66 (1976), 4, S. 448–466.

BERNARD, ANTONIA: Le Monde Slave, première revue française consacrée aux pays slaves, in: Revue des Études slaves LXXIV (2002–2003), 2–3, S. 397–409.

BISKUPSKI, MARIAN B.: Re-Creating Central Europe. The United States ‚Inquiry' into the Future of Poland in 1918, in: The International History Review 12 (1990), 2, S. 249-279.

BLACK, JEREMY: Maps and Politics, London 1997.

BOARD, C. / TAYLOR, R. M.: Perception and Maps: Human Factors in Map Design and Interpretation, in: Transactions of the Institute of British Geographers 2 (1977), 1, S. 19–36.

BOIA, LUCIAN: „Germanofilii". Elita intelectuală românească în anii primului război mondial, Bucureşti 2010.

BORODZIEJ, WŁODZIMIERZ, „Ostforschung" aus der Sicht der polnischen Geschichtsschreibung, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 46 (1997), 3, S. 405–426.

BOULINEAU, EMMANUELLE: Les géographes et les frontières austro-slovènes des Alpes orientales en 1919–1920, in: Revue de Géographie Alpine, 2001, 4, S. 173–184.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

BOULINEAU, EMMANUELLE: Un géographe traceur de frontières: Emmanuel de Martonne et la Roumanie, in: L'Espace géographique, 2001, 4, S. 358–369.

BOWD, GAVIN / CLAYTON, DANIEL: Emmanuel de Martonne and the wartime Defense of Greater Romania. Circle, Set Square and Spine, in: Journal of Historical Geography 47 (2015), S. 50–63.

BOWMAN, ISAIAH: William Morris Davis, in: The Geographical Review XXIV (1934), 2, S. 176–181.

BRIESEWITZ, GERNOT: Raum und Nation in der polnischen Westforschung 1918–1948. Wissenschaftsdiskurse, Raumdeutungen und geopolitische Visionen im Kontext der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte, Osnabrück 2014.

BROGIATO, HEINZ PETER: „Wissen ist Macht – Geographisches Wissen ist Weltmacht". Die schulgeographischen Zeitschriften im deutschsprachigen Raum (1880–1945) unter besonderer Berücksichtigung des Geographischen Anzeigers, Bd. 1: Textband, Trier 1998.

BRZOZOWSKI, STANISŁAW MARIAN: Eugeniusz Mikołaj Romer, in: Polski Słownik Biograficzny, Bd. XXXI, S. 635–645.

CASE, HOLLY: The Strange Politics of Federative Ideas in East-Central Europe, in: The Journal of Modern History 85 (2013), S. 833–866.

CASTELBAJAC, GHISLAIN DE / GASQUET, SÉBASTIEN DE / SOUTOU, GEORGES-HENRI: Recherches sur la France et le problème des nationalités pendant la Première Guerre Mondiale (Pologne, Ukraine, Lithuanie), Paris 1995.

CATTARUZZA, MARINA: The Making and Remaking of a Boundary – the Redrafting of the Eastern Border of Italy after the two World Wars, in: Journal of Modern European History 9 (2011), 1, S. 66–85.

CHALUPNÝ, EMANUEL: Česká kultura, česká sociologie a Tábor, hg. v. JOSEF ZUMR, Praha 1999.

CHLEBOWCZYK, JÓZEF: Między dyktatem, realiami a prawem do samostanowienia. Prawo do samookreślenia i problem granic we wschodniej Europie Środkowej w pierwszej wojnie światowej oraz po jej zakończeniu, Warszawa 1988.

CLEWING, KONRAD / PEZO, EDVIN: Jovan Cvijić als Historiker und Nationsbildner. Zu Ertrag und Grenzen seines anthropogeographischen Ansatzes zur Migrationsgeschichte, in: Beruf und Berufung. Geschichtswissenschaft und Nationsbildung in Ostmittel- und Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert, hg. v. MARKUS KRZOSKA / HANS-CHRISTIAN MANER, Münster 2005, S. 265–297.

CONRAD, BENJAMIN: Umkämpfte Grenzen, umkämpfte Bevölkerung. Die Entstehung der Staatsgrenzen der Zweiten Polnischen Republik 1918–1923, Stuttgart 2014.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

COTOI, CALIN: Reactionary Modernism in Interwar Romania. Anton Golopenţia and the Geopolitization of Sociology, in: Nationalisms Today, hg. v. TOMASZ KAMUSELLA / KRZYSZTOF JASKUŁOWSKI, Oxford et al. 2009, S. 125–153.

COTTAM, KAZIMIERA J.: Bolesław Limanowski and the Nationality Problems of the Polish Eastern Borderlands, in: The Polish Review 17 (1972), 2, S. 38–55.

Creating the Other. Ethnic Conflict and Nationalism in Habsburg Central Europe, hg. v. NANCY M. WINGFIELD, New York / Oxford 2003.

DEMM, EBERHARD: Ostpolitik und Propaganda im Ersten Weltkrieg, Frankfurt am Main 2002.

Deutsche Ostforschung und polnische Westforschung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik. Disziplinen im Vergleich, hg. v. JAN M. PISKORSKI / JÖRG HACKMANN / RUDOLF JAWORSKI, Poznań /Osnabrück 2002.

Deutschlands Grenzen in der Geschichte, hg. v. ALEXANDER DERMANDT, München 1993.

DINGSDALE, ALAN: Mapping Modernities. Geographies of Central and Eastern Europe, 1920–2000, London / New York 2002.

EBERHARDT, PIOTR: Twórcy ukraińskiej geopolityki, in: Przegląd Geograficzny 81 (2009), 2, S. 145–171.

EISEL, ULRICH: Die Entwicklung der Anthropogeographie von einer „Raumwissenschaft" zur Gesellschaftswissenschaft, Kassel 1980.

EISFELD, RAINER: Mitteleuropa in Historical and Contemporary Perspective, in: German Politics & Society 28 (1993), S. 39–52.

FISCHER, PETER, Die deutsche Publizistik als Faktor der deutsch-polnischen Beziehungen 1919–1939, Wiesbaden 1991.

GEISS, IMANUEL: Der polnische Grenzstreifen 1914–1918. Ein Beitrag zur deutschen Kriegszielpolitik im Ersten Weltkrieg, Lübeck 1960.

GEISS, IMANUEL: Das Deutsche Reich und die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs, München 1978.

Geographers. Biobibliographical Studies, Bd. 9, hg. v. T. W. FREEMAN, London 1985.

Geography and Empire, hg. v. ANNE GODLEWSKA / NEIL SMITH, Oxford 1994.

Geography and National Identity, hg. v. DAVID HOOSON, Oxford 1994.

Geography: Discipline, Profession and Subject since 1870. An International Survey, hg. v. GARY S. DUMBAR, Dordrecht 2001.

GILLEY, CHRISTOPHER: The 'Change of Signposts' in the Ukrainian Emigration. A Contribution to the History of Sovietophilism in the 1920s, Stuttgart 2009.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

GINSBURGER, NICOLAS: „La guerre, la plus terrible des érosions". Cultures de guerre et géographes universitaires Allemagne-France-Etats-Unis (1914–1921), Doktorarbeit, Université Paris Ouest Nanterre-La Défense (2010).

GINSBURGER, NICOLAS: Réseaux académiques et circulations savantes entre guerres et paix (1912–1919). Les expertises de Jovan Cvijić et de ses collègues géographes à travers les cas de Trieste et Fiume, in: Cybergeo. European Journal of Geography, 2016, https://cybergeo.revues.org/27690.

GLANT, TIBOR: Some Facts about Hungarian Propaganda for Territorial Integrity Abroad, 1918–20, in: Hungarian Journal of English and American Studies 2 (1996), 1, S. 43–56.

GOLCZEWSKI, FRANK: Deutsche und Ukrainer 1914–1939, Paderborn 2010.

GÓRNY, MACIEJ: Bone & Soul. Physical Anthropology, the Great War and Nationalism in Eastern Europe, in: Cuadernos de historia contemporánea 36 (2014), S. 239–258.

GÓRNY, MACIEJ: Transfer mimo woli. Polskie i niemieckie nauki o człowieku w pierwszej połowie XX wieku, in: Klio Polska VII (2015), S. 85–106.

GÓRNY, MACIEJ: „Neurotycy ze znakiem zapytania". Choroby psychiczne w armii austro-węgierskiej, in: Doświadczenia żołnierskie Wielkiej Wojny. Studia i szkice z dziejów frontu wschodniego I wojny światowej, hg. v. MICHAŁ BACZKOWSKI / KAMIL RUSZAŁA, Kraków 2016, S. 249–266.

GRIMM, FRANK-DIETER / WARDENGA, UTE: Zur Entwicklung des länderkundlichen Ansatzes, Leipzig 2001.

HANAK HARRY, Great Britain and Austria-Hungary during the First World War. A Study in the Formation of Public Opinion, London 1962.

HARLEY, J. B.: The New Nature of Maps. Essays in the History of Cartography, hg. v. PAUL LAXTON, Baltimore / London 2001.

HASLINGER, PETER: Der ungarische Revisionismus und das Burgenland 1922–1932, Frankfurt am Main 1994.

HASLINGER, PETER: Nation und Territorium im tschechischen politischen Diskurs 1880–1938, München 2010.

HAUSMANN, GUIDO: Das Territorium der Ukraine. Stepan Rudnyc'kyjs Beitrag zur Geschichte räumlich-territorialen Denkens über die Ukraine, in: Die Ukraine. Prozesse der Nationsbildung, hg. v. ANDREAS KAPPELER, Köln u. a. 2011, S. 145–157.

HEFFERNAN, MICHAEL: Geography, Cartography and Military Intelligence. The Royal Geographical Society and the First World War, in: Transactions of the Institute of British Geographers NS 21 (1996), 3, S. 504–533.

HENNIGES, NORMAN: „Naturgesetze der Kultur". Die Wiener Geographen und die Ursprünge der „Volks- und Kulturbodentheorie", in: ACME. An International E-Journal for Critical Geographies 14 (2015), 4, S. 1309–1351.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

HERB, GUNTRAM HENRIK: Under the Map of Germany. Nationalism and Propaganda 1918–1945, London / New York 1997.
HOENSCH, JÖRG K.: Der ungarische Revisionismus und die Zerschlagung der Tschechoslowakei, Tübingen 1967.
HRONSKÝ, MARIÁN: Boj o Slovensko a Trianon 1918–1920, Bratislava 1998.
HURDUBEŢIU, ION: Die Deutschen über die Herkunft der Rumänen, Bukarest 1977.
Ideologie und Machtpolitik 1919. Plan und Werk der Pariser Friedenskonferenzen 1919, hg. v. HELLMUTH RÖßLER, Göttingen 1966.
Irredenta niemiecka w Europie Środkowej i Południowo-Wschodniej przed II wojną światową, hg. v. HENRYK BATOWSKI, Katowice / Kraków 1971.
JEŻOWA, KAZIMIERA: Politische Propaganda in der deutschen Geographie, Danzig 1933.
Joseph Partsch – Wissenschaftliche Leistungen und Nachwirkungen in der deutschen und polnischen Geographie, hg. v. HEINZ PETER BROGIATO / ALOIS MAYR, Leipzig 2002.
JUREIT, ULRIKE: Das Ordnen von Räumen. Territorium und Lebensraum im 19. und 20. Jahrhundert, Hamburg 2012.
Kartographie und Staat. Interdisziplinäre Beiträge zur Kartographiegeschichte, hg. v. UTA LINDGREN, München 1990.
Kartohrafija ta istorija Ukrajiny. Zbirnyk naukovych prac', hg. v. JAROSLAV DAŠKEVYČ u. a., L'viv 2000.
KIEWISZ, LEON: Sprawy łotewskie w bałtyckiej polityce Niemiec w latach 1914–1919, Poznań 1970.
KITSIKIS, DIMITRI: Le rôle des experts à la Conférence de la paix de 1919. Gestation d'une technocratie en politique, Ottawa 1971.
Kontinuität und Diskontinuität der deutschen Geographie in Umbruchphasen. Studien zur Geschichte der Geographie, hg. v. UTE WARDENGA / INGRID HÖNSCH, Münster 1999.
KOSIŃSKI, PAWEŁ: Prusy Zachodnie 1914, Pomorze 1920. Ludność regionu wobec przemian politycznych okresu I wojny światowej, Warszawa 2002.
KOSSERT, ANDREAS: „Grenzlandpolitik" und Ostforschung an der Peripherie des Reiches. Das ostpreußische Masuren 1919–1945, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 51 (2003), 2, S. 117–146
KOSSOWSKA-CEZAK, URSZULA: Eugeniusz Romer – w 140. Rocznicę urodzin, in: Przegląd Geofizyczny 56 (2011), 1–2, S. 111–121.
KOSTRZEWSKI, ANDRZEJ: Stanisław Pawłowski (1882–1940), Poznań 2016.
KOVÁCS-BERTRAND, ANIKÓ: Der ungarische Revisionismus nach dem Ersten Weltkrieg. Der publizistische Kampf gegen den Friedensvertrag von Trianon (1918–1931), München 1997.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

KRZOSKA, MARKUS: Deutsche Ostforschung – polnische Westforschung. Prolegomena zu einem Vergleich, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 52 (2003), 3, S. 398–419.

LABBÉ, MORGANE: Les nationalités dans les Balkans: de l'usage des recensements, in: Espace géographique 26 (1997), 1, S. 35–48.

LABBÉ, MORGANE: „Reproduction" as a New Demographic Issue in Interwar Poland, in: A World of Populations. Transnational Perspectives on Demography in the Twentieth Century, hg. v. HEINRICH HARTMANN / CORINNA R. UNGER, New York / Oxford 2014, S. 36–57.

LABBÉ, MORGANE: Eugene Romer's 1916 Atlas of Poland. Creating a new Nation-State, in: Imago Mundi 70 (2018), 1, S. 94–113.

The Last Years of Austria-Hungary. A Multi-National Experiment in Early Twentieth-Century Europe, hg. v. MARK CORNWALL, Exeter ²2002.

LEONHARD, JÖRN: Das Erbe der Vielfalt: die europäischen Empires und die Friedensverträge nach 1918, in: Zeitschrift für Staats- und Europawissenschaften 10 (2012), 3, S. 361–384.

LEWANDOWSKI, JÓZEF: Federalizm. Litwa i Białoruś w polityce obozu belwederskiego (XI 1918–IV 1920), Warszawa 1962.

Ludomir Sawicki. W osiemdziesiątą rocznicę urodzin (1884–1964), hg. v. MARIA DOBROWOLSKA / RODION MOCHNACKI, Warszawa 1968.

LUNDGREEN-NIELSEN, KAY: The Polish Problem at the Paris Peace Conference. A Study of the Policies of the Great Powers and the Poles, 1918–1919, übers. v. ALISON BORCH-JOHANSEN, Odense 1979.

„Ład wersalski" w Europie Środkowej. Konferencja naukowa w IH PAN w Warszawie, 2–3 grudnia 1969 r., Wrocław 1971.

MACARTNEY, C[ARLILE] A[YLMER]: Hungary and Her Successors. The Treaty of Trianon and Its Consequences 1919–1937, Oxford 1937.

MACLEOD, ROY: 'Kriegsgeologen and Practical Men'. Military Geology and Modern Memory, 1914–18, in: British Journal for the History of Science 28 (1995), S. 427–450.

MANIKOWSKA, EWA: Visualising the Eastern Front: Heimatschutz and Survey Photography During the First World War, in: Acta Poloniae Historica 113 (2016), S. 113–137.

MARK, RUDOLF A.: Zur ukrainischen Frage im Ersten Weltkrieg. Flugschriften des ‚Bundes zur Befreiung der Ukraine' und ihm nahestehender Publizisten 1914–1916, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 33 (1984), 2, S. 196–226.

MAROSI, SÁNDOR: Geographical Research in Hungary, in: GeoJournal 32 (1994), 4, S. 434–440.

MARTÍNEK, JIŘÍ: Geografové v českých zemích 1800–1945 (biografický slovník), Praha 2008.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Mental Maps, hg. v. CHRISTOPH CONRAD, Göttingen 2002 [= Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), 3].
MIHAILESCU, VINTILA: Autochtonism and National Ethnology in Romania, in: CAS Working Paper Series 1 (2017), S. 3–26.
MITROVIĆ, ANDREJ: The Yugoslav Question, the First World War and the Peace Conference, 1914–20, in: Yugoslavism. Histories of a Failed Idea, 1918–1992, hg. v. DEJAN DJOKIĆ, London 2003.
MONMONIER, MARK: Eins zu einer Million. Die Tricks und Lügen der Kartographen, übers. v. DORIS GOESTNER, Basel 1996.
MOODIE, ARTHUR E.: The Italo-Yugoslav Boundary. A Study in Political Geography, London 1945.
MROCZKO MARIAN, Eugeniusz Romer (1871–1954). Biografia polityczna, Słupsk $^{2}$2010.
Neutrality in Twentieth-Century Europe. Intersections of Science, Culture, and Politics after the First World War, hg. v. REBECKA LETTEVALL / GEERT SOMSEN / SVEN WILDMALM, New York 2012.
NG, AMY: A Portrait of Sir Lewis Namier as a Young Socialist, in: Journal of Contemporary History 40 (2005), 4, S. 621–636.
NOWAK, ANDRZEJ: Pierwsza zdrada Zachodu. 1920 – zapomniany appeasement, Kraków 2015.
OKEY, ROBIN: Central Europe / Eastern Europe. Behind the definitions, in: Past & Present 137 (1992), S. 102–133.
ORZELL, LAURENCE J.: A „Hotly Disputed" Issue. Eastern Galicia at the Paris Peace Conference, 1919, in: The Polish Review 25 (1980), 1, S. 49–68.
OSOWSKA, ANNA / PRZYBYTEK, DARIUSZ: Thematic Maps in Eugeniusz Romer's Geographical and Statistical Atlas of Poland from 1916 – The Historical and Methodological Perspective (on the 100-year Anniversary of the Publication), in: Polish Cartographical Review 48 (2016), 2, S. 77–86.
Osteuropa kartiert – Mapping Eastern Europe, hg. v. JÖRN HAPPEL / CHRISTOPHE VON WERDT / MIRA JOVANOVIĆ, Münster 2010.
PAASIVIRTA, JUHANI: The Victors in World War I and Finland. Finland's Relations with the British, French and United States Governments in 1918–1919, Helsinki 1965.
PAJEWSKI, JANUSZ: „Mitteleuropa". Studia z dziejów imperializmu niemieckiego w dobie pierwszej wojny światowej, Poznań 1959.
PALSKY, GILLES: Emmanuel de Martonne and the Ethnographical Cartography of Central Europe (1917–1920), in: Imago Mundi 54 (2002), S. 111–119.
PASIERB, BRONISŁAW: Polskie prace przygotowawcze do Traktatu Pokojowego z Niemcami 1916–1948. Instytucje – ludzie – problemy, Wrocław 1996.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

PAUL, COSMINA: Uncovering Romania by Geography. A Study on How Geography in Romania Cultivated Lands and Romanians, in: Central European Journal of International and Security Studies, 2013, 2, S. 6–20.

PECKHAM, ROBERT SHANNON: National Histories, Natural States. Nationalism and the Politics of Place in Greece, London / New York 2001.

PELC, MARTIN: Erwin Hanslik a jeho hledání rakouské identity, in: Neviditelná loajalita? Rakoušané, Němci, Češi v české kultuře 19. Století, hg. v. VÁCLAV PETRBOK / TAŤANA MACHALÍKOVÁ, Praha 2016, S. 32–42.

PENTEK, ZDZISŁAW: Teodor Tyc (1896–1927). Biografia, Poznań 2012.

PETRÁŠ, RENÉ: Organisational Aspects of the Paris Peace Conference (1919–1920), in: Central European Papers III (2015), 2, S. 34–44.

PETRONIS, VYTAUTAS: Constructing Lithuania: Ethnic Mapping in Tsarist Russia, ca. 1800–1914, Stockholm 2007.

Problem granic i obszaru odrodzonego państwa polskiego (1918–1990), hg. v. ANTONI CZUBIŃSKI, Poznań 1992.

PUCCINI, SANDRA: Le immagini delle razze balcaniche nell'antropologia italiana tra le due guerre, in: La Ricerca Folklorica 34 (1996), S. 59–70.

PUŁASKI, MICHAŁ: Z dziejów genezy „Europy wersalskiej". Współpraca Słowian Zachodnich i Południowych w ostatnim etapie I wojny światowej, Wrocław 1974.

RAJ, KAPIL: Beyond Postcolonialism ... and Postpositivism. Circulation and the Global History of Science, in: ISIS 104 (2013), 2, S. 337–347.

REDEPENNING, MARC: Wozu Raum? Systemtheorie, critical geopolitics und raumbezogene Semantiken, Leipzig 2006.

'Regimes of Historicity' in Southeastern and Northern Europe, 1890–1945. Discourses of Identity and Temporality, hg. v. DIANA MISHKOVA / BALÁZS TRENCSÉNYI / MARJA JALAVA, Houndmills 2014.

Romantik, Revolution und Reform. Der Eugen Diederichs Verlag im Epochenkontext 1900–1949, hg. v. JUSTUS H. ULBRICHT / MEIKE G. WERNER, Göttingen 1999.

ROHLÍK, MIROSLAV: Prof. dr. Jan Kapras a Slezsko [Sonderdruck aus Slezský sborník 45 (1947), 4].

RÖSSLER MECHTILD, „Wissenschaft und Lebensraum". Geographische Ostforschung im Nationalsozialismus. Ein Beitrag zur Disziplingeschichte der Geographie, Berlin / Hamburg 1990.

SAUNDERS, DAVID: Britain and the Ukrainian Question (1912–1920), in: The English Historical Review 103 (1988), No. 406, S. 40–68.

SCHMIDT-RÖSLER, ANDREA: Rumänien nach dem Ersten Weltkrieg. Die Grenzziehung in der Dobrudscha und im Banat und die Folgeprobleme, Frankfurt am Main 1994.

SCHNEIDER, UTE: Die Macht der Karten. Eine Geschichte der Kartographie vom Mittelalter bis heute, Darmstadt $^{2}$2006.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

SCHRADER, BJÖRN: Die Geographiesierung der Nation: Der Beitrag der Geographie zum nationalen Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1789–1914, Leipzig 2015.

SCHULTZ, HANS-DIETRICH: Die deutschsprachige Geographie von 1800 bis 1970. Ein Beitrag zur Geschichte ihrer Methodologie, Berlin 1980.

SCHULTZ, HANS-DIETRICH: Europa als geographisches Konstrukt, Jena 1999.

SCHUMANN-BRAUNE, ELISABETH: Ecuador und die Erfindung des „país amazónico". Strategien diskursiver Aneignung des Amazonastieflandes im Kontext des ecuadorianisch-peruanischen Grenzkonflikts, Berlin 2000.

SEEGEL, STEVEN: Mapping Europe's Borderlands. Russian Cartography in the Age of Empire, Chicago / London 2012.

SETON-WATSON, HUGH & CHRISTOPHER: The Making of a New Europe. R. W. Seton-Watson and the Last Years of Austria-Hungary, Seattle 1981.

SIBORA, JANUSZ: Dyplomacja polska w I wojnie światowej, Warszawa 2013.

SLUGA, GLENDA: Bodies, souls and sovereignty. The Austro-Hungarian Empire and the Legitimacy of Nations, in: Ethnicities 1 (2001), 2, S. 207–232.

SLUGA, GLENDA: The Nation, Psychology, and International Politics, 1870–1919, Haundsmills 2006.

SMITH, WOODRUFF D.: The Ideological Origins Nazi Imperialism, Oxford 1986.

SOBCZAK JANUSZ, Propaganda zagraniczna Niemiec weimarskich wobec Polski, Poznań 1973.

Shared Space, Divided Space. Essays on Conflict and Territorial Organization, hg. v. MICHAEL CHISHOLM / DAVID M. SMITH, London 1990.

SMITH, KIMBERLY A.: Schiele, Hanslik, and the Allure of the Natural Nation, in: Austrian History Yearbook 33 (2002), S. 163–205.

SOSSA, ROSTISLAV I.: Istorija kartohrafuvannja terytoriji Ukrajiny. Vid najdavnišych časiv do 1920 r. Korotkyj narys, Kyjiv 2000.

STEBELSKY, IHOR: Putting Ukraine on the Map. The Contribution of Stepan Rudnyts'kyi to Ukrainian Nation-Building, in: Nationalities Papers 39 (2011), 4, S. 587–613.

STEIN, HARRY: Die Geographie an der Universität Jena (1786–1939). Ein Beitrag zur Entwicklung der Geographie als Wissenschaft, Wiesbaden 1972.

STOCZEWSKA, BARBARA: Litwa, Białoruś, Ukraina w myśli politycznej Leona Wasilewskiego, Kraków 1998.

STRAUCHOLD, GRZEGORZ: Kraj znany a państwo jeszcze nie. Rozważania o geografii wolnej Polski na łamach periodyków geograficznych II RP, in: Studia Geohistorica, 2013, 1, S. 48–56.

STROE, RĂSVAN: Emm. De Martonne's Work La Valachie and Its Influence upon the Romanian Geographical School, in: Analele Universităţii din Craiova. Seria Geografie 13 (2010), S. 5–29.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Subjektive Kartographie. Beispiele und sozialräumliche Praxis, hg. v. EGBERT DAUM / JÜRGEN HASSE, Oldenburg 2011.

SZOSTAKOWSKA, MAŁGORZATA: Stanisław Srokowski (1872–1950). Polityk, dyplomata, geograf, Olsztyn 1999.

ŠTOJKO, PAVLO: Stepan Rudnyc'kyj 1877–1937. Žyttepysno-bibliohrafičnyj narys, L'viv 1993.

ŠUBRTOVÁ, ALENA: Antonín Boháč – statistik a demograf. Život a dílo, Praha 1977 [= Sborník Národního muzea v Praze, A – Historie, sv. XXXII (1977), č. 1–3].

TER MINASSIAN, TALINE: Les géographes français et la délimitation des frontières balkaniques à la conférence de la paix en 1919, in: Revue d'histoire moderne et contemporaine 44 (1997), 2, S. 252–286.

THEINER, PETER: „Mitteleuropa"-Pläne im Wilhelminischen Deutschland, in: Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 10 (1984), S. 128–148.

Traktat ryski 1921 roku po 75 latach, hg. v. MIECZYSŁAW WOJCIECHOWSKI, Toruń 1998.

TRGOVČEVIĆ, LJUBINKA: Nauka o granicama. Jovan Cvijić na konferenciji mira u Parizu 1919–1920, in: Zbornik Janka Pleterskega, hg. v. OTO LUTHER / JURIJ PEROVŠEK, Ljubljana 2003, S. 313–318.

Trianon and East Central Europe. Antecedents and Repercussions, hg. v. BÉLA K. KIRÁLY / LÁSZLÓ VESZPRÉMY, Highland Lakes, NJ 1995.

TROEBST, STEFAN: „Macedonia heroica". Zum Makedonier-Bild der Weimarer Republik, in: Südost-Forschungen IL (1990) [Sonderdruck].

TROEBST, STEFAN: Pro macedonia, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 24.06.2006.

TROEBST, STEFAN: Das Makedonische Jahrhundert. Von den Anfängen der nationalrevolutionären Bewegung zum Abkommen von Ohrid 1893–2001, München 2007.

VASOVIČ, MIROSLAV: Jovan Cvijić. Naučnik, javni radnik, državnik, Novi Sad 1994.

Versailles 1919. Ziele – Wirkung – Wahrnehmung, hg. v. GERD KRUMEICH / SILKE FEHLMANN, Essen 2001.

Versailles – St. Germain – Trianon. Umbruch in Europa vor fünfzig Jahren, hg. v. KARL BOSL, Wien / München 1971.

WASKAN, JAN: Problem przynależności państwowej ziem byłego Wielkiego Księstwa Litewskiego w myśli politycznej obozu narodowego 1893–1921, Bydgoszcz 2006.

WATSON, D. R.: Jean Pélissier and the Office central des Nationalités, 1912–1919, in: The English Historical Review 110 (1995), Nr. 439, S. 1191–1206.

We, the People. Politics of National Peculiarity in Southeastern Europe, hg. v. DIANA MISHKOVA, Budapest / New York 2009.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

WILKINSON, H[ENRY] R[OBERT]: Maps and Politics. A Review of the Ethnographic Cartography of Macedonia, Liverpool 1951.
WOLFF-POWĘSKA, ANNA: Doktryna geopolityki w Niemczech, Poznań 1979.
ZAMOYSKI, JAN: Powrót na mapę. Polski Komitet Narodowy w Paryżu 1914–1919, Warszawa 1991.
ZEIDLER, MIKLÓS: Ideas on Territorial Revision in Hungary 1920–1945, übers. v. THOMAS J. und HELEN DEKORNFELD, Wayne, NJ 2007.
ZETTERBERG, SEPPO: Die Liga der Fremdvölker Russlands 1916–1918. Ein Beitrag zu Deutschlands antirussischem Propagandakrieg unter den Fremdvölkern Russlands im Ersten Weltkrieg, Helsinki 1978.
ZIÓŁKOWSKI, DAMIAN: Zapomniany kartograf i geograf – Eugeniusz Romer (1871–1954), Bd. 2, in: Bibliotheca Nostra 1 (2008), 1, S. 7–14.
ŻURAWSKI vel GRAJEWSKI, PRZEMYSŁAW: Sprawa ukraińska na konferencji pokojowej w Paryżu w roku 1919, Warszawa 1995.
ŻYSZKOWSKA, WIESŁAWA: Semiotyczne aspekty wizualizacji kartograficznej, Wrocław 2000.

## Abbildungen*

Abb. 1, S. 26: Brief von Eugeniusz Romer an Albrecht Penck, undatiert (wahrscheinlich um 1898).
Leibniz-Institut für Länderkunde, Archiv für Geographie, Nachlass Albrecht Penck, Sign. 871/8, Bl. 332–334.

Abb 2, S. 37: Ausschnitt einer ethnografischen Karte des Balkans von Jovan Cvijić aus dem Jahr 1913.
Aus: Petermanns Mitteilungen 59 (1913).

Abb. 3, S. 38: Ausschnitt einer ethnografischen Karte des Balkans von Anastas Iširkov aus dem Jahr 1915.
Aus: Petermanns Mitteilungen 61 (1915).

Abb. 4, S. 59: Liste der österreichisch-ungarischen wissenschaftlichen Expeditionen auf dem Balkan während des Krieges.
Archiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Balkan-Kommission.

Abb. 5 a) und b), S. 66 f.: Teile einer Karte aus der französischen und tschechischen Ausgabe der Arbeit von Lubor Niederle.

* Die Kartenseiten aus den zitierten Publikationen sind jeweils unpaginiert.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Aus: LUBOR NIEDERLE, Slovansky svět. Zeměpisny a statisticky obraz současneho Slovanstva, Praha 1909; DERS., La race Slave. Statistique – Demographie – Anthropologie, übers. v. LOUIS LEGER, Paris 1916.

Abb. 6, S. 82: Vortragsprogramm über die Slawische Welt am *Institute d'Études slaves*.
Arhiv Srpske Akademije Nauka i Umetnosti (ASANU), Belgrad, Fond Jovan Cvijić.

Abb. 7, S. 104: Karte der Germanisierung der tschechischen Gebiete, angefertigt von Jan Kapras.
Aus: Die tschechoslowakischen Denkschriften für die Friedenskonferenz von Paris 1919/1920, hg. v. HERMANN RASCHHOFER, Berlin $^{2}$1938.

Abb. 8, S. 118: Illustration der Theorie des oberen Flussverlaufs, Viktor Dvorský, 1918.
Aus: VIKTOR DVORSKY, Území českého národa, Praha 1918.

Abb. 9, S. 124: Brief von Viktor Dvorský an Jovan Cvijić vom 13. Januar 1921 mit der Bitte um Unterstützung der Nominierung von Tomáš G. Masaryk für den Nobelpreis.
Arhiv Srpske Akademije Nauka i Umetnosti (ASANU), Belgrad, Fond Jovan Cvijić.

Abb. 10, S. 137: Karte Erwin Hansliks aus „Der östliche Kriegsschauplatz" (1915).
Aus: STEFAN RUDNYĆKYJ, Der östliche Kriegsschauplatz, Jena 1915.

Abb. 11, S. 138: Karte L'onhin Cehel'skyjs aus „Die großen politischen Aufgaben des Krieges im Osten und die ukrainische Frage" (1915).
Aus: Longin Cehelskyj, Die großen politischen Aufgaben des Krieges im Osten und die ukrainische Frage, Berlin 1915.

Abb. 12, S. 140: Karten, die Chvedir Vovks Studie beilagen (1916).
Aus: CHVEDIR Vovk, Studiji z ukrajins'koj etnohrafiji ta antropolohiji, Praha 1926 (Erstausgabe: 1916).

Abb. 13, S. 141: Ausschnitt einer Karte der Weißrussischen Volksrepublik einschließlich einiger Gebiete, über deren Zugehörigkeit Uneinigkeit mit der Ukraine bestand (1918).
Aus: Weißruthenien. Land – Bewohner – Geschichte – Volkswirtschaft – Kultur – Dichtung, hg. v. WALTER JÄGER, Berlin 1919.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Abb. 14, S. 143: Mazedonien nach Vladimír Sís (1918).
Aus: VLADIMÍR SÍS, Mazedonien. Eine Studie über Geographie, Geschichte, Volkskunde und die wirtschaftlichen und kulturellen Zustände des Landes mit statistischen Ergänzungen, Zürich 1918.

Abb. 15, S. 146: Beweise für die Fälschungen der ungarischen Statistik, die die tschechoslowakische Delegation in Paris vorlegte.
Aus: Die tschechoslowakischen Denkschriften für die Friedenskonferenz von Paris 1919/1920, hg. v. HERMANN RASCHHOFER, Berlin $^{2}$1938.

Abb. 16, S. 150: Ethnografische Karte Tschechiens, die der Arbeit „Das böhmische Volk" (1916) beilag.
Aus: Das böhmische Volk. Wohngebiete, körperliche Tüchtigkeit, geistige und materielle Kultur, hg. v. ZDENĚK TOBOLKA, Prag 1916.

Abb. 17, S. 152: Ausschnitt einer ethnografischen Karte Osteuropas von Stepan Rudnyc'kyj (1916).
Aus: STEPHAN RUDNYĆKYJ, Ukraina. Land und Volk. Eine gemeinfassliche Landeskunde, Wien 1916.

Abb. 18, S. 159: Nationalitätenkarte des preußischen Teilungsgebietes von Józef Kostrzewski (1919).
Mapa narodowościowa ziem dotychczasowego zaboru pruskiego 1:2000000: na podstawie urzędowych spisów ludności z r. 1905 i 1910: ze statystyką narodowościową dzielnicy pruskiej, Poznań 1919.

Abb. 19, S. 160: Eugeniusz Romer (1916): „Polnische Schulkinder in Preußen".
Aus: EUGENIUSZ ROMER, Geograficzno-statystyczny atlas Polski, Warszawa / Kraków 1916.

Abb. 20, S. 161: Ausschnitt einer Karte des deutsch-polnischen Grenzgebietes von Jakob Spett (1918).
Aus: WALTER GEISLER, Die Sprachen- und Nationalitätenverhältnissen an den deutschen Ostgrenzen und ihre Darstellung. Kritik und Richtigstellung der Spettschen Karte, Gotha 1933.

Abb. 21, S. 163: Ausschnitt von Spetts Karte mit der Masurischen Seenplatte.
Aus: Ebd.

Abb. 22, S. 167: Ethnografische Karte von Pál Teleki (1919).
Aus: Magyarország néprajzi térképe a népsűrűség alapján, Budapest 1919.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Abb. 23, S. 169: Ethnografische Karte Ungarns von Károly Kogutowicz (1927).
Aus: KAROLY KOGUTOWICZ, Magyarország néprajzi térképe, Budapest 1927.

Abb. 24, S. 174: Ergebnisse der Volksabstimmung in Kärnten nach Martin Wutte.
Leibniz-Institut für Länderkunde, Archiv für Geographie, Nachlass Wilhelm Volz, unpaginiert.

Abb. 25, S. 175: Ethnografische Punktekarte Oberschlesiens von Wilhelm Volz.
Leibniz-Institut für Länderkunde, Archiv für Geographie, Nachlass Wilhelm Volz, unpaginiert.

Abb. 26, S. 177: Ethnografische Karte der deutsch-polnischen Grenzregion in Westpreußen und Posen von Albrecht Penck (1919).
Aus: Ist die Ostmark unbestreitbar polnisches Gebiet? Kurze zahlenmäßige Sachdarstellung mit zwei Sprachenkarten von Prof. Dr. A. Penck und sieben graphischen Tafeln von Prof. Dr. Silbegleit, Berlin $^{3}$1919.

Abb. 27, S. 180: Konfessionskarte Ostgaliziens von Stanisław Pawłowski (1919).
Aus: STANISŁAW PAWŁOWSKI, Ludność rzymsko-katolicka w polsko-ruskiej części Galicji, Lwów 1919.

Abb. 28, S. 182: Karte der Bevölkerungsdichte der polnischen Bevölkerung von Jerzy Smoleński (1934).
Aus: JERZY SMOLEŃSKI, Ludność o języku ojczystym polskim na obszarze Rzeczypospolitej Polskiej, Warszawa 1934.

Abb. 29, S. 184: „Übertreffen" und „Defizite" der polnischen Bevölkerung nach Jerzy Smoleński.
Aus: Ebd.

Abb. 30, S. 186: „Überschüsse" und „Defizite" der Ukrainer auf der Karte von Volodymyr Kubyjovyč (1937).
Aus: Atlas Ukrajiny i sumežnych krajiv, hg. v. VOLODYMYR KUBYJOVYČ, L'viv 1937.

Abb. 31 a) und b), S. 194 f.: Struktur des Grundeigentums und der Industriebevölkerung in den polnischen Gebieten nach Eugeniusz Romer (1916).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Aus: EUGENIUSZ ROMER, Geograficzno-statystyczny atlas Polski, Warszawa / Kraków 1916.

Abb. 32 a) und b), S. 213: Tektonische und geologische Karte der Ukraine nach Stepan Rudnyc'kyj (1916).
Aus: STEPHAN RUDNYĆKYJ, Ukraina. Land und Volk. Eine gemeinfassliche Landeskunde, Wien 1916.

Abb. 33, S. 217: Karte der Verkehrswege in den polnischen Gebieten von Eugeniusz Romer (1916).
Aus: EUGENIUSZ ROMER, Geograficzno-statystyczny atlas Polski, Warszawa / Kraków 1916.

Abb. 34, S. 219: Die Vegetation der tschechischen Gebiete nach Karel Domin (1918).
Aus: VIKTOR DVORSKY, Území českého národa, Praha 1918.

Abb. 35, S. 220: Karte der Vegetation in den ukrainischen Gebieten von Stepan Rudnyc'kyj (1916). Die Linie der Kreuze kennzeichnet die Ausbreitung der Buchen.
Aus: STEPHAN RUDNYĆKYJ, Ukraina. Land und Volk. Eine gemeinfassliche Landeskunde, Wien 1916.

Abb. 36, S. 221: Geologie und ethnische Beziehungen auf der Karte von Viktor Dvorský (1918).
Aus: VIKTOR DVORSKY, Území českého národa, Praha 1918.

Abb. 37, S. 223: Höhe des Gebietes und Nationalität der Einwohner auf der Karte von Viktor Dvorský (1918).
Aus: Ebd.

Abb. 38, S. 225: Die Verbindung der Rumänen mit der „karpatischen Zitadelle" nach Simion Mehedinţi (1941).
Aus: SIMION MEHEDINŢI, Was ist Siebenbürgen?, Bukarest 1941.

Abb. 39, S. 231: Die siebenbürgischen Flüsse und die Karpaten nach Entfernung der Bezeichnung Siebenbürgen von der Karte Simion Mehedinţis.
Aus: Ebd.

* * *

Cover: Abb. 31a (hinten), Abb 32 a) (unten rechts), Abb. 32 b) (vorne), Abb. 19 (unten links).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

# Personenregister


Agnelli, Giovanni 96
Albert, Wilhelm 164
Antipa, Grigore 12, 204, 262
Antoniewicz, Włodzimierz 13
Apponyi, Albert 105
Arctowski, Henryk 238, 241
Arldt, Theodor 53

Barmm, Rudolph 47
Bazaly, Albert 258
Behrmann, Walter 58
Beneš, Edvard 96, 114, 128
Beseler, Hans von 55, 77
Bismarck, Otto von 50
Boháč, Antonín 12, 155-157, 173
Boulineau, Emmanuelle 108
Bowman Isaiah 24, 112, 115, 116, 118-120, 122, 123, 128, 129, 165, 236, 247, 249, 259
Brătianu, Ion 107, 110
Braun, Fritz 215
Braun, Gustav 53
Brockdorff-Rantzau, Ulrich 99
Brogiato, Heinz Peter 40
Brunhes, Jean 21, 90, 236
Bujak, Franciszek 99
Bystroń, Jan Stanisław 62, 63

Cehel'skyj, L'onhin 138, 153
Chalupný, Emanuel 12, 13, 223
Claaß, Heinrich 49
Claval, Paul 18
Clemenceau, Georges 127
Colonna, Prospero 96
Conrad, Benjamin 164
Creutzburg, Nicolaus 249, 251
Cvijić, Jovan 12, 13, 16, 22, 23, 25, 27, 31-37, 39, 45, 60, 63, 81, 83-85, 88, 93, 101, 106-109, 114-116, 122, 124-126, 128, 142, 143, 147, 205, 206, 211, 212, 223, 242, 243, 246, 247, 251, 258, 259, 262
Czekanowski, Jan 12, 14, 16, 120, 121, 144, 151, 179, 193, 242

Dainelli, Giotto 210
Daneš, Jiří V. 12, 85, 243, 259
Davis, William Morris 24, 25, 27, 28, 111, 112, 119
Demangeon, Albert 236
Dembiński, Bronisław 15
Denis, Ernest 70, 118, 236
Diederichs, Eugen 14
Dillon, Emile J. 110
Dimitrescu-Aldem, Alexsandu 22
Dmowski, Roman 94, 95, 97, 98, 114, 121, 125, 127, 128, 196, 198
Domin, Karel 218, 219, 243
Dorošenko, Dmytro 260
Drăghicescu, Dumitru 96
Dragilescu s. Drăghicescu
Duančić, Vedran 10
Duda, Fr. 100
Dvorský, Viktor 12, 15, 116-118, 124, 125, 142, 220-223, 225-227, 243, 262


DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Eckert, Max 134
Erdeljanović, Jovan 13, 19, 63, 64, 262
Errera, Carlo 166, 207

Földes, Béla 156
Franz Josef I., Kaiser v. Österreich 93
Freud, Sigmund 8
Friederichsen, Max 55, 57, 78, 79

Gabrys-Paršaitis, Juozas 68-70, 118
Geisler, Walter 134, 158, 162, 164
Gobineau, Joseph Arthur 83
Golopenţia, Anton 257
Gopčević , Spiridon 34
Górczyński, Władysław 217
Górny, Justyna 10
Grabowski, Adolf 228
Gusti, Dimitrie 205

Haberlandt, Arthur 60, 63, 64
Hanslik, Erwin 12, 22, 42, 43, 136-139, 202, 209, 210, 258, 259, 261
Harley, John Brian 132
Hartshorne, Richard 165
Haslinger, Peter 7, 8, 200
Hassinger, Hugo 53, 79
Haushofer, Karl 228, 229
Hausmann, Guido 10
Hehn, Viktor von 54
Hettner, Alfred 24, 48, 50, 113, 214
Hitler, Adolf 248
Hoetzsch, Otto 49
Horváth, Franz Sz. 189
House, Edward M. 90
Hruševs'kyj, Mychajlo 15, 65
Hunkel, Ernst 52

Iširkov, Anastas 12, 19, 25, 27, 31, 33, 34, 38, 39, 69, 83, 101, 243, 244, 260

Jakubski, Antoni W. 220
Janowsky, Maciej 10
Jeżowa, Kazimiera 166
Johnson, Douglas W. 112
Jureit, Ulrike 164, 230

Kaindl, Raimund Friedrich 145
Kančev, Vasyl 34
Kapras, Jan 100, 104, 148, 149, 193
Kirchhoff, Alfred 227
Kjellén, Rudolf 227
Knospe, Paul 47
Kogutowicz, Károly 168-170
Kondracki, Jerzy 245
Konopczyński, Władysław 101, 102, 120
Kopernicki, Izydor 72
Köppen, Vladimir 217
Korduba, Myron 145, 149
Kosmat, Franz 246
Kostrzewski, Józef 158, 159, 162
Kozicki, Stanisław 149
Kramář, Karel 128
Kranz, Max 49
Krzoska, Markus 203
Kubyjovyč, Volodymyr 185, 186

Labbé, Morgane 10, 157
Lange, Friedrich 171
Langhans, Paul 40, 163
Lavisse, Ernest 90
Leger, Louis 65
Lencewicz, Stanisław 78, 240, 241
Lenkiewicz, Zygmunt 14
Lloyd George, David 98, 110
Lord, Robert H. 119, 121
Loret, Maciej 96
Lubicz-Zaleski, Zygmunt 95
Lukas, Georg A. 48
Lupu, Nicolae 96
Lutosławski, Wincenty 198
Lyde, Lionel W. 88, 89, 126, 226

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Mackinder, Halford 89, 226
Margerie, Emmanuel de 81
Marinelli, Olinto 207
Martonne, Emmanuel de 12, 20-22, 25, 27, 70, 90, 106-109, 115, 118, 120, 121, 147, 168, 179, 205, 214, 216, 224, 230, 231, 235, 236, 245, 247, 263
Masaryk, Tomáš G. 93, 124
Maull, Otto 228
Mazzini, Giuseppe 97
Mecking, Ludwig 248, 249
Mędrzeecki, Włodzimierz 9
Mehedinţi, Simion 12, 15, 19, 21, 25, 27, 125, 205, 218, 225-227, 231, 233, 234, 257, 263
Meyer-Heydenhagen, Maximilian W. 75
Milojević, Borivoje 243
Moon, Parker Thomas 118, 126
Mortensen, Hans 248-250
Mrazec, Ludovic 12, 15, 16, 119, 262

Nałkowski, Wacław 214
Namier, Lewis 92
Naumann, Friedrich 51, 52, 54, 209
Niederle, Lubor 12, 64-66, 68, 72, 136, 151, 262
Niedzielski, Stanisław 153
Nikolaides, Kleantes 34
Nowack, Ernst 247
Nowak, Andrzej 113

O'Brien, Annie 32
Oberhummer, Eugen 64, 147, 260
Oncken, Hermann 53
Orlando, Vittorio Emanuele 107, 191, 192

Pannenkowa, Irena 197
Partsch, Joseph 41-43, 51, 53, 61, 77, 78, 164
Pašić, Nikola 81, 128
Passarge, Siegfried 24
Pawłowski, Stanisław 12, 13, 15, 22, 80, 117, 121, 178-180, 220, 238, 242, 255-258, 261
Pélissier, Jean 69
Penck, Albrecht 7, 21-30, 39, 41, 42, 45, 51, 53-55, 64, 72, 77, 78, 81, 84, 136, 147, 172, 177, 178, 202-204, 206-208, 211, 212, 218, 227, 235, 236, 239, 246, 247, 258-262, 265
Perles, Moritz 160
Perthes, Justus 160, 164
Piłsudski, Józef 14
Praesent, Hans 154
Pułaski, Franciszek 98

Radev, Žeko 22, 247, 260
Ratković, Stjepan 254, 258
Ratzel, Friedrich 17, 19, 20, 47, 88, 227, 247, 263
Rehman, Antoni 27
Revelli, Paólo 198
Ripley, William Z. 83
Ritter, Carl 227
Rizov, Dimit'r 142
Rohrbach, Paul 54
Romer, Eugeniusz 12-16, 22, 23, 25-31, 39, 70, 71, 76-81, 85, 106, 114, 116-123, 125-128, 142, 144, 151, 155, 160, 163, 166, 172, 179, 181-183, 187, 188, 194-197, 214-218, 220, 225-227, 232-236, 239, 241, 242, 245, 247, 249, 255, 256, 258, 261, 263-265
Rónai, András 188, 189
Roncagli, Giovanni 211
Rossknecht-Romerowa, Jadwiga v. 263

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Rostafiński, Józef 218
Roth, Károly 247
Rousseau, Jean-Jacques 15
Rudnyc'kyj, Stepan 12, 15, 16, 22, 27-31, 39, 71-77, 81, 85, 92, 136, 139, 144, 151, 152, 205, 206, 212-214, 216, 219, 220, 226, 228, 233, 234, 242, 260, 261
Rufini, Francesco 96

Salvenini, Gaetano 96
Sapper, Karl 208
Sawicki, Ludomir 12, 16, 22, 25, 27, 61, 78, 242, 254, 255, 260
Schmidt, E. 87
Schultz, Arved 63
Schwerin, Friedrich von 49, 50
Šenoa, Milan 252
Sering, Max 50, 164
Seton-Watson, Robert William 93, 96, 110, 236
Seymour, Charles 105, 110
Sieger, Robert 112, 113, 208
Simmer, Hans 210
Sis, Vladimír 116, 142, 143
Skirmunt, Konstanty 96
Smiljanović, Manojlo V. 20, 21
Smith, Woodruff D. 52
Smoleński, Jerzy 22, 181-185, 232, 233, 243, 261
Smolka, Stanisław 75, 92, 93
Sonnino, Sidney 191, 192
Spett, Jakob 158, 160-166, 173, 188, 228
Srokowski, Stanisław 12, 100
Stalin, Josef 185
Stanojević, Milivoje 251, 253
Steed, Henry Wickham 96
Štefánik, Milan R. 96
Supan, Aleksander 40, 87
Švambera, Václav 19, 243

Talko-Hryncewicz, Julian 72
Teleki, Pál 12, 105, 123, 166-168, 188, 189, 199, 201, 247, 262
Ter Minassian, Taline 125
Toynbee, Arnold 87
Trumbić, Ante 95, 128
Tyminiecki, Kazimierz 215

Vacher de Lapouge, Georges 83
Vâlsan, George 147, 151, 224, 226, 260
Velyčko, Hryhoryj 71, 260, 261
Vidal de la Blanche, Paul 15, 17-19, 83, 90, 108
Volz, Wilhelm 173, 175, 176, 201
Vovk, Chvedir 72, 139, 140
Vujević, Pavle 12, 22, 262

Wagner-Jauregg, Julius 259
Wakar, Władysław 181
Wallis, Bertie Cotterell 146
Wasilewski, Leon 196
Wąsowicz, Józef 71, 164, 170
Waterstadt, Friedrich 49
Watson, S. W. s. Seton-Watson, Robert William
Weber, Max 164
Wilhelm II., Kaiser v. Deutschland 195
Wilkinson, Henry Robert 32
Wilkinson, Spencer 89
Wilson, Thomas 69, 90, 91, 107, 191, 192, 196
Woodrow Wilson, Thomas s. Wilson, Thomas
Wundt, Wilhelm 85
Wutte, Martin 174

Zaborski, Bogdan 187
Zamorski, Jan 96
Żegota-Januszaitis, Marian 14
Županić, Niko 22, 242, 243, 262

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

# Geografisches Register


Adria 136, 198, 212
Afrika 43, 58
Ägäis 136
Ägypten 237
Alaska 122
Albanien 34-36, 60, 246, 248
Albanische Alpen 20
Alpen 207, 209
Alpenprovinzen 22
Amsterdem 257
Apulien 211
Asien 226

Balkan 9, 20, 35-39, 59, 69, 73, 84, 90, 108, 112, 115, 135, 147, 206, 247, 253, 260
Balkanhalbinsel 108, 115-116, 210-211
Banat 107, 171
Belarus (Weißrussland, Weißrussische Republik) 119, 139, 141, 212
Belfort 48
Belgien 52, 236
Belgrad 81, 106, 247, 262
Berlin 19, 22, 24, 50, 64, 74-75, 92, 99, 142, 147, 172, 185, 246, 260
Bern 239
Beskiden 29, 42
Bessarabien 218, 262
Biala (Biała) 42, 43
Biała s. Zülz
Bomst (Kreis) 41
Borislau (Borysław, Boryslav) 243
Bosnien 23, 34, 35
Böhmen (s. auch Tschechien, Tschechoslowakei) 148
Böhmisches Becken 117, 221
Brasilien 237
Bratislava 13
Brest-Litowsk (Brest, Brześć) 54, 70, 71, 74, 92
Britische Inseln 32
Britisches Empire 52
Bromberg (Bydgoszcz) 163
Brüssel 236, 237, 241
Brześć s. Brest-Litowsk
Budapest 123
Bug 265
Bukarest 15, 58, 147, 252
Bukowina 171, 210
Bulgarien 31, 36, 51, 55, 142, 157, 243-244
Bydgoszcz s. Bromberg

Cambridge 237, 239, 241
Charkiv 260-261
Cholmer Land 54, 153
Cluj-Napoca s. Klausenburg
Czernowitz 253

Dalmatien 165, 191, 210-212
Dalmatisches Vorgebirge 211
Danzig (Gdańsk) 97, 112, 119, 240, 249-251, 264
Daugavpils s. Dünaburg
Debreczin 247
Den Haag 80


DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Deutsches Reich s. Deutschland
Deutschland (Deutsches Reich) 8, 16, 48-51, 53-55, 70, 74, 92, 97, 99, 113, 135, 136, 139, 158, 162, 165, 173, 176, 201, 210, 215, 224, 227, 236, 243, 245, 247-249, 253, 255, 256
Dinarisches Gebirge 21, 23
Dniepr (Fluss) 53, 100, 216
Dnister (Fluss) 27-29, 31, 72, 216, 218
Dobromyl' 71
Dobrudscha 60
Donau 53, 119, 204-205, 253
Drohobyč 70
Dubenka 153
Düna (Daugava) (Fluss) 216, 250
Dünaburg (Daugavpils) 71

Elbe (Fluss) 53
Ełk s. Lyck
Elsass 51, 210
England (s. auch Großbritannien) 239
Ermland 164, 173
Estland 152
Europa (s. auch Mitteleuropa, Osteuropa, Ostmitteleuropa, Südosteuropa, Westeuropa) 8, 9, 19, 64, 66, 79, 87, 94, 116, 117, 139, 142, 151, 189, 191, 216, 218, 219, 226, 236-238, 266

Finnischer Meerbusen 136
Finnland 50, 55, 237
Fiume s. Rijeka
Flandern 210
Frankfurt an der Oder 49
Frankreich 15, 16, 34, 51, 69, 90, 102, 126, 210, 211, 236, 239, 253
Französische Republik s. Frankreich
Fraustadt in Schlesien (Kreis) 41

Galizien (s. auch Ostgalizien) 28, 42, 70, 145, 179, 208, 210
Gdańsk s. Danzig
Genf 98, 119
Glatzer Kessel 104
Glogau (Głogów) 41
Goniądz 71
Gorlice 54
Gotha 163
Graz 145
Greifswald 154
Griechenland 157
Grodno (Hrodna) 70
Großbritannien (s. auch England) 102, 126, 211, 235

Hamburg 47
Heidelberg 50
Herzegowina 23, 34
Hintereuropa 53
Horyn 100
Hrodna s. Grodno
Hrubieszów 153

Iberische Halbinsel 9
Isonzo (Fluss) 208
Istrien 192, 251
Italien (s. auch Ostitalien) 102, 191, 192

Japan 22, 102
Jena 10
Jugoslawien (Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen) (s. auch Serbien) 81, 104, 107, 108, 155, 157, 192, 224, 241, 243, 251, 261

Kairo 237-239
Kaliningrad s. Königsberg

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kalmückien 68
Kam'janec' Podil'skyj 218
Kärnten 107-109, 173-174
Karpaten (s. auch Vorkarpaten) 20, 29, 30, 168, 179, 187, 199, 205, 209, 218, 222, 224, 231, 253
Karpatenrussland 103
Karpatenukraine 222-223
Kiew (Kiiv) 71, 92, 264
Kilikien 110
Kirgistan 68
Klagenfurter Becken 107, 115
Klausenburg (Cluj-Napoca) 224, 230
Kleinitz (Klenica) 41
Kolno 183
Kongresspolen 49, 58, 79
Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen s. Jugoslawien
Königsberg (Kaliningrad) 71
Kosów (Kossiv) 14
Krakau (Kraków) 75, 240, 261, 263
Kuban 73
Kurland 49

Lausanne 68
Lausitz 103
Leipzig 10, 19, 201
Lemberg (Lwów, L'viv) 14, 15, 27, 28, 30, 65, 72, 73, 76, 78, 106, 116, 117, 123, 142, 151, 153, 179, 185, 197, 214, 216, 235, 243, 261, 263, 264
Lettgallen 70
Lettland 152
Litauen 49, 70, 99, 117, 152, 179, 203, 240, 265
Ljubljana 243, 244
London 81, 88, 92, 97, 126, 191, 263
Los Angeles 259
Lothringen 48, 51
Lublin 62
Łuków 153
Luxemburg 52
L'viv, Lwów s. Lemberg
Lyck (Ełk) 71

Mähren 117, 148, 222
Mariza (Fluss) 21
Marosch (Mureş) (Fluss) 119
Masuren 164, 173
Masurische Seeplatte 163
Mazedonien 21, 31-36, 133, 142, 143, 246, 248, 251
Memel (Nemunas, Niemen) (Fluss) 216, 250
Metz 51
Międzyrzec 241
Minnesota 165
Minsk 70, 71
Mitteleuropa (s. auch Europa, Osteuropa, Ostmitteleuropa, Südosteuropa, Westeuropa) 8, 52, 55, 97, 112, 114, 115, 157, 166, 188, 216, 219, 233, 235, 238, 242, 246, 247, 250, 253, 255, 265
Mittelmeer 208
Montenegro 60, 64, 248
Morava-Vardar-Furche 20
Mosel (Fluss) 51
München 74
Münster 248
Mureş s. Marosch

Nadvirna 71
Nemunas s. Memel
Neiße (Nysa) (Fluss) 117
Ner 264
Netze (Noteć) (Fluss) 264
Neuchâtel 78
Neuguinea 58
Neuilly-sur-Seine 157

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

New York 123
Niederlande 52, 237
Niederschlesien (s. auch Oberschlesien, Schlesien, Teschener Schlesien) 110
Niemen s. Memel
Nil (Fluss) 205
Nordsee 48
Norwegen 237
Noteć s. Netze
Nysa s. Neiße

Oberschlesien (s. auch Niederschlesien, Schlesien, Teschener Schlesien) 76, 103, 110, 122, 171, 175, 178
Oder (Odra) (Fluss) 53, 99, 117, 216, 264
Okuniew 241
Oranienburg (Sachsenhausen) 261
Osteuropa (s. auch Europa, Mitteleuropa, Ostmitteleuropa, Südosteuropa, Westeuropa) 21, 42, 57, 97, 136, 151, 152, 212
Ostgalizien (s. auch Galizien) 70, 74, 119, 121, 122, 178-180, 197
Ostitalien (s. auch Italien) 212
Ostmitteleuropa (s. auch Europa, Mitteleuropa, Osteuropa, Südosteuropa, Westeuropa) 7, 9, 11, 17, 19, 21, 22, 25, 43, 45, 51, 52, 54, 56, 65, 69, 75, 76, 90, 92, 101, 112, 122, 124, 125, 126, 131, 135, 171, 176, 188, 196, 203, 226, 262
Ostpolen (s. auch Polen) 255
Ostpreußen (s. auch Preußen, Westpreußen) 54, 133, 170, 172, 178, 240
Ostsee 97, 99, 115, 116, 172, 216, 226, 233
Österreich (s. auch Österreich-Ungarn) 44, 96, 109, 173, 197, 207, 209, 236, 237, 245, 258
Österreich-Ungarn (s. auch Österreich) 34, 48, 51, 55, 92, 93, 95, 104, 115, 116, 135, 191, 209

Paris 7, 11, 19, 24, 66, 69, 70, 77, 80, 81, 95, 97-99, 101, 103, 104, 106, 107, 110, 113, 114, 122, 126, 127, 145, 146, 179, 189, 191, 193, 196, 197, 199, 234, 235, 265
Pinsk 71
Piotrków 240
Płock 183
Po (Fluss) 210, 212
Podlachien 137
Podolien 28, 179, 183, 250
Pokutien 14
Polazk (Połock) 71
Polen (*Rzeczpospolita*, Zweite Polnische Republik) (s. auch Ostpolen, Südostpolen) 21, 39, 49, 54, 55, 57, 58, 61, 76, 77, 80, 81, 91, 99, 113, 115, 118, 155, 156, 160, 165, 172, 181, 194, 196, 201, 202, 215-218, 232, 233, 236, 238, 240, 243, 246, 248-250, 254, 256, 257, 261
Polesien 265
Połock s. Polazk
Pommern 178, 250
Pontisch-Baltischer Streifen 226, 227
Posen (Poznań) 51, 177, 261, 264
Posen (Provinz) 41, 178
Prag (Praha) 13, 65, 98, 242-244, 260, 262
Preußen (s. auch Ostpreußen, Westpreußen) 51, 160, 172, 229, 233
Pruszków 263

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Prypjat' 73, 137
Przasnysz 183
Przemyśl 151
Pułtusk 183

Radzyń 153
Rawa 183
Rhein (Fluss) 53, 89
Rhodopen 21
Riga 264
Rijeka (Fiume) 192, 243, 244
Rom 92, 95-97, 191
Rotruthenien (s. auch Ruthenien) 265
Rumänien 20, 71, 104, 107, 109, 115, 116, 119, 168, 218, 224, 230-233, 236, 241, 245, 246, 248, 252-254, 257
Russland (Russisches Imperium) (s. auch Sowjetunion, Südrussland) 9, 22, 49, 50, 54, 110, 119, 196, 237
Ruthenien (s. auch Rotruthenien) 75, 179, 255

Saar 51
Sachsenhausen s. Oranienburg
Sališčyky 71
San (Fluss) 28, 265
Santa Maria di Leuca 211
Schlawa (Sława) 41
Schlesien (s. auch Niederschlesien, Oberschlesien, Teschener Schlesien) 41, 77, 110, 218, 250
Schwarzes Meer 54, 73, 97, 136, 216, 226, 233
Schweden 237
Schweiz 52, 69, 78, 101, 102
Schwiegel (Kreis) 41
Serbien (s. auch Jugoslawien, Südserbien) 32, 34, 36, 39, 58, 60, 64, 147, 246, 248
Sibirien 226
Siebenbürgen 20, 170, 171, 205, 206, 225, 231, 232, 262
Siedlce 153
Skałat (Skalat) 183
Skandinavien 9
Skopje 34
Sława s. Schlawe
Slawonien 251
Slowakei (s. auch Tschechoslowakei) 103, 117, 156, 223, 243
Sochaczew 183
Sofia 245, 247
Sopot s. Zoppot
Sowjetukraine s. Ukraine
Sowjetunion (s. auch Russland) 250
St. Germain 112-113
St. Petersburg 143
Steinhof 259
Stettin (Szczecin) 233
Stockholm 80
Strunz (Gut) 41
Stryj 71
Sudeten 233
Suwalken (Suwałki) 49, 50
Südosteuropa (s. auch Europa, Mitteleuropa, Osteuropa, Ostmitteleuropa, Westeuropa) 8, 11, 17, 21, 22, 25, 32, 55, 65, 101, 112, 114, 122, 124-126, 131, 157, 171, 188, 196, 226, 233, 235, 237, 238, 242, 246, 247, 253, 255, 262, 265
Südostpolen (s. auch Polen) 255
Südrussland (s. auch Russland) 115
Südserbien (s. auch Serbien) 39
Südstaaten der USA (s. auch Vereinigte Staaten) 200
Südtirol 165
Szapar (Szápár) 145
Szczebrzeszyn 241
Szczecin s. Stettin

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Tarnopol 179, 183
Tarnów 54
Tatra 222, 243
Terebovlja s. Trembowla
Teschener Schlesien (s. auch Niederschlesien, Oberschlesien, Schlesien) 100, 103, 117
Tetovo 34
Theiß (Fluss) 119
Thorn (Toruń) 163, 264
Thüringen 220
Toruń s. Thorn
Trembowla (Terebovlja) 183
Triest 208
Tschechien (s. auch Böhmen, Tschechoslowakei) 150, 223
Tschechoslowakei (s. auch Böhmen, Slowakei, Tschechien) 103, 104, 117, 155, 156, 201, 224, 240, 241, 248
Türkei 55, 250, 260

Ukraine 54, 55, 65, 71, 74, 92, 138, 139, 149, 151, 153, 185, 187, 197, 212-214, 216, 233, 255, 260
Ukrainische Volksrepublik s. Ukraine
Ungarische Tiefebene 205
Ungarn (s. auch Östereich-Ungarn) 19, 70, 71, 103, 105, 123, 145, 171, 189, 199, 200, 224, 225, 232, 236, 237, 245, 248
Ural 136, 226

Venedig 210
Vereinigte Staaten (USA) (s. auch Südstaaten der USA) 22, 52, 69, 80, 81, 91, 102, 126, 165, 191, 211, 235, 237, 259
Versailles 201, 230, 250, 252, 256
Veszprém 145
Vilnius s. Wilna
Vordereuropa 53
Vorkarpaten (s. auch Karpaten) 29

Walachei 20, 253
Wardar 36
Warschau (Warszawa) 10, 56, 58, 77-79, 98, 166, 182, 215, 217, 239-243, 245, 246, 248-251, 262-264
Warthe (Warta) (Fluss) 264
Washington 196
Weichsel (Wisła) (Fluss) 100, 216, 264
Weißes Meer 54, 136, 261
Weißrussische Republik s. Belarus
Weißrussland s. Belarus
Westeuropa (s. auch Europa, Mitteleuropa, Osteuropa, Ostmitteleuropa, Südosteuropa) 33, 42, 136, 176, 215, 243
Westpreußen (s. auch Preußen, Ostpreußen) 177
Westukrainische Republik s. Ukraine
Wien 10, 16, 19, 22, 23, 27, 28, 58, 64, 74, 75, 78, 92, 153, 161, 225, 246, 253, 258-260
Wilna (Vilnius) 243
Winniza (Winnyzja, Winnica) 71
Wisła s. Weichsel
Włodawa 153
Wolhynien 171, 178

Zadar 192
Zips 171
Zoppot (Sopot) 251
Zülz (Biała) 71
Zwischeneuropa 53
Zwischenmeer 233

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-88640-432-2 | Generated on 2025-09-09 21:37:44
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/